1732
L64

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.

Vierter Band.

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Vierter Band, 1823 bis 1843.

WIEN.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/denkwrdigkeitena41pich

RBR
Jantz
#1732
Bd. 4

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.

Vierter Band.

Noch ehe das vorige Jahr, das sehr heiß und trocken war, und auch uns im Innern unsers Hauses viel heiße Leidenstage gebracht hatte, ganz zu Ende war, fragte mich mein älterer Schwager, Franz von Kurländer, der uns von jeher ein lieber und treuer Freund gewesen war, ob er uns nicht einen seiner Amtsgenossen, den Landrath von Pelzeln, aufführen dürfe? Der Name dieser Familie war mir lange ehrenvoll bekannt gewesen. Des Landraths Vater, ein treuer Freund des berühmten Vicepräsidenten von Sonnenfels und des großen Tonsetzers Chevalier Gluck, war als Beamter und Schriftsteller sehr geachtet; dessen (des Hofraths) Bruder aber hatte als Geschichtschreiber Böhmens sich in der gelehrten Welt einen bedeutenden Ruf erworben, und wurde überall mit großem Ruhm, so wie überhaupt die Familie mit Achtung genannt. Wir willigten daher sehr gern ein, die Bekanntschaft dieses Herrn Landraths zu machen, der so berühmte Verwandte hatte, und selbst, wie Kurländer und Jedermann sagte, ein sehr achtungswürdiger Mann war. Ich vermuthete eine literarische Neugierde in dem Abkömmling zweier Schrift-

steller, und dachte an nichts weiters, als Kurländer uns eines Nachmittags den jungen Herrn Landrath vorstellte, der, ohne im Geringsten schön zu seyn, durch Gesichtszüge, welche Geist und feines Gefühl verriethen, und durch einen gefälligen Anstand Wohlwollen einflößte. Nicht ohne einiges Erstaunen ward ich aber gewahr, daß der neue Bekannte, statt, wie ich glaubte, sich um literarische Gegenstände zu bekümmern, ein Gespräch über Grillparzer's Sappho und Melitta mit meiner Tochter begonnen und sich recht darin vertieft hatte.

Er kam von nun an öfters, und war uns stäts ein willkommener Besuch, indem wir nach und nach in ihm einen sehr rechtlichen und zugleich mit der ältern und neuern Literatur bekannten Mann und hochgebildeten Geist erkannten.

Gegen das neue Jahr zu trat nach lange milder Witterung scharfe Kälte ein, und es fiel eine ungeheure Menge Schnee, welche gegen sechs Wochen liegen blieb. Wir lebten etwas einsamer in dieser Zeit, weil Besuche in der Vorstadt nicht ohne Beschwerlichkeit waren; aber der neue Bekannte fand den Weg nicht zu mühsam, und erschien gegen meine Erwartung öfters an stillen Abenden bei uns, wo wir uns ganz allein oder nur in Gesellschaft unsers verehrten Freundes Vierthaler's befanden.

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß Pelzeln meiner Tochter viele Aufmerksamkeit beweise; ich sprach

mit Pichler darüber, wir zogen Erkundigungen ein. Sie fielen alle zum Vortheil des besprochenen Mannes aus, der jetzt schon eine bedeutende Stelle bekleidete, bei seinen Talenten und dem Rufe, dessen er genoß, wahrscheinlich eine glänzende und schnelle Laufbahn machen konnte, und dessen Charakter, so viel es uns zu beurtheilen möglich war, wie Jedermann, der ihn genauer kannte, bestätigte, unsers einzigen Kindes Lebensglück an seiner Seite zu sichern schien. Ruhig sahen wir daher zu, wie die Gemüther sich einander näherten, und der Gedanke, von einem so würdigen Manne geliebt zu werden, zuerst wieder einige Freudigkeit und Selbstzuversicht in meiner Tochter Herzen weckte. Denn die Art, wie Pr. sich in den letzten anderthalb Jahren gegen sie betragen und sie zur Aussprechung ihrer Trennung gezwungen, hatte die düstere Überzeugung in ihr erregt, daß sie nicht im Stande sei, einem bedeutenden Manne bleibende und beglückende Neigung einzuflößen. Wohl hatte sie von jeher, seit sie in der Welt aufgetreten, viele Verehrer und einige bedeutende Freier gehabt, jene aber hatten großentheils, vermöge ihrer Stellung in der Welt keinen Anspruch auf die Hand eines Mädchens, wie Lotte war, machen können, und für diese hatte ihr Herz zu wenig gesprochen. Um so mehr Eindruck machte also bei ihr die Bewerbung eines Mannes, der mit einem ausgezeichneten Charakter eine angenehme Gestalt und eine jetzt schon bedeutende Stellung in der Welt verband. Die Sache ging ihren

Weg. Pelzeln warb förmlich bei uns um sie, und auf den Frühling war die Hochzeit festgesetzt.

So sehr diese glückliche Wendung der Dinge, die oft der Gegenstand meines innigsten Gebetes zu Gott und zur heiligen Jungfrau gewesen war, von deren Muttergefühl ich verstanden zu werden und wo möglich durch ihre Fürbitte Hilfe zu erhalten gewünscht und gehofft hatte, mein Herz beruhigte und uns betagten Ältern die tröstende Versicherung gab, unser einziges geliebtes Kind nach unserm vielleicht nahen Hinscheiden unter dem Schutze eines edeln und liebenden Gemahls versorgt zu wissen, — so konnte ich damals — und kann noch jetzt nicht umhin, mich über die sonderbare Erscheinung in dem Herzen meiner Tochter zu wundern, wie es nämlich diesem Herzen möglich war, nachdem es unlängst einen Jüngling wie Pr. geliebt und allem Anscheine nach leidenschaftlich geliebt hatte, nun in nicht langer Zeit darnach mit warmem Gefühl einen Andern zu umfassen, der in allen Stücken und nach jeder Seite hin das Widerspiel des Vorigen war. Nur die einzige Erklärung bot sich mir bei näherer Betrachtung dar, daß jene Neigung mehr durch die blendenden Eigenschaften, jugendliche Wohlgestalt und eine übergroß gezeigte Leidenschaft entstanden, folglich mehr auf Phantasie als auf den wirklich erkannten Charakter des glänzenden jungen Mannes gegründet, und eben durch dessen ungleiches räthselhaftes Betragen in gleicher Wärme erhalten worden war. So wie Zeit und bittere Erfah-

rungen das Mädchen über die wahre Sinnesart des Geliebten enttäuscht, und er aufgehört hatte, der Halbgott zu seyn, den sie früher in ihm gesehen, wandte sich ihr ganzes Wesen heftig von ihm und von Allem ab, was ihm glich, und kehrte sich gerade dem Entgegengesetzten zu. So allein kann ich mir diesen gänzlichen Absprung der Empfindung in einem übrigens ganz reinen und wahren Mädchenherzen erklären.

Nun begann eine frohe aber sehr geschäftige Zeit für mich. Die Ausstattung der Tochter, die Einkäufe, die Besprechungen mit Handwerkern und Arbeiterinnen, Besuche und Gegenbesuche erhielten mich in reger Spannung, und endlich kam die Zeit der Vermählung heran. Pelzeln lebte mit seiner Mutter, der Witwe des Hofraths, einer sehr verständigen erfahrnen Frau, die ihren Sohn außerordentlich, wie er es verdiente, liebte, und eben so warm von ihm geliebt wurde. Es war also von vorn herein ausgemacht, daß meine Tochter nebst der Schwiegermutter bei ihrem Manne leben, und sogleich nach der Hochzeit zu ihnen ziehen sollte, weil vor der Hand die Wohnung groß genug war und für den Herbst eine andere gesucht werden sollte. Dem gemäß wurden die Anstalten getroffen, und Pelzeln entschloß sich, wofür wir Ältern ihm herzlich dankbar waren, in unserm Hause das zweite Stockwerk für nächsten Winter zu beziehen. Das war mehr Freude, als ich erwartet hatte, denn ich hatte mich bereits ganz darauf eingerichtet, mein Kind nun oft einen oder

mehrere Tage nicht zu ſehen, wegen der Entfernung von der Stadt.

Unſere Freunde Zay hatten, vermöge ihrer wahren Anhänglichkeit an uns, beſchloſſen, bei der Hochzeit unſers lieben Kindes gegenwärtig zu ſeyn, und ſo machten ſie denn zu dieſem Ende die Reiſe von Bucſan hieher, und die Vermählung wurde am 20. April, an dem Tage, an welchem mehr als fünfzig Jahre früher meine theuern Ältern getraut worden waren, gefeiert. Die Geſellſchaft war nicht ſehr zahlreich; außer des Bräutigams Mutter, der verwitweten Hofräthin, und den guten Zay, noch meines Mannes Bruder, der Buchhändler ſammt ſeiner Frau, meine beiden Schwäger Kurländer ſammt des jüngern Frau, der ehemaligen Fräulein Schechtern, die er drei Vierteljahre vorher geheirathet hatte, und die Beiſtände — auf Pelzeln's Seite zwei ſeiner Jugendfreunde, Hofrath von Burgermeiſter und Appellationsrath von Schmerling; für Lotten ihr Oheim Pichler und unſer hochverehrter Freund Regierungsrath Vierthaler. Franz Kurländer war Brautführer, als der einzige unverheirathete männliche Verwandte, und Fräulein Jeannette von Maillard übernahm das Amt der Kranzjungfer.

Es war ein ſchöner, ein unvergeßlicher Tag, an dem ein paar gute, rechtliche, ſich warm liebende Menſchen vor Gottes Thron durch Prieſters Segen für ihr ganzes Leben vereinigt wurden. — Ach, leider dachte wohl Niemand der Anweſenden daran, daß dieſe Verbindung

nur wenige Jahre währen sollte! So begann diese Ehe unter glücklichen Auspicien. — Lotte war damals ihrem Bräutigam von ganzem Herzen zugethan und achtete ihn außerordentlich; — leidenschaftlich verliebt aber schien sie mir nicht, und gerade diese ruhigere Neigung war ihrer Gemüthslage und den kaum verwischten früheren Eindrücken gemäß. Späterhin wuchs sie im Zusammenleben mit dem edlen, geistvollen und treuen Lebensgefährten bis zu einer Höhe der Leidenschaftlichkeit, über welche wir Ältern, wenn wir alle Verhältnisse und Umstände erwogen, uns nicht genug wundern konnten, aber freuen mußten.

Pelzeln's Mutter, eine kränkliche und an ein äußerst stilles einsames Leben gewohnte Frau, hatte sich bei der Trauung in der Kirche — es war den Tag vorher ein starkes Gewitter gewesen und die Luft sehr abgekühlt — erkältet. Sie zog gleich nach der Hochzeit in ihre Landwohnung nach Mödling, wo sie jeden Sommer allein zubrachte, und ihr Sohn sie nur jeden Samstag Abends besuchte und bis Montag Früh bei ihr verweilte. Dort wurde sie ziemlich ernstlich krank, was den Sohn und somit auch Lotten mit großer Besorgniß erfüllte. Sie erholte sich indeß bald, und so dauerte die angenehme Stille in unserer Familie bis zum Juli, wo plötzlich der jüngste und letzte Bruder meines Mannes, eben der, welcher Zeuge bei meiner Tochter Trauung gewesen, gefährlich erkrankte und in wenig Tagen starb. Mein Mann hatte ihn sehr geliebt; er hatte, aus Liebe

zu ihm große Opfer gebracht, deren für uns nachtheilige Folgen ſich noch bis nach dreißig Jahren erſtreckten. Er war alſo viel mehr durch dieſen Verluſt gebeugt, als früher durch den des älteren geiſtlichen Bruders.

Zum erſten Male reiſete ich nun allein nach Ungarn zu meinen Freunden, traf dort noch einmal mit der theuern Thereſe zuſammen, die jetzt ihre Zeit zwiſchen ihrer Schweſter Minna, welche in Agram lebte, und ihrer Freundin Zay theilen, und ſich wechſelweis bald bei dieſer, bald bei jener aufhalten wollte, und erfreute mich, das letzte Mal an ihrem ſo liebenswürdigen, ſo beglückenden Umgange. Auch hier dachte ich nicht, daß dies Band ſo bald reißen werde; aber gerade dieſe vielfachen Reiſen, dieſe Fatiguen, denen die Kräfte der alternden Freundin nicht mehr gewachſen waren, mochten viel zu ihrem bald darauf erfolgten Tode beigetragen haben.

Damals alſo, i. J. 1823, waren wir noch recht froh beiſammen, und ich genoß den durch die Umſtände ziemlich verkürzten Aufenthalt recht vergnügt in dieſen freundlichen Umgebungen.

Nach Wien zurückgekehrt, wurden Anſtalten zum Séjour in Baden gemacht, der meinem Manne das vorige Jahr ſo ſehr zugeſagt hatte, und wo er ſeine Ferien heuer zuzubringen beſchloß. Meine Tochter wohnte während dieſer Zeit auch nicht fern von uns, in Mödling, mit ihrem Manne, der ebenfalls ſeinen Urlaub

bei seiner Mutter zubrachte, und wir sahen und genoſſen uns während dieſer Zeit viel öfter, als geſchehen wäre, wenn Pelzeln in Wien geblieben wäre.

Schon vor längerer Zeit, ſchon während des Befreiungskrieges, hatte ich von der in ganz Deutſchland und wohl auch in Frankreich bekannten und berühmten Frau Helmina von Chezy einige Briefe erhalten und beantwortet. Sie war damals in den Rheingegenden bei den preußiſchen Spitälern beſchäftigt geweſen, und hatte ſich durch gutgemeinten aber wenig überlegten Eifer viele Verdrießlichkeiten zugezogen. Jetzt war ſie nach Wien und von da nach Baden gekommen, wo ſie, begleitet von ihren zwei Söhnen, mich freundlich aufſuchte. Ich hatte ſie mir anders vorgeſtellt und fand eine kleine unterſetzte Frau mit ſprechenden Augen und freundlichen Zügen, die in frühern Jahren hübſch geweſen ſeyn mochten, denen man aber jetzt nicht bloß die Spuren vorgerückten Alters (ſie mochte zwiſchen 40—50 Jahre alt ſeyn), ſondern einer nicht ſorgenfreien, nicht bequemen Exiſtenz anſah. Auch antwortete ſie mir, als ich fragte, wo ihr gewöhnlicher Aufenthalt ſei (denn damals war ſie von Dresden gekommen), ich habe keine Heimath!

Ich kann nicht ſagen, wie wehmüthig mich dies Wort ergriff! Keine Heimath! Eine Frau von Geburt (eine Baroneſſe Klenke), von ausgezeichnetem Talent und mit zwei herangewachſenen Söhnen, die erzogen und verſorgt werden ſollten! Das war es auch vermuth-

lich, was ſich mir ſogleich in ihrer erſten Erſcheinung zeigte, dieſe Entfremdung von aller geregelten Häuslichkeit und Stätigkeit des Lebens; dieſer ihrer Herkunft und Stellung faſt widerſprechende Anzug, — ihr, wenn ich ſo ſagen darf, weather-beaten shape, wie man von Soldaten oder Seeleuten ſagt: weather-beaten features! Übrigens mußte die geiſtige Bildung, die ſich in ihrem Geſpräche zeigte, ſo wie eine außerordentliche Gutmüthigkeit, welche ſie ſo oft bewog, bei Nothleidenden oder ſolchen, die ſie unterdrückt glaubte, als Helferin und Retterin aufzutreten, für ſie gewinnen. Von da an blieb Frau von Chezy einige Jahre in Wien, nachdem ſie vorher in Berlin, Paris, Dresden u. ſ. w. gelebt hatte, und ſpäter wieder ſich in Oberöſterreich, Paris, München, Stuttgart u. ſ. w. abwechſelnd aufhielt. Sie ſchien ſich in Wien wohl zu gefallen. Vorzüglich ſchloß ſie ſich an die Familie Schlegel an, die ſie noch aus Paris kannte, und dort einige Zeit mit ihnen gelebt hatte, und auch in dem Kreiſe der Frauen von Pereira und Ephraim ward ſie bald heimiſch, und ſo ſahen wir uns denn öfters, theils in dieſen Häuſern, theils bei mir.

Da mein Geiſt von der drückenden Spannung, in welcher ihn das peinliche Verhältniß meiner Tochter zu Pr. durch ein paar Jahre gehalten hatte, nunmehr frei geworden war, indem ich dieſes einzige geliebte Kind an der Seite eines trefflichen Gemahls verſorgt und glücklich ſah, erwachte auch wieder die Luſt, etwas zu ſchaf-

fen, und da der hiſtoriſche Roman durch Walter Scott jetzt ſolchen Anklang gefunden hatte, wollte auch ich mich in dieſem Fache verſuchen und wählte einen vaterländiſchen Stoff: „Die Belagerung Wien's (1683)“. Dazu ſuchte ich mir nun die Daten aus Geſchichts- und Chronikenbüchern zuſammen, las fleißig und bewarb mich auch um Auskunft über die Lokalitäten; denn ich bin überzeugt, daß ohne Autopſie, ohne genaue Kenntniß des Schauplatzes, auf welchem man eine Geſchichte vorgehen läßt, nie eine naturgetreue lebendige Schilderung zu erreichen iſt. So begab ich mich denn mit Luſt und Liebe an meine neue Arbeit, und ſo entſtand dieſer Roman, in welchem ich einzelne Züge von mir bekannten Charakteren und einzelne Ereigniſſe, die ich erlebt, aufgenommen habe. Madame de Montolieu, die ſchon meinen „Agathokles“ in's Franzöſiſche — mit Haut und Haar überſetzt, das heißt, verfranzöſirt hatte, wofür ich ihr nicht viel Dank wußte, hat auch den Siège de Vienne in's Franzöſiſche übertragen, aber doch bei weitem treuer und naturgemäßer. Beim Agathokles ließ ſie Alles, was von Reflexion über Religion, über damalige Lebensverhältniſſe, Begebenheiten u. ſ. w. vorkommt, ohne weiters aus, und gab nur die Fabel des Buches, indem ſie mich in einem übrigens recht freundlichen, ja mütterlichen Briefe — denn wir ſtanden damals im J. 1814—15 ungefähr in unſerm Alter ſo zu einander — verſicherte, daß ſie dieſe Auslaſſungen und Veränderungen habe vornehmen müſſen, um den Ro-

man nach dem Geſchmack ihrer Landsleute einzurichten, womit ſie dieſen, wie ich glaube, kein Kompliment gemacht hat.

Nach dieſer verſtümmelten Übertragung hat ihn dann auch Herr Raſori in's Italieniſche überſetzt, dies aber nicht bekannt, ſondern vermuthen laſſen, daß es ein Originalwerk von ihm ſelbſt ſei.

Im kommenden Herbſt zog meine geliebte Tochter mit ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter in unſer Haus. Sie durfte damals ſchon auf Mutterfreuden hoffen, und wir waren ſehr froh über alle dieſe günſtigen Wendungen unſerer häuslichen Verhältniſſe. Auch hatte ich auf ein oftmaliges Zuſammenſein nicht bloß mit meiner Tochter, ſondern auch mit Pelzeln und ſeiner Mutter gehofft. Aber dieſe Erwartung ſchlug fehl. Die Mutter war kränklich, ging wenig aus, und kam alſo auch nur ſelten zu uns herab. Lotte war oft bei uns, ging damals auch noch zuweilen mit uns zu ihren frühern Bekannten; aber dies hörte bald auf, denn ihr Mann ſah es nicht gern, und es ſchien eine Art von Syſtem bei ihm zu ſeyn, ſie ihrem vorigen Kreiſe ganz zu entfremden und ſie dafür in dem ſeinigen einheimiſch zu machen. Daß mir das nicht ganz lieb war, läßt ſich begreifen. Da aber des Schwiegerſohnes übrige Eigenſchaften ſo ſchätzbar waren, und meine Tochter ſich an ſeiner Seite je länger, je glücklicher fühlte, gingen wir über jene Verſchiedenheit der Meinungen hinaus.

Das neue Jahr begann unter trüben Auspicien, und es bewährte sich auch als ein fatales in seinem Verlaufe. Meine Tochter, bereits im fünften Monate ihrer Schwangerschaft, erkrankte schwer an einer Verkältung, die eine Unterleibsentzündung nach sich zog, in welcher ihr zweimal Egel gesetzt werden mußten. Diese Krankheit, verbunden mit dem Zustand, in welchem sie sich seit fünf Monaten befand, flößte uns Allen unnennbare Angst ein. Die geschickte und theilnahmsvolle Behandlung unsers Arztes und alten Freundes, des Barons von Türkheim, rettete sie diesmal, wie er sie schon mehrmal in der Ruhr und im Scharlachfieber gerettet hatte. Sie genas, konnte am neunten Tage schon auf eine Stunde aufstehen und besserte sich nun schnell. Aber die Frucht, welche sie in sich trug, fühlte doch die Rückwirkung des Sturmes, der den Körper der Mutter erschüttert hatte. Sehr leicht und glücklich wurde diese — nach unser Aller Rechnung vielleicht um vierzehn Tage zu früh — von einem zwar gesunden, aber sehr kleinen und schwächlichen Knaben entbunden, der in der Taufe den Namen Theodor erhielt.

Die Mutter war nicht im Stande, ihn zu stillen, wohl der eigenen zurückgebliebenen Schwäche willen. Er bekam eine Amme und versprach ein schöner Knabe zu werden, denn seine Züge waren angenehm. Noch war er aber nicht drei Monate auf der Welt, als sich ein Sturm anderer Art über uns erhob. Mein Schwiegersohn, durch ämtliche Verhältnisse bestimmt, suchte

höhern Orts um eine Verſetzung in ein anderes Kollegium an, die zugleich eine Beförderung wäre. — Sein Wunſch ward ihm gewährt, denn ſeine Verdienſte waren bekannt, aber nicht ſo, wie wir und vielleicht auch er gewünſcht hatten. Er wurde zum Appellationsrath ernannt — in Prag, und ſollte im Herbſte Wien verlaſſen und ſich auf ſeinen neuen Poſten verfügen.

Ich finde, im eigentlichen Sinn, keine Worte, um zu bezeichnen, wie dieſe Nachricht, welche mein Mann eines Mittags nach Hauſe brachte, auf mich wirkte. Ich war nicht — wie man öfters ſagt — vom Donner gerührt, ich war im eigentlichen Sinn vernichtet. Mein einziges, mein mir ſo theures und mit Recht geliebtes Kind, die Mutter eines holden Enkels, ſammt dieſem zu verlieren, ſie aus meiner Nähe, für lange, vielleicht für immer ſcheiden zu ſehen, ohne andere verläßliche Ausſicht, als hier und dort in einem oder andern Jahre einen kurzen Beſuch — und das jetzt, wo ich mich erſt wieder recht an ſie gewöhnt, und in die ſüße Gewißheit, unter Einem Dache mit ihr zu wohnen, hineingelebt hatte! Meinem ärgſten Feinde möchte ich die Gefühle nicht wünſchen, welche die folgenden Tage und Nächte mein zerrüttetes Gemüth beſtürmten. Schlaflos, unter peinlichen Träumen, verſchlichen die Nächte; am Tage mahnte jeder Gegenſtand, jeder Blick auf meine Tochter mich an den nahedrohenden Verluſt. Daß ich meine Zuflucht im Gebete zu Gott nahm, daß ich ihn um Ergebung in ſeine Fügungen,

um Erleuchtung auf meinem nächtlich gewordenen Pfad anflehte, war wohl natürlich. Am dritten Tage endlich ward mir in dieſem Sinne Erhörung, und ich erkannte abermals, wie ſchon oft, die Kraft und den Nutzen des Gebetes. Es war als riefe eine leiſe aber vernehmliche Stimme in meinem Innern mir zu: Du haſt deine Tochter zu ſehr geliebt, haſt zu ſehr dein Glück auf ſie gebaut, und das ſollteſt du nicht, denn des Menſchen Herz ſoll nie am Irdiſchen ſo feſt hangen, darum entzieht dir ſie Gott auf eine Weile oder auf lange.

Jetzt ward es mit Einemmale Licht in meiner Seele, und die ſchmerzlichen Diſſonanzen: warum denn dieſe Trennung Statt haben und ich mein Kind verlieren ſollte, nachdem es ohne jenes Streben ihres Mannes nach einer andern Anſtellung ſo wohl hätte in meiner Nähe bleiben können? — löſeten ſich in eine ruhige klare Schlußkadenz auf, daß das zum Beſten meiner Seele ſei — und wenn gleich mein Schmerz derſelbige blieb, ſo wurde er von dieſem Augenblick an ruhig und ergeben. Wie wahr empfand ich die Worte Fenelon's: Tant qu'on veut le mal qu'on souffre il n'est point mal. Pourquoi en faire un vrai mal, en cessant de le vouloir.

So ergab ich mich denn in den Willen Gottes, und ſah mit tiefem aber ruhigem Schmerz die Vorbereitungen zur Abreiſe meiner Kinder, welche im September Statt haben ſollte, und die Schwiegermutter ging, wie natürlich, mit ihrem Sohn ebenfalls nach Prag. Uns

riefen die Badnerbäder, deren mein Mann jetzt im eigentlichen Sinn jedes Jahr bedurfte, von Wien ab, noch ehe Pelzeln's Abreise erfolgen sollte. Das that unserer armen Lotte zu weh, sich jetzt schon von den Ältern, deren Alles und Liebstes sie war, trennen, und jene sobald allein zu lassen. Sie entschloß sich daher zu einem großen Opfer; sie ließ ihren Mann sammt seiner Mutter und ihrem Kinde abreisen, das unter dieser Aufsicht wohl geborgen war, und kam zu uns nach Baden, um noch ein paar Wochen mit uns zuzubringen. Wir hatten dies durchaus nicht von ihr verlangt, ja wir weigerten uns Beide ernstlich, dieß Opfer anzunehmen, weil sich nicht ohne Grund voraussehen ließ, daß es ihr von einigen Personen werde übel gedeutet werden; aber ihre kindliche Pietät überwand diese Rücksichten, und so blieb sie denn ein paar Wochen bei uns, die wir mit wehmüthiger Freude genossen. Sie empfand schon damals, daß sie abermals werde Mutter werden, und die Unpäßlichkeiten, welche ihr der Anfang jeder Schwangerschaft verursachte, trübten ebenfalls unsere letzten Freuden.

Ein paar Bekanntschaften machten wir während dieses Aufenthalts in Baden, die sich dann auch in Wien dauerhaft an uns anschlossen und uns manche angenehme Stunden verschafften. Es waren ein Herr v. Graffen, aus Hamburg gebürtig, der hier Resident seiner Vaterstadt war, und ein Herr Hülsemann, aus Hannover. Beide sehr gebildete und artige junge Männer.

Graffen, bei weitem der Bedeutendere unter ihnen, hatte während des Freiheitskrieges in der Hanseatischen Legion gedient, weßhalb wir ihn unter uns den Hanseaten nannten, so wie er von einer Eigenheit seines Geistes, jedem Dinge aufs genaueste nachzuforschen, besonders im wissenschaftlichen Sinne, den Beinamen: Herr v. Gründlich erhielt.

Wir kehrten hierauf noch mit Lotten nach Wien zurück, und es war uns eine große Beruhigung, daß zwei Schwestern ihrer Tante Pichler, der Witwe des Buchhändlers, sammt dem Sohn derselben, dem Cousin Lottens, gerade damals nach Prag reiseten, und meine Tochter mitnahmen. So war sie doch unter Freunden und Bekannten nach ihrer ersten Trennung von uns.

Wie weh mir war, als ich mich endlich allein im Hause fand — brauch' ich nicht zu schildern. Aber ein großer Trost wurde mir durch den glücklichen Zufall, daß meine theure Freundin Schlegel, als sie vernahm, daß die Wohnung in unserm Hause leer geworden, sich entschloß, dieselbe zu beziehen. Ihre Nähe, ihr Umgang, die mannigfachen Resourcen, welche ein gebildeter Mensch in diesem Hause finden konnte, das von so vielen bedeutenden einheimischen Personen und von den meisten interessanten Fremden besucht wurde, und vor Allem die Freundschaft, die herzliche Theilnahme und der fromme Sinn Dorotheens thaten meinem wunden Herzen unendlich wohl, und ich konnte ihren Entschluß,

zu uns zu ziehen, nur als eine zu meinem Troſte gelenkte Fügung Gottes betrachten.

Unſer Leben war von nun an ſtiller als zuvor. Schon im Jahre 1823 hatten wir, weil Carl Kurländer und meine Tochter geheirathet, und das Haus verlaſſen hatten, uns enger zuſammengezogen, und einen Theil der Wohnung an einen alten Bekannten und Freund vermiethet. Nun war ich oft in dieſer engern Umgebung den ganzen Tag allein, denn Pichler ging zeitlich ins Bureau, kam nur zur Eſſensſtunde nach Hauſe, und verließ dies wieder nach dem Eſſen, um ſpät, oft gegen 9 Uhr erſt, wiederzukehren. Obgleich ich von Kindheit an ſtäts gern allein war, und ſogar ein Bedürfniß fühlte, täglich einige Stunden völlig einſam zuzubringen, ſo war es mir doch eine Erholung und Freude, jetzt recht oft — beinahe täglich — meine liebe Hausgenoſſin, Frau von Schlegel, zu beſuchen. Am öfteſten geſchah dies Abends, wo ich denn meiſtens angenehme Geſellſchaft fand, wie Herrn von Klinkowſtröm (den Vorſteher einer muſterhaften Erziehungsanſtalt in unſerer Nähe), deſſen Schwägerinnen Fräulein von Mengershauſen, ſehr angenehme Frauenzimmer; Herrn von Bucholz, einen ſehr gebildeten, ja gelehrten und überaus achtungswerthen jungen Mann, der mit ſeinem Freunde Hülſemann oft kam; Frau von Doré, ehemals Fräulein Caspers; Herrn Fendi, den geiſtreichen Ma-

ler, und ſonſt noch mehrere, theils hieſige, theils durchreiſende Gelehrte, und ausgezeichnete Menſchen. Sehr oft erſchien auch die Gräfin L . . a, die aber, wenn ſie kam, ſtäts eher den Herrn vom Hauſe in ſeinem Schreibezimmer beſuchte, was wir meiſt dadurch erfuhren, daß der Bediente ihre Arbeit brachte und indeſſen bei der guten Schlegel niederlegte, die denn, klug und taktvoll wie ſie war, dies dem Anſchein nach ganz gleichgültig geſchehen ließ, und der Dame, wenn ſie endlich zu uns herüber kam, freundlich begegnete. Dieſe Andeutungen mögen dazu dienen, die Stellen von Schlegel's treuer und ausſchließender Liebe zu ſeiner Frau zu beleuchten, welche ſich in dem etwas excentriſchen Aufſatze „Friedrich und Dorothea von Schlegel“ finden, der bald nach dem Tode dieſer unvergeßlichen Freundin in der Allgemeinen Zeitung ſtand.

In dieſem Kreiſe fand ich die befriedigendſte Unterhaltung, ſo wie ich in der edlen Schlegel herzlichen Neigung zu mir, in ihrem frommen Sinn und ihrer Achtung für Häuslichkeit und ſtilles Walten, Nahrung für mein Herz fand. Dorothea wußte eben ſo richtig über ein neu erſchienenes literariſches Produkt, wie über die Zurichtung einer Speiſe, über irgend eine häusliche Arbeit zu urtheilen, und bei ihr that weder die Hausfrau der Schriftſtellerin (denn ſie hatte früher, aber nicht unter ihrem Namen, den Roman Florentin und manches Andere erſcheinen laſſen) noch dieſe

jener in ihrer prosaischen aber nützlichen, ja nothwendigen Wirksamkeit Eintrag. Und alle diese schönen Eigenschaften waren durch eine warme Frömmigkeit und stille Heiterkeit eines klaren selbstbewußten Geistes verklärt.

Wohl könnte es mir nicht einfallen, das Übermaß von Frömmigkeit, in das sich Frau von Schlegel hineinverloren hatte, und das sie den Ansichten der Ligorianer, überhaupt dem Ultramontanismus so geneigt machte, zu billigen oder wohl gar zu vertheidigen; eben so wenig als manche falsche Eingebung ihres jugendlichen Herzens, die sie zu vielem Tadelnswerthen verleitete. Für mich existirte Dorothea nur seit ich sie kennen gelernt, seit 1808, und da waren jene Verirrungen vorüber, zum Theil vergessen, zum Theil vergütet durch ein musterhaftes Betragen. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß manchmal ihr ein Wort, eine Andeutung entschlüpfte, die man wohl dafür auslegen konnte, daß ihr Gewissen ihr über jene Begebenheiten noch zuweilen Vorwürfe mache, und ihre zu weit getriebene Frömmigkeit, ihr Versinken im Hyperkatholicismus von diesem beunruhigten Gewissen herrühre, das darin Büßung, Trost, Ruhe gesucht.

Noch eine andere freundschaftlich gesellige Erheiterung ward mir damals dadurch, daß meine älteste Jugendfreundin, Fräulein v. Ravenet, die im Hause der Gräfin Esterhazy in Preßburg als Erzieherin gelebt, gerade ein Jahr, nachdem meine Tochter geheiratet, also im Mai 1824, nachdem sie die Erziehung ihrer

Elève vollendet und diese an den Altar begleitet hatte, nun selbst ihre Hand einem Manne reichte, den sie lange gekannt und geschätzt hatte, und der ihr durch 25 Jahre eine unverbrüchliche Treue hielt. Es war Herr Schödlberger, der als Schulmann, als Künstler und als Mensch sehr achtungswerth, einer unserer bedeutendsten Landschaftsmaler, und im Umgang, trotz einiger Trockenheit, geistvoll und unterrichtet war. Diese werthe Freundin besuchte uns öfters des Abends, wo denn mein Mann uns die neuesten Erscheinungen der schönen Literatur vorlas, bis Schödlberger kam, seine Frau abzuholen, und wir mit ihm noch ein Stündchen verplauderten.

So gestaltete sich mein Leben äußerlich recht freundlich, und ich konnte diese angenehmen geselligen Verhältnisse nur mit innigem Dank gegen die Vorsicht, welche mir diese Tröstung und Erheiterung zugesendet, anerkennen. Aber dennoch blieb die tiefe Wunde, welche mir die Trennung von meinem einzigen Kinde geschlagen, offen und blutete fort, und ein Moll-Accord tönte aus der Tiefe meines Herzens durch alle diese Zerstreuungen und Annehmlichkeiten durch. Ich möchte dieses Durchtönen mit der Wirkung eines Chores in Haendels Oratorium: Acis und Galathea vergleichen, das ich in meiner Jugend aufführen hörte, als Baron van Swieten im Verein mit Fürst Dietrichstein und Schwarzenberg mehrere Kompositionen dieses großen Meisters unter Mozarts Direktion, der die Blaseinstru-

mente zu dieſen ſo höchſt einfachen Kompoſitionen hinzugefügt hatte, dem Publikum zu genießen gab. In jenem Chor nun, den die Hirten anſtimmen, um Galathea über Acis Tod zu tröſten, tönt das Wort todt durch alle andern Melodien und Worte, die der Chor noch ſpricht und ſingt, wie ein erſchütternder Grundton hindurch und macht einen unglaublichen Effekt.

Unſere Weihnachtbeſcheerung war, da meine Tochter nicht mehr dabei ſeyn konnte, abgeſtellt worden, aber am heil. Dreikönigstag veranſtaltete ich einen andern Scherz. — Es wurden zwei Torten gebacken, in jeder derſelben eine Bohne verborgen, und nun die Stücke unter die Geſellſchaft — von der einen den Frauen, von der andern den Herren — ausgetheilt, damit König und Königin zugleich gewählt würden. Sehr beluſtigend für Alle war es, daß dies Loos Herrn Friedrich v. Schlegel und Frau v. Arneth (ehemals Adamberger) traf, und nun Beide ihre Rollen mit gutmüthiger Laune zur Freude der Geſellſchaft ausführten.

In der folgenden Faſten wurde Grillparzer's Ottokar aufgeführt, als Benefice der Regiſſeurs. Wir nahmen mit Carl Kurländer gemeinſchaftlich eine Loge, und wohnten der Aufführung mit lebhaftem Antheil bei. Sehr ſpannend und ergreifend waren die erſten zwei Akte, wo Siege und Glücksfälle ſich zu überbieten ſcheinen, um Ottokar's Macht und Ruhm zu vergrößern. Der dritte Akt, wo der Auftritt mit dem Zelte vorgeht, deſſen Zeltſchnüre der boshafte Zawiſch

abſchneidet, ließ ſchon etwas kälter. Im vierten Akt berührte, mich wenigſtens, der Anblick des von ſeiner ſtolzen Höhe herabgeſchleuderten Königs, der da unmuthig, faſt verzweifelnd, vor dem Thore ſeines Schloſſes in Prag liegt, höchſt unangenehm, beſonders da noch ſeine Frau und ihr Buhle (jener Zawiſch) auftreten, und ihn gleichſam für das, was er gethan, ausſchelten. Es ſcheint mir dies Ausſchelten des Helden eines Stückes — mag er es übrigens verdient haben oder nicht — immer etwas, was dem Intereſſe, das man bisher an ihm genommen, und daher auch dem Stücke, Eintrag thut. Die Strafpredigt, welche Medea in dem Trauerſpiele Grillparzer's dem ebenfalls am Boden liegenden Jaſon hält — wirkt eben ſo, und in einem freilich geringeren Maße auch die Ermahnung, welche Theramenes in der Sappho dem Phaon hält. Dahin gehört, meinem Gefühle nach, auch die Scene im Trauerſpiele meines unvergeßlichen Freundes Collin: Mäon, wo Mäon vor ſeinem Oheim Odenat am Boden liegt, und dieſer ihm in Zenobia's Gegenwart, die der junge Held heimlich liebt, den Fuß auf den Nacken ſetzt. Bei mir, wenn ich an Zenobia's Stelle geweſen wäre, hätte eine ſehr robuſte Liebe dazu gehört, um bei ſolch einem Anblick noch auszuhalten, und den ſchimpflich Gedemüthigten noch ferner zu lieben. Doch wir kehren zum Ottokar zurück, deſſen Intereſſe im vierten und auch im fünften Akt merklich abnahm. Dazu dauerte auch das Stück ungewöhnlich lange, und da doch faſt

Jedermann noch den Epilog und das Erſcheinen der Regiſſeurs erwarten wollte, wurde es elf Uhr, bis Alles zu Ende war. Das Stück wurde indeß doch ſehr beklatſcht, der Verfaſſer gerufen, der, wie natürlich, nicht erſchien, und Alles ſehr beifällig aufgenommen.

In Prag erklärte man ſich ſehr gegen das Stück. Die untergeordnete Rolle, welche der wilde gewaltſame Ottokar, den ſein Ehrgeiz und ein böſes Weib rückſichtslos forttreiben, neben dem würdigen, ruhigen weiſen Rudolph ſpielt, das Licht, in welchem er ſeiner Frau und ihrem Buhlen gegenüber erſcheint, endlich manche Rohheiten und geringſchätzige Reden, die er ſich ſelbſt gegen ſeine Böhmen erlaubt, wenn er ihnen ihren Mangel an Kultur im Vergleich mit den Deutſchen vorwirft — Alles dies reizte und verletzte den Nationalſtolz der Böhmen. Und wenn ich ſchon ſagen muß, daß dies die Nationaleitelkeit gegenüber einem trefflichen Werke, das noch dazu ziemlich der geſchichtlichen Wahrheit getreu iſt, zu weit treiben heißt, wenn ich gleich ſelbſt über dieſe Verletzbarkeit des böhmiſchen Nationalgefühls zu klagen habe — denn dies Gefühl, und nur dies war Schuld, daß im Jahre 1816 mein Kaiſer Ferdinand nicht aufgeführt wurde, weil die Böhmen darin als Rebellen erſcheinen — ſo muß ich doch dieſen Zug an einer Nation ehren, und von Herzen wünſchen, daß meine guten Landsleute, die Öſterreicher, etwas von dieſer Verletzbarkeit fühlten, und nicht allein ge-

duldig, sondern sogar beifällig die Spöttereien und geringschätzigen Urtheile Fremder über sich fürder nicht mehr anhören möchten.

Meine arme Tochter war mittlerweile in eben diesem Prag in einer sehr betrübenden Lage. Ihr kleiner Knabe Theodor kränkelte, und auch ihrer Schwiegermutter schien das rauhere Klima nicht zu bekommen. Auch sie fühlte sich nicht wohl, und es reifte in ihr und ihrem Sohn der Entschluß, sich lieber zu trennen. So wurde beschlossen, daß die Hofräthin nach Wien zurückkehren sollte, so wehe ihr die Trennung von ihrem Sohn that, und dieser sie hieher geleiten werde. Der Entschluß wurde ausgeführt, freilich zu einer Zeit, die für meine arme Tochter nicht günstig war; denn ihr Kind, ihr damals einziges, war bedenklich krank, sie selbst hoch schwanger, und ihr Mann reisete in eben diesen Tagen mit seiner Mutter fort. Ein großes Glück war es, daß derjenige Freund Pelzeln's, der, selbst in Prag etablirt, ihm den Herbst zuvor die Wohnung auf der Kleinseite gemiethet, zufälliger Weise das Haus einer meiner Jugendfreundinnen, der Baronin Hanner, gewählt hatte. Diese Frau war eine geborne Baronesse von Born, Nichte des berühmten Mineralogen und Cousine eines andern, mir ebenfalls werthen Fräuleins v. Born, des Gelehrten Tochter, die nun schon längst mir in das verhüllte Jenseits vorangegangen ist.

Josephine nahm meine Tochter, wie sie mit ihrem Manne in ihr Haus zog, mit mütterlicher Zuneigung auf, und in ihrer Tochter Marie (jetzt Frau v. Müller) fand Lotte eine Schwester. In dieser Fügung sah ich wieder die väterliche Waltung der Vorsicht zu unserm wahren Besten, denn in der traurigen Zeit der Trennung von ihrem Mann, am Bette des kranken Kindes, leisteten die beiden Freundinnen der Vereinsamten, was sie nur von einer Mutter und Schwester erwarten konnte.

Pelzeln war also nach Wien gekommen; er wohnte, wie sich das von selbst versteht, diese wenigen Tage bei uns, und seine Mutter, bis sich eine Wohnung für sie fand, bei einer Freundin. Kaum aber waren sie einige Tage hier, so erhielt ich einen Brief von meiner armen Tochter, die mir den bald darnach erfolgten Tod ihres Kindes meldete. In dieser düstern Zeit, so allein neben dem Bette des verstorbenen einzigen Kindes, konnte nur die Hoffnung auf den nahen Ersatz — der aber nie ein vollständiger ist — ihr einigen Trost geben. Es ist auch eben kein Ersatz, denn eine Mutter hat nie zu viel Kinder, und keines bietet jemals alle die Charaktereigenheiten dar, die das Verstorbene hatte. Doch kann dieser Unterschied bei einem zehn Monat alten Kinde zum Glück nicht bemerkt werden.

Pelzeln wünschte, daß ich zur Entbindung seiner Frau nach Prag kommen möchte, weil sie nun auch

des Beistandes seiner Mutter beraubt war. Wohl verließ ich Pichlern ungern auf so lange Zeit, denn da ich, um nichts zu versäumen, doch einige Zeit vor der Entbindung dort seyn mußte, konnten leicht zwei Monate vergehen, ehe ich wieder nach Wien zurückzukehren vermochte. Indessen lag mir selbst sehr viel daran, meine Tochter in einer solchen Periode nicht zu verlassen, Pichler willigte ebenfalls ein, und so rüstete ich mich denn, um gegen den 20. April in Prag einzutreffen. Von jeher war das Reisen, die Unordnung, die es mit sich bringt, der Aufenthalt in den Gasthöfen, die Veranstalten, die es nöthig macht — besonders wenn die Hausmutter sich entfernen, und in den Fällen, wo Niemand da ist, der ihre Pflichten übernähme, Alles den Dienstleuten überlassen, folglich für jeden möglichen Fall Vorsicht treffen soll — mir sehr widerwärtig. An dem Tage vor meiner Abreise besuchte mich noch meine werthe Schlegel — da lagen die Pakete, da standen die Koffer u. s. w., und ich klagte ihr, wie ungern ich reise, wie fatal mir diese Anstalten seien. Ach! sagte sie, wie gern würde ich Ihnen das Materielle der Reiseanstalten abnehmen, wenn ich statt Ihrer fortfahren könnte! So sind die Menschen verschieden! Was den Einen quält, erfreut den Andern, und solche Bemerkungen müssen uns Toleranz für die Eigenheiten Anderer einflößen, die recht brav, recht klug, recht liebenswürdig, und doch von uns sehr verschieden seyn können! Frau v. Schlegel war in ihrem Leben viel ge-

reiſet, in Paris, in Rom, faſt in ganz Deutſchland geweſen; ſie reiſete aus Luſt und ſie war bei allem dem eine emſige treffliche Hausfrau.

Ich machte mich alſo in einem Separat-Eilwagen mit meinem Stubenmädchen und einem Bedienten auf den Weg nach Prag, und kann dieſe Art zu reiſen nur höchlich loben. In zwei und einem halben Tage war ich in Prag, und hatte jede Nacht, einmal in Budwitz und einmal in Czaslau, bequem geſchlafen. Die Pünktlichkeit, mit der man in den Poſthäuſern bedient wird, die Willkür, die dem Reiſenden doch bleibt, im Vergleich mit dem Drängen und Treiben auf dem allgemeinen Eilwagen, obwohl man die Stunden der Ankunft ſehr berückſichtigen muß, machen dieſe Reiſeart ſehr angenehm.

Die Witterung war nicht günſtig, und obwohl in der zweiten Hälfte des April, fand ich Schnee durch ganz Mähren und am andern Tage auch in Czaslau. Das Land in Böhmen gefiel mir nicht ſonderlich. Es iſt meiſt flach, doch ſehr wohl gebaut, indeſſen ſind die Gaſthöfe größtentheils unter der Mittelmäßigkeit und das Trinkwaſſer ſehr ſchlecht, was für Reiſende, die weder Bier noch Wein trinken, höchſt unangenehm iſt.

Am dritten Tage, nachdem ich in Czaslau ziemlich gut übernachtet hatte, näherte ich mich dem Ziele meiner Reiſe, und bald, nachdem ich die letzte Poſt Biechowitz hinter mir hatte, erſchienen mir von Weitem die Zinnen von Prag. Dieſe Stadt nimmt ſich

wirklich, von dieſer Seite erblickt, ſehr vortheilhaft aus; ich möchte ſie eine gekrönte Stadt nennen, denn über den Berg, der ſich aus der Häuſermaſſe der Alt- und Neuſtadt ſo wie der Kleinſeite erhebt, ſteigen noch die Palläſte des Hradſchin empor und über dieſen die St. Veitskirche. Das Ganze bildet einen impoſanten Anblick, man erkennt, daß man ſich einer Hauptſtadt, einer Königsſtadt nähert, und ſelbſt das alterthümliche Ausſehen ſo vieler Gebäude vermehrt noch das Erhebende des Eindrucks. Wunderbar ragt in Prag die alte Zeit noch überall in die neue hinein. So manches wohlerhaltene Gebäude aus den vorigen Jahrhunderten, der Pulverthurm, die beiden Brückenthürme, die Theinkirche, das Altſtädter Rathhaus u. ſ. w. erregen die Erwartung in uns, irgend einen gewapneten Ritter oder einen ehrſamen Bürger mit gefaltetem Kragen und Baret daraus hervortreten zu ſehen, und ſo manches Haus, manches Denkmal erzählt uns eine Epiſode der Geſchichte Böhmens ſo, daß eine geiſtreiche Frau, die Gräfin von Engl, Prag eine verſteinerte Geſchichte genannt hat.

Meine Kinder empfingen mich mit herzlicher Liebe, und ich fand zu meiner großen Beruhigung Lotten viel geſünder und ſtärker als ich geglaubt. Auch meine Jugendfreundin Hannet wieder zu ſehen, machte mir viele Freude, und ſo vergingen ein paar Tage in ſtillem Genuß auf dem einſamen Pfarrplatze, wo das Haus lag, in dem die Tochter wohnte. Einer Wienerin mußte es

seltsam vorkommen, wenn sich manchmal wohl durch eine halbe Viertelstunde kein Vorübergehender zeigte, so daß die Schildwachen am Hause des Oberstburggrafen und gegenüber am Landschaftsgebäude die einzigen lebenden Wesen waren, die man erblickte, einige Haus- und Perlhühner ausgenommen, welche zwischen den Pflastersteinen verstreute Körnchen suchten. Ungewohnt waren mir die Stille und Einsamkeit, aber sie mißfielen mir nicht.

Ein paar Tage darauf dachte ich daran, meine Empfehlungsschreiben an die Frau Oberstburggräfin von Kollowrat und die Fürstin von Kinsky abzugeben, die mir eben jene Gräfin Engl, eine nahe Verwandte und Freundin dieser beiden Damen, mitgegeben. Mit großer Güte und freundlicher Zuvorkommenheit wurde ich in diesen beiden Häusern aufgenommen und genoß in beiden sehr angenehme Tage. Ich hatte den Vortheil, nicht allein die Glieder dieser Familien als Menschen, welche, abgesehen von Geburt und Rang, durch die schätzbarsten persönlichen Eigenschaften ausgezeichnet waren, kennen zu lernen, sondern in ihrem Kreise auch noch die Bekanntschaft mancher andern, durch persönlichen oder literarischen Ruhm merkwürdigen Menschen zu machen. So die der beiden Grafen Kaspar und Franz von Sternberg, des Grafen Bouquoy mit seiner Gemahlin, des Abbé Dobrowsky, dessen früher in Wien gemachte Bekanntschaft ich hier erneuerte, des Professor Kapp, Erziehers im fürstlich Kinsky'schen Hause,

eines ältern Bekannten meines verstorbenen Freundes Büel, und vor Allen die der so liebens- als achtungswürdigen Gräfin Caroline Latour, Prager Stiftsdame, die mir ein herzliches Wohlwollen schenkte, und mit deren Wesen ich das meinige tief zusammenklingend fühlte. Auch waren unsere Prager Bekannten so freundlich, uns Beide fleißig zusammen zu bringen, und wenn die Eine zu einem Diner oder einer Soirée gebeten war, wurde gewöhnlich auch die Andere eingeladen.

So gestaltete sich mein geselliges Leben sehr angenehm, und die Freude, bei meinen Kindern zu seyn, wurde mir dadurch und durch das Besehen aller Merkwürdigkeiten der Stadt, so wie durch vielseitig gebildeten Umgang erhöht. Die schönen Geister von Prag, unser alter Freund Professor Gerle, der schon früher meine Kinder öfters besucht hatte, Herr von Rittersberg, der echte Dichter Ebert (später Sänger der „Wlasta“), der Geschichtsforscher Palacky, Hauptmann Marsano u. s. w. kamen ebenfalls zu Pelzeln, und ihr Prager Arzt, Professor von Bischof, ein Mann, der als Mensch, Arzt und Schriftsteller ausgezeichnet ist, erfreute uns oft mit seinen Besuchen, die er als Arzt begann und als Freund fortsetzte.

Am 10. Mai endlich meldeten sich die Vorläufer der Niederkunft bei meiner Tochter, und Abends um halb 9 Uhr kam glücklich ein munteres hübsches Knäbchen auf die Welt, das am folgenden Tage den Namen August in der heiligen Taufe empfing. Wir waren Alle

ganz glücklich und vergnügt, daß der Himmel uns den jüngſthin erlittenen Verluſt nun mit Vortheil erſetzt hatte, denn das gegenwärtige Kind ſah viel ſtärker und kräftiger aus, als Theodor bei ſeiner Geburt, und durch Gottes Gnade hat ſich ſeine körperliche und geiſtige Natur auch dem gemäß in der Folge bewährt.

Gern hätte meine Tochter dieſes Kind ſelbſt geſtillt, ihr Mann und ich wünſchten es ſehnlich, weil ich in dieſem Selbſtſtillen den Grund künftiger Geſundheit für Mutter und Kind ſah; aber die Hebamme behauptete, es ſei keine Milch vorhanden, vermuthlich weil ſie ſich nicht die Mühe geben wollte, öftere Verſuche zu machen, was freilich Zeit und Aufmerkſamkeit koſtet. Indeſſen hatte dieſe nicht vorhandene Milch ſpäter in einem Krankheitsanfall, den eine Unachtſamkeit eben dieſer weiſen Frau herbeigeführt hatte, bei meiner Tochter ein Depot auf den Fuß gemacht. Überhaupt fehlte es damals in Prag an gar manchen Bequemlichkeiten und Einrichtungen, an die wir in Wien längſt gewohnt waren, und auf die ich bei anderm Anlaß ſpäter zurückkommen werde. Unter dieſen führe ich nur an, daß die Hebammen keine ſogenannten Helferinnen bei ſich haben, wie es in Wien Brauch iſt, und daß ein glücklicher Zufall wollte, daß meine damals aus Wien mitgebrachte Stubenmagd eine von ihrem Mann geſchiedene Frau war, die meiner Tochter bei dieſer Gelegenheit ſehr nützliche Dienſte leiſtete.

Während der neun Tage las ich meiner Tochter aus einem Buche vor, das dem Titel nach wohl nicht zur Unterhaltungslektüre geeignet schien, und dennoch der höchst anziehenden Darstellung und trefflichen Schreibart wegen uns sehr interessirte, nämlich aus Professor von Bischoff's „Lehre von den Fiebern.“ Es unterhielt Lotten sehr, die überhaupt aus all zu sorgender Zärtlichkeit für die Gesundheit der Ihrigen sich gern aus medicinischen Büchern unterrichtete. — Eine Ansicht, die mir für Gemüthsruhe und ungehindertes Handeln im häuslichen Leben nicht passend scheint, und die ich und verständige Männer öfters, aber immer vergeblich, zu bekämpfen suchten.

Das berühmte Fest Johannis von Nepomuk fiel in diese neun Tage, und da die Wöchnerin sich vollkommen wohl befand, konnte ich mir erlauben, dieser Feier auf dem Hradschin beizuwohnen, wohin Gräfin Caroline Latour mich zum Frühstück gebeten hatte, mich dann in die hochgeschmückte Veitskirche, ein schönes aber leider nur fragmentarisches Monument des Mittelalters, zum Hochamt führte, und dann in Begleitung mehrerer Personen und ihres Bruders, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Latour, der uns freundlich zum Führer diente, uns das ganze königliche Schloß, den Thronsaal und die übrigen Denkwürdigkeiten einer grauen Vorzeit zeigte. Auf dem Platz vor der Kirche, vor dem Schloß bis in die Sperrgasse und noch weiter hinab, war überall reges Volksleben; Tische waren auf-

geſchlagen, auf denen man ſpeiſete, Buden eröffnet, wo allerlei, beſonders Eßwaaren, zu kaufen waren. Unter dieſen ſpielen in Prag gedörrte und weichgeſottene Pflaumen, und Stücke von gebackenem Fiſch nebſt Wuchteln, eine Art Germ- (Hefen-) Kuchen, eine Hauptrolle, und werden auf allen Straßen das ganze Jahr hindurch verkauft.

Am Abend dieſes Tages, ſo wie an dem Vorabend der Feier, war auf der Moldaubrücke ein großes Gedräng von Menſchen um die Johanniskapelle, denn auf dieſer Brücke hatte der gefeierte Heilige eine, wie es ſcheint, bei den Böhmen beliebte Todesart, die des Hinabſtürzens erlitten, und eine große ſittliche Würde verklärte ſeinen Tod; denn er litt aus Ehrfurcht für ſeine Pflicht (das Geheimniß der Beicht, das er nicht zu verletzen ſich entſchließen wollte). Auch in der ganzen Stadt, wo eine Statue oder ein Bild des Heiligen ſich befand, war es bekränzt und erleuchtet, und die Menge ſang fromme Geſänge davor. Das war aber das einzige Mal, daß ich Muſik auf den Gaſſen von Prag hörte, und auch dieſe Melodien hatten etwas Melancholiſches. —

Meine Tochter hatte ſich von einer Verkühlung, welche ihr eine Unvorſichtigkeit der Hebamme, wie ich oben geſagt, zugezogen, ſo ziemlich aber nicht völlig erholt. Doch war ſie im Stande, ihr Hausweſen zu beſorgen, und ich erhielt dadurch mehr Muße, mich in Prag umzuſehen und alle architektoniſchen und hiſtori-

ſchen Denkwürdigkeiten zu betrachten. Doch will ich meine Leſer mit der Beſchreibung derſelben, die ſie viel beſſer und weitläufiger in meines alten Freundes Gerle Schilderung von Prag finden, nicht aufhalten. Nur eines Beſuches in der Wenceslaikapelle erlaube ich mir zu erwähnen, weil die dort befindlichen Merkwürdigkeiten nur ſelten und nicht allgemein zu ſehen ſind. Der Oberſtburggraf Graf Kollowrat, in deſſen Hauſe ich ſo gütig aufgenommen worden war und ſo viele ſchöne Stunden genoſſen hatte, lud uns einmal, wie wir zu Tiſche bei ihm waren, die Gräfin Bouquoy und ihren Gemahl, Gräfin Caroline Latour, einige Herren und auch mich ein, am nächſten Morgen uns in der Wenceslaikapelle in der Domkirche einzufinden, um die böhmiſchen Reichskleinodien zu ſehen, die nur bei ſolcher Gelegenheit, wenn z. B. der Oberſtburggraf, unter deſſen Obhut ſie ſich, mit Gegenſperre eines der erſten Landſtände und eines Domherrn von St. Veit, befinden, Prag auf einige Zeit verlaſſen, und ſie dann zu revidiren und wieder an ihrem Platz zu verwahren hatte, zur Schau kamen. Gräfin Kollowrat, meine ſehr gütige Gönnerin, nahm mich mit ſich auf den Hradſchin, wo ſich in der benannten Kapelle bereits mehrere Böhmen und Fremde eingefunden hatten, um dieſe Schätze und auch die Kapelle zu betrachten. Auf einem Tiſche ſtand die echte Krone Carl's IV. von reinem Gold und mit vielen, aber ganz in natürlichem Zuſtand, ohne Schliff und gehörige Faſſung befindlichen großen und kleinen Edelſteinen geziert,

wie ſie eben im 14. Jahrhundert die Goldſchmiedskunſt zu behandeln verſtand. Ferner der Zepter, Reichsapfel, viele Reliquien, theils von einheimiſchen, theils auswärtigen Heiligen, welche der fromme Kaiſer auf ſeinen Reiſen geſammelt und in Prag aufbewahrt hatte. Auch die Wände der Kapelle ließ er auf goldenen Grund mit Edelſteinen auslegen, und man erzählte mir, daß dies eben ſo in der Kapelle zu Carlſtein, ſeinem Lieblingsaufenthalte, der Fall ſei. Nachdem die ganze Geſellſchaft, unter der ſich nebſt andern Fremden, auch ruſſiſche Damen befanden, die Kleinodien beſehen, bot man uns Einheimiſchen an, auch den Ort zu beſchauen, wo die Reichskrone gewöhnlich aufbewahrt wurde. Die Fremden mußten zurück bleiben, weil jener Ort und ſein Geheimniß etwas Heiliges war, das nur die Landeskinder oder öſterreichiſche Unterthanen wiſſen durften. Wir wurden alſo über eine äußerſt ſchmale und wie es mich dünkte, in der Dicke eines Pfeilers oder einer Hauptmauer angebrachte Wendeltreppe von nicht großer Höhe geführt, und befanden uns, oben angelangt, in einem kleinen, geweißten, ganz ungeſchmückten Gemach, wo in einer der Wände ein Schrank oder vielmehr eine Höhlung in der Mauer mit einer Thüre von hartem mit eingelegter Arbeit verziertem Holz angebracht war, auf die Art, wie man deren noch in vielen Sakriſteien oder in alten Schlöſſern findet. Dieſer Schrank, 3—4 Schuhe über dem Fußboden erhoben, war von Innen mit purpurfarbe-

nem Sammt (wenn ich nicht irre) ausgeschlagen, stand aber jetzt offen, weil sich die Krone nicht darin befand. Diese verborgene, nicht leicht zu findende Treppe, dies Gemach, dessen Fenster, so viel ich mich besinne, auf lauter Dächer hinabsehen, gab mir bei dem Roman „Elisabeth von Guttenstein," die Idee zu der geheimen Treppe und dem Gemache, in welchem Franziska von Teuffenbach mit ihrem Geliebten heimliche Zusammenkünfte hat.

Sehr merkwürdig ist noch in Prag der alte Judenkirchhof nebst der alten — der ältesten — Synagoge. Ich besuchte ihn in Gesellschaft der Gräfin von Bouquoy, welche, wie das oft geschieht, erst durch die Fremde auf diese Merkwürdigkeit ihres Wohnortes aufmerksam gemacht, sich an uns und den Abbé Dobrowsky anschloß, dessen historische Gelehrsamkeit uns bei diesem Besuch sehr zu statten kam, der aber mit dem Rabbiner, der uns gleichfalls begleitete, in einen sehr heftigen und uns Übrigen fast komischen Streit gerieth, indem Dobrowsky dem Rabbi mehrere feinsollende geschichtliche Nachweisungen, z. B. das Grabmal einer alten Königin, nicht gelten lassen wollte, und dies Alles für Fabeln oder höchstens Sagen erklärte. —

Auch das Prager Theater bot mir eine sehr angenehme Zerstreuung. Unter der Leitung eines gewissen Herrn Stiepanek (wenn ich diesen Namen aus dem Gedächtnisse recht schreibe) gewährte es mit Mit-

gliedern wie den Herren Bayer, Polawsky, Ernst, Feistmantel, Frau van der Klogen, Fräulein Pistor und ihrem Vater, viele vorzügliche Darstellungen, die meine Kinder und ich, so oft als es die Umstände erlaubten, besuchten. Das Theater selbst, der Saal, ist groß und geräumig, trug aber (wenigstens damals) den allgemeinen Charakter der Stadt Prag sammt ihren Bewohnern, eine Art von Düsterheit, wozu wohl der Anblick so mancher verfallender Paläste und Kirchen, welche melancholisch auf eine glänzendere Vergangenheit hinweisen, und die Einsamkeit so mancher Straßen und Plätze besonders für Jemand, der aus dem lebensfrohen Wien kommt, viel beiträgt. Hier war es einst prächtig und belebt — wir waren eine selbstständige Nation, jetzt ist es anders — das scheinen uns die alterthümlichen und nun häufig verlassenen und verfallenden Gebäude, das scheint uns der ernste Volkscharakter zu sagen, der sich nie in Musik oder fröhlichem Genuß auf öffentlicher Straße oder an Spazierorten äußert, wie in Wien, wo im Sommer die Leute im Freien sitzend essen und trinken, fröhlich sind und Musik fast überall erschallt. Sparsam waren damals die wenigen Spaziergänge in Prag besucht, und auch dort war nicht viel für den Genuß oder die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt. Bier und „Gugelhupf," leider mit Muskatblüthe gewürzt, war das Einzige, was man an solchen Orten zum Essen oder Trinken erhalten konnte, und von Kaffehhäusern

oder Zuckerbäckerladen, in denen man Eis, Kaffeh oder Konfituren finden und sie im Freien sitzend genießen konnte, keine Rede. Kaum daß man in den wenigen Zuckerbäckerladen leidliches Zuckerwerk für die Tafeln fand. Eben so fehlte es damals (1825) an manch andern häuslichen Einrichtungen, z. B. an einem anständigen Badehause, mit den Bequemlichkeiten versehen, welche die Wieneranstalten dieser Art schon seit vielen Jahren bieten, und aus welchen man sich ein Bad konnte holen lassen. Wer zu Hause baden und das Bad nicht selbst wollte hitzen lassen, war gezwungen, das heiße Wasser aus dem nächsten Brauhause, deren zum Glück viele in Prag sind, holen, und zu Hause gießen zu lassen, wozu es jederzeit, des Hin- und Hergehens wegen, Dreiviertel oder auch Eine Stunde bedurfte. Eben so hatte man, wenigstens so weit meine Erfahrung reichte, keine Idee von einer sogenannten Wärmeschachtel oder Trommel, welche in Wien selbst beschränkte Familien besitzen, und die bei Wöchnerinnen, Kranken oder Badenden beinahe unentbehrlich scheint. Überhaupt bildete sich in mir bei diesem dreimonatlichen Aufenthalt in Prag sehr lebhaft die Vorstellung aus, daß der Geist sich vortrefflich in Prag befinde, aber der Körper nicht eben so wohl, denn diesem mangelte es an vielen Genüssen und Bequemlichkeiten, an die man sich in Wien so leicht gewöhnt.

Was nun die geistigen Bedürfnisse betrifft, so war durch das Museum auf dem Hradschin, das großen-

theils dem Grafen Kaſpar von Sternberg ſein Entſtehen verdankt, und eine Bibliothek, ein Naturalienkabinet und eine Gemäldegallerie in ſich begreift, durch Privat- und öffentliche Sammlungen dieſer Art, durch das Zuſammenwirken geiſtreicher und gelehrter Männer und durch ihren Umgang hinreichend geſorgt, und ich kann ſagen, daß ich in dieſer Hinſicht in Prag volle Befriedigung fand. Bedenkt man ferners, daß Alles, was hier für Wiſſenſchaft, Kunſt, Theater u. ſ. w. geſchieht, von den Bewohnern ſelbſt, größtentheils von einem ſehr aufgeklärten, humanen und vermöglichen Adel ausgeht, daß dieſer Adel ſich durch hohe Geiſtesbildung, durch Humanität und Feinheit des Betragens vortheilhaft vor manchen andern dieſer Kaſte auszeichnet, ſo wird man begreifen, daß Prag unſtreitig große Vorzüge hat. Dennoch dünkte es mich, als würde ich mich nicht haben entſchließen können, meine heitere, lebensvolle, freundliche Vaterſtadt mit Prag zu vertauſchen, das im Ganzen, wie geſagt, einen düſtern Eindruck macht und in der Seele hinterläßt.

Die Gegend um die Stadt herum iſt freundlich, aber von keinem bedeutenden landſchaftlichen Reiz, deſto maleriſcher und impoſanter ſind die Anſichten, welche die Stadt ſelbſt in ihrem Umkreis bietet. Majeſtätiſch und überraſchend iſt der Ausblick vom Hradſchin herab auf das Häuſermeer, welches ſich am Fuße desſelben zu beiden Seiten des ſchönen und breiten Moldauſtromes ausdehnt, der die Kleinſeite und den Hrad-

ſchin von der Alt- und Neuſtadt am jenſeitigen Ufer ſcheider. Aus dieſem Häuſermeere ragen hier und da gothiſche Kirchen, Baſiliken in italieniſchem Geſchmacke, uralte Gebäude, die an das 13. Jahrhundert erinnern, das ſie entſtehen geſehen, und über die mit zahlloſen Statuen beſetzte koloſſale Brücke zwiſchen den zwei alterthümlichen Thürmen am Anfang und Ende derſelben woget eine Menge Fußgänger, fahren zahlreiche Equipagen, die, ganz im Geſchmack des 19. Jahrhunderts, einen ſeltſamen Kontraſt mit dem Zeitalter Carl's IV. machen, das die Brücke und die Thürme entſtehen ſah. Dieſe Brücke, von ſoliden Quadern erbaut, widerſtand der Macht des Geſchützes, als im ſiebenjährigen Krieg der kommandirende General der Öſterreicher, um die Kleinſeite und den Hradſchin zu ſchützen und zu vertheidigen, indeß ſich die Preußen bereits der Alt- und Neuſtadt bemächtigt hatten, die Brücke durch Kanonen zerſtören laſſen wollte. — Rings herum außer der Stadt ziehen ſich angenehme begrünte Hügel hin, von fern, jenſeits der Moldau, ſieht man das Schloß Troja, von dem man eigentlich nicht weiß, woher es ſeinen an's Alterthum erinnernden Namen hat, und gerade gegenüber dem Hradſchin erhebt ſich der ſogenannte Ziskaberg, von dem aus dieſer Huſſitenfeldherr einſt die Stadt beängſtigte und auch eroberte.

Man genießt dieſer ſehr ſchönen Anſicht über die Stadt und ihre Umgebung von mehreren Punkten des Hradſchin, gewiß aber angenehmer und maleriſcher aus

dem Garten des Fürſten Lobkowicz auf dem Lorenzberge, auf deſſen Spitze das Prämonſtratenſer-Kloſter Strahof ſteht, in einem ſchattigen Kaſtanienwäldchen, das dem weiten hellen Gemälde gleichſam zum dunkeln Vorgrund dient, oder von der Gloriette im Graf Schönborn'ſchen Garten gleich daneben, wo ich einen ſehr ſchönen Abend bei der Fürſtin von Kinsky in gewähltem kleinen Kreiſe mit Gräfin Caroline v. Latour, deren Bruder, Schwägerin und noch einigen Perſonen ſehr vergnügt zubrachte.

Eine eben ſo ſchöne Anſicht bietet Prag von der gegenüber liegenden Seite, wenn man es vom Wiſſehrad am jenſeitigen Moldauufer betrachtet. Dann erhebt ſich der Hradſchin mit ſeinen Palläſten und dem alterthümlichen Dom, der in ſeiner Bauart und dem freiſtehenden Bogen ſehr an den Dom von Kölln erinnert, uns gegenüber, die Kleinſeite ſteigt an dem Hügel empor, und zu beiden Seiten des klaren breiten Stromes dehnen ſich die Häuſer der Alt- und Neuſtadt, das Stift Emaus, die Maltheſerkirche und viel andere merkwürdige Gebäude aus. Hier ſoll Libuſſa gehauſet haben, jetzt ſteht eine Kirche auf dem Hügel, aber am Fuße desſelben weiſet man noch ein kleines zerſtörtes Gemach, welches das Badezimmer der königlichen Zauberin genannt wird.

Schöne Anſichten bieten ſich auch von den Hügeln der Umgegend dar, zwiſchen denen einige Landhäuſer liegen, welche den Bewohnern der Stadt zum Som-

meraufenthalt dienen, die aber — wenigstens damals — nur in geringem Maße besucht wurden, denn die Prager schienen im Ganzen freie Luft und Spazierengehen nicht zu ihren Bedürfnissen zu zählen, wie es denn damals wenig Spazierorte, und an denselben wenig Menschen gab. Eines dieser Landhäuser, die Bertronka genannt, das ziemlich anmuthig zwischen grünen Hügeln lag, wurde in jenem Sommer von der Familie des Professors Bischof, seiner jungen, sehr hübschen und sehr gebildeten Frau mit ihren beiden Töchtern — damals Kindern von 6—8 Jahren — bewohnt. Ein Spaziergang auf einem die Bertronka umgebenden Hügel führte zu einem Punkte, auf dem sich fast dieselbe Aussicht auf das nahgelegene Prag mit seinen drei Städten, dem Hradschin und dem Moldaustrom darbot, wie vom Hradschin herab, und noch mehr überraschte, weil man diese Fernsicht hier nicht erwartete. An einem schönen Abend, den ich dort zubrachte, machte ich die Bekanntschaft zweier merkwürdiger Frauen, der Frau Caroline von Woltmann, deren Ruf als Schriftstellerin mir schon früher bekannt war, und der Frau des Professors Mikan, die ihrem Manne nach Brasilien gefolgt war, ihn auf seinen Wanderungen begleitet, und in allen seinen naturhistorischen Arbeiten und Studien unterstützt hatte. Es war etwas Ungewöhnliches und doch Einfaches in dem Betragen dieser Frau, die, obwohl über die Jahre der Jugend hinaus, noch Spuren ehemaliger Reize zeigte, und in den feinen aber tiefen

Zügen, in den großen dunkeln Augen an südländiſche Geſtalten erinnerte. Wir ſprachen, wie natürlich, von ihrer Reiſe nach Rio Janeiro und ihren naturhiſtoriſchen Streifereien in's Binnenland in Begleitung ihres Gemahles. Ich äußerte zuletzt: eine ſolche Reiſe gemacht zu haben ſei allerdings wünſchenswerth, aber ſie zu machen, doch mit vielen Beſchwerlichkeiten verbunden. Gewiß, antwortete die intereſſante Frau, aber es war weder meine erſte, noch meine beſchwerlichſte Reiſe. Ich ſah ſie erſtaunt an, mein Blick mochte ſie gefragt haben. Ich war mit meinem erſten Manne (einem ruſſiſchen Offizier), erwiederte ſie, auf dem Ural. Ich geſtehe, dieſe Antwort überraſchte mich, aber ſie vermehrte meine Achtung für dieſe Frau, welche Liebe und treue Pflicht zu ſolchen Opfern vermocht hatten, und ſtellte ſie weit über alle die genialiſchen Frauen, die es mit ihren Männern nicht aushalten können, faſt jede geſchieden leben, oder vollends dem Manne, dem ſie am Altare Treue geſchworen haben, mit einem Andern entlaufen. Überhaupt haben mir, mit wenigen Ausnahmen, dieſe norddeutſchen weiblichen Naturen ſtäts mißfallen, wie es einſt Mode war ſie zu nennen, um ſchon im Voraus alle Anforderungen der Pflichten, die mit den Namen von Gattin, Mutter, Hausfrau verbunden ſind, zu beſeitigen.

Da meine Tochter ſich ziemlich von ihrem Unwohlſein erholt hatte, dachte ich nunmehr daran, einen längſt entworfenen Plan auszuführen, über Töplitz und

Karlsbad, das mir ganz neu war, nach Dresden zu gehen, wo mir sehr werthe Freunde, Herr Generalkonsul von Krause mit seiner Familie lebten, mit welchen uns schon in Wien eine recht herzliche Freundschaft verbunden hatte, und die mich wiederholt aufgefordert, sie in Dresden oder auf ihrem schönen Landsitz Weißtropp zu besuchen. Sehr freute ich mich auf diese kleine Reise, auf Dresden, seine Kunstschätze, seine Elbegegenden, und auf meine Freunde. Ich schrieb deßwegen an diese, bekam sehr freundliche Antwort, es wurden Zimmer für mich bereitet, der Wagen bestellt, und Alles eingerichtet, um in wenigen Tagen abzureisen. Vorher noch wollte ich, einer Einladung der Gräfin Max Althann, gebornen Gräfin Thürheim, zufolge, auf ihr nahe bei Prag gelegenes Gut Swoyschitz einen kleinen Abstecher machen, und ich sah mich dort von Herr und Frau vom Hause mit so viel Güte und Freundlichkeit behandelt, daß ich diese dritthalb Tage wohl mit zu den angenehmsten der ganzen böhmischen Reise zählen darf. Gräfin Althann zeichnete sich in ihren frühern Jahren, wie sie noch in Linz lebte und ich sie öfters bei unserer gemeinschaftlichen Freundin, Frau von Sorgenthall und bei uns sah, eben sowohl durch höhere Geistesbildung als Schönheit aus. Einer unserer Bekannten wandte das Wort Schiller's: die Anmuthstrahlende aus der Erwartung, auf sie an, und mit Recht. Damals in Swoyschitz, wo zwei ihrer Söhne erwachsene junge Leute waren, war wohl die

Schönheit nicht mehr bedeutend, aber die Anmuth und der gebildete Geiſt waren geblieben.

Am dritten Tag Abends kehrte ich recht vergnügt nach Prag zurück, und dachte nun ſchon an meine Reiſe nach Dresden. Aber was ſind unſere Vorſätze und Hoffnungen? Bei Pelzeln angekommen, eilte mir der gute Schwiegerſohn auf der Treppe entgegen — und meine Tochter nicht. — Schon das befremdete mich — bald aber ſollte ich Trüberes hören. Sie lag zu Bette und war bedeutend krank. — Das lange verhaltene Übel, eine Folge jener Unvorſichtigkeit der Hebamme, deren ich ſchon früher erwähnt, und das, wie ſich ſpäter klar auswies, nichts als eine Verſetzung der Milch war, welche nach der Hebamme Meinung nicht vorhanden geweſen ſeyn ſollte, brach nun als ernſthafte Krankheit aus. Von einem Fortreiſen nach Dresden konnte keine Rede mehr ſeyn, ich ſchrieb ſogleich an Krauſe und war froh, wenigſtens nicht bereits abgereiſet zu ſeyn. Ein ſchlimmer Umſtand war es wohl, daß der Arzt und Freund meiner Kinder, Doktor Biſchof, gerade zu dieſer Zeit nach Breslau zu ſeiner Schwägerin Weſtenholz war gerufen worden, die dort ſchwer krank lag. Indeſſen konnten wir mit Biſchof's Stellvertreter und Freund, dem Doktor Beyer, ſehr wohl zufrieden ſeyn, der die Kranke vortrefflich behandelte.

Die Krankheit war ſchmerzhaft und lang dauernd. — Welche bangen Tage, welche noch bängeren Nächte brachte ſie uns! Wie ſpähete ich nach jedem Ton, nach

jeder Äußerung der Kranken oder des Arztes! Wer ein einziges geliebtes Kind in Gefahr ſieht, wird mich ohne weitere Auseinanderſetzung verſtehen.

Es war früher ſchon verabredet geweſen, daß Pichler in der Hälfte des Julius, wo ich von Dresden zurückgekehrt zu ſeyn dachte, nach Prag kommen, ſich eine Weile dort aufhalten, und dann mit mir zurückkehren wollte. Dem Vater — der ſein Kind zärtlich liebte und den in der Entfernung der Gedanke, ſie bedeutend krank zu wiſſen, aufs Schrecklichſte geängſtigt haben würde, mußte — ſo waren Pelzeln, Lotte und ich übereingekommen — die Gefahr verborgen, und der Tochter Krankheit als etwas leicht Vorübergehendes geſchildert werden. Aber der Vater war gewohnt, von ihr und mir oft und ausführliche Briefe zu erhalten. Ich konnte wohl ſchreiben und unſere Lage ſo gut ſichs thun ließ, bemänteln, aber er mußte doch die Handſchrift ſeiner Tochter wenigſtens in einigen Zeilen ſehen, um glauben zu können, daß ſie nicht bedeutend krank ſei. Das koſtete nun der Tochter bei ihrem leidenvollen Zuſtande eine unſägliche Anſtrengung, um mit zitternder Hand einige beruhigende Zeilen zu ſchreiben. Aber die kindliche Liebe half ihr die Leiden überwinden; die Briefe ſahen ſomit ziemlich unverdächtig aus, und der Zweck dieſer Aufopferung, die Beruhigung und Zufriedenheit des geliebten Vaters, war erreicht.

Indeſſen hatte die Krankheit ein Depot auf den Fuß gemacht, und ein Veſicator, um die Kniekehle gelegt, zog — freilich unter unſäglichen Schmerzen — eine Menge Feuchtigkeit heraus, worauf ſich alle Umſtände beſſerten, die Krankheit gehoben war, und nur Schwäche und Zuſammenziehung im Fuße übrig blieb. Die Jugendkraft wirkte mächtig mit, und Doktor Beyer wünſchte und hoffte mit uns Allen ſehr, die Tochter wenigſtens in ſo weit herzuſtellen, daß ſie dem ankommenden Vater ziemlich gerade entgegen gehen könnte. Das gelang denn auch, obwohl nicht ſo ganz, wie wir gewünſcht, aber ſie war hergeſtellt, ſie ſah wieder wohl aus, und der Vater erfuhr nie, wie übel ſie geweſen, und wie wir ihn getäuſcht; denn wir wollten uns für einen möglichen künftigen Fall nicht um den Kredit bringen.

Doktor Beyer hatte ſich ganz zuletzt einiger homöopatiſchen Pülverchen bedient, denn damals war dieſe Heilart, obwohl in Prag ſehr beliebt (ſo daß im ſchwarzen Roß eine eigene homöopatiſche Küche beſtellt war, wo die dieſe Kurart Gebrauchenden zweckmäßige Speiſen erhielten), dennoch im Ganzen noch verpönt, und mit ungünſtigen Augen, zumal von den Behörden, angeſehen. Beyer fand es alſo für nöthig, ſeine Pülverchen geheim zu halten. — Sie wirkten zweckmäßig, obwohl nicht ſo bewundernswürdig, als er ſich vielleicht verſprochen hatte, und das Alles ver-

größernde Gerücht und der Parteigeist so manche Kuren dieser Art verkündet hat.

Pichler war hoch erfreut, seine Tochter hergestellt und einen gesunden Enkel zu finden. Auch ihn interessirte Prag mit seinen Eigenthümlichkeiten. Die ersten Tage führte ich ihn überall herum, und als er erst Weg und Stege so ziemlich kannte, unterhielt es ihn sehr, auf Entdeckungsreisen, wie er es nannte, auszugehen, und sich willkürlich in irgend einem Theil dieser großen Stadt, oder vielmehr dieser vier Städte: Alt- und Neustadt, Kleinseite und Judenstadt, umzusehen. Ganz überrascht und verwundert kam er aber eines Tages nach Hause, an dem seine Wanderungen ihn in die Judenstadt geführt, und er diese alten halbverfallenen Häuser, diese winkeligen Straßen, und den Trödelmarkt, von allen erdenklichen Gattungen von Lumpen, zerbrochenem Geräthe, alten Kleidungsstücken u. s. w. auf den mit allerlei Schmutz bedeckten Gassen aufgestellt sah. Lachend löseten wir zu Hause ihm das Räthsel, als er uns den Weg beschrieb, den er genommen, und er erfuhr nun, daß der Ort, der ihm so abscheulich und unheimlich vorgekommen, die Judenstadt war.

Viel reputirlicher, aber nicht weniger eigenthümlich und komisch ist in Prag der gewöhnliche Trödelmarkt der Juden, welcher in der Altstadt bei der St. Galli Kirche unter einer der Lauben oder Bogengänge gehalten wird, wie sie an vielen Häusern besonders

an älteren hinlaufen, den Fußgängern zu großer Bequemlichkeit, aber eben nicht zum Vortheil der dadurch stets finstern Buden und Läden, deren Fenster und Thüren sich unter diesen Arkaden befinden. Auf diesem nur uneigentlich so genannten Trödelmarkt werden aber meist neue Sachen, Leinwand, Stoffe u. s. w., auch Bücher, jedoch von diesen nur alte, verkauft. Wie man diese Hallen betritt, vernimmt man auf allen Seiten ein vielstimmiges Geschrei, indem jeder Handelsmann seine Waaren anpreiset, und den Käufern ein ganzes Verzeichniß hersagt, von Allem was bei ihm, und nirgends so gut, so fein, so auserlesen als bei ihm zu finden ist, auch wohl die Waaren vorzeigt, und nicht selten den Käufer gewaltsam beim Arm faßt, um ihn in seine Bude hineinzuzerren. Mit Mühe kann man sich dieser Zudringlichkeiten erwehren; wenn man aber auch nichts zu kaufen gesonnen ist, was auch meist räthlich seyn möchte, da Übervortheilung bei dieser Menschenklasse sehr gewöhnlich ist, so gibt man sich doch eine Weile dem Spaße hin, und unterhält sich an dem komischen Geschrei und an dem noch komischern Eifer, womit ein Verkäufer dem andern seine Kunden abzufischen bemüht ist. Ob das Alles sich noch so verhält, wie es vor 17 Jahren war, weiß ich freilich nicht.

Diese Zudringlichkeit, dieses ungestüme Wesen habe ich an dieser Nation auch bei einer andern Gelegenheit halb mit Lachen, halb mit Unwillen bemerkt.

Es war bei der Beſichtigung des alten Judenfriedhofes und der uralten Synagoge. So wie wir uns anſchickten, in dieſe hinein zu gehen, umringte uns ein ganzer Schwarm von Männern und hauptſächlich von Weibern, welche uns anbettelten, aber nicht mit mündlichen Bitten zufrieden, uns bald hier bald dort zupften, bei den Kleidern, bei den Händen faßten, und ſich durchaus nicht abwehren ließen. Gräfin Bouquoy, die ihre Kinder mit ſich hatte, ſah nicht ohne Beſorgniß, wie dieſe meiſt ſchmutzigen Weiber die Kleinen umdrängten, ſie berühren, ſie liebkoſen wollten, und der Bediente und Jäger mußten die Kinder in ihren Schutz nehmen und wegführen. Mir erſchienen in dieſem Betragen des unberufenen Schwarms, der uns umdrängte, zwei auffallende Eigenheiten in dem Charakter dieſer oft verkannten, oft mißhandelten, aber auch oft mit Recht getadelten Nation: die Gier nach Geld — und die Luſt, ſich zuzudrängen, ſich überall einzumiſchen und neugierig auszuforſchen. Jene Gewinnſucht, die bei dem rohen Theil des Volkes ſich als ſchmutzige Begierde nach Gold durch Bettel oder Verkauf zeigt, treibt die gebildete Klaſſe desſelben zum Handel und Verkehr im Großen, und macht ſie — wie ſie einſt, wenigſtens in Öſterreich, Kammerknechte der Herzoge hießen, jetzt zu Kammerknechten aller europäiſchen Potentaten, und gibt ihnen in dieſen Verhältniſſen Mittel und Macht in die Hand, um in den politiſchen Angelegenheiten ein ſo gewichtiges Wort mit-

zuſprechen, wie es Knechten doch nimmer geziemt. Nicht minder unangenehm iſt jener an ſo manchen Individuen dieſes Volkes bemerkbare Eifer, ſich in die Angelegenheiten des Nächſten zu miſchen, ſich um deſſen Geſchäfte, Neigungen, Verhältniſſe u. ſ. w. aufs Genaueſte zu erkundigen, und gelegentlich mit Rath und That einzugreifen. Ich erinnere mich vor vielen Jahren von Clemens Brentano eine ähnliche Bemerkung gehört zu haben, die er noch dazu mit dieſen Worten ausdrückte: Sie greifen Einem mit dem Finger bis mitten ins Herz.

Daß es viele und ſehr ehrenvolle Ausnahmen von dieſer allgemein ausgeſprochenen Bemerkung gibt, daß ich ſelbſt viele höchſt ſchätzbare Perſonen aus dieſer Nation habe kennen und in vieljährigem freundſchaftlichem Umgange aufs innigſte würdigen gelernt, davon enthalten ſelbſt dieſe Blätter manche Beweiſe. Im Ganzen aber wird man mir nicht Unrecht geben, wenn ich jene Eigenſchaften als Merkmale des jüdiſchen Charakters im Allgemeinen bezeichne, von denen freilich höhere Geiſtesbildung, Umgang mit feinen Menſchen, eignes Nachdenken und die Erkenntniß des Beſſern die Einzelnen oft und ſicher befreit.

Es iſt die Frage über die Juden-Emancipation in unſerer Zeit vielfach zur Sprache gekommen. Immer ſcheint es mir mißlich, dieſen Punkt zu erörtern: der großen Vorliebe unſerer Zeit jede Schranke aufzuheben, jede Feſſel zu löſen, zu ſehr nachzugeben, und

einer zahlloſen Menſchenklaſſe, die ſich bisher unter einem harten Drucke befand, und unter dieſem manches Schädliche verübte, plötzlich alle Rechte und Freiheiten ihrer übrigen Mitbürger einzuräumen. Noch iſt es ja durch allen Scharfſinn der Gelehrten nicht entſchieden, ob die ſchlimmen Eigenſchaften, welche uns an dieſer Nation mißfallen, ein ihnen angebornes, oder durch den harten Druck, der viele Jahrhunderte lang auf ihnen laſtete, erzeugtes Übel ſei; und dieſer Streit gleicht dem, ob das Ei oder die Henne früher exiſtirte. Sicher iſt es, daß manche unangenehmen Züge, die die Juden an ſich tragen, ſchon von den römiſchen Schriftſtellern gerügt wurden; ſicher iſt es, daß ſich in dem Evangelium Spuren davon nachweiſen laſſen; ſicher iſt es, daß ihre Religionsvorſchriften ſo wie ſie ihnen Moſes gab, um ſie von der Gemeinſchaft mit den ſie umwohnenden Heiden abzuſondern und den Dienſt eines einzigen Gottes bei ihnen zu erhalten, ihnen Feindſeligkeit gegen andersdenkende Völker, und wenn es Noth that, auch deren Ausrottung zur Pflicht machte. Wie Manches davon mag ſich in ihnen durch Tradition erhalten haben. Wie Vieles iſt noch durch den Druck und die Grauſamkeiten, die man ſich gegen dieſe Unglücklichen erlaubt hat, dazu gekommen, und hat die Annäherung derſelben zu den Chriſten, wenn ſie ſich hier und dort im Laufe der Zeit und durch deren ausgleichende Macht erzeugt entwickeln wollte, wieder gewaltſam zerſtört. Immer noch kommen ſie den ſie umgebenden Völkern, Chriſten oder

Mohamedanern, nicht freundlich, nicht brüderlich entgegen, immer noch ſind dieſe beiden Religionsparteien geneigt, alles Üble von den Juden zu glauben und zu fürchten, und ſich daher gegen dieſe Wehrloſen, wie die neueſten Vorfälle in Damaskus beweiſen, alle Härten zu erlauben. Wenn ſie in Europa und unter den durch Europäer civiliſirten Ländern der andern Welttheile größere Milde und eine billige Anerkennung genießen, ſo iſt dieß nur eine Wirkung der allgemeinen Geſittung, und durchaus kein durch Anordnungen oder Geſetze ausgeſprochener Schutz. Es iſt eine Art von Waffenſtillſtand, der im nächſten Augenblick durch irgend eine Aufregung, eine böswillige Laune, einen Mißverſtand gebrochen werden, und in einen offenbaren oder verſteckten Krieg ausarten kann, wie uns vor nicht ſehr langen Jahren die Hepp! Hepp! Geſchichten in Frankfurt und wenn ich nicht irre auch in Berlin bewieſen haben. Selbſt die civiliſirten und oft ſehr hochgebildeten Juden ſtehen noch immer in einem ähnlichen Verhältniß, wenn auch ein Verdacht wie der zu Damaskus nicht auf ſie fallen kann; aber dennoch wird ſich ein gewiſſes Mißtrauen, eine gewiſſe Abneigung, ſo lange ſie uns ſo gegenüber ſtehen wie jetzt, nie ganz aus unſern Seelen verlieren; ſo wie auch der Jude ſeinen geheimen Unwillen gegen den bevorzugten Chriſten nie ablegen wird.

Es wäre alſo meiner Meinung oder vielmehr meinem Gefühle nach allerdings wünſchenswerth, daß die

christlichen Regierungen in und auch außer Europa sich ernstlich und gutmütig mit der Verbesserung des Loses der Juden beschäftigten, daß sie daran dächten, einen gesetzlichen Zustand für sie festzustellen, der ihnen die nöthigen Rechte sicherte, zugleich aber auch dies mit jener Bedächtlichkeit und Umsicht thäten, daß die Rechte der übrigen Einwohner durch die Emancipation einer Nation, in deren Religion es Vorschrift ist, die Andersglaubenden zu vertilgen oder wenigstens zu hassen und zu übervortheilen, nicht zu sehr gekränkt würden. Bis diese Gesetze aber einmal in Europa gegeben und allgemein anerkannt werden, wollen wir hoffen, daß eben durch die Alles ausgleichende Zeit und die durch sie bewirkte Gesittung dieser Periode durch Milderung der Gesinnungen auf beiden Seiten, durch Verschmelzung und Annäherung, so weit es ohne Wechselheirathen möglich ist, vorgearbeitet werde, damit jene Emancipation, wenn sie einmal ausgesprochen seyn wird, den Juden ohne seinen völkerrechtswidrigen Haß, den Christen ohne Intoleranz und Vorurtheil finden möge!

Meine Reise nach Dresden hatte, wie schon gesagt worden, unterbleiben müssen, und unterdeß war auch die Zeit gekommen, daß ich an Pichler's Seite wieder nach Wien zurückkehren sollte. Wir schickten uns also an, die theuren Kinder, die geschätzten Freunde, und

die alte Hauptſtadt Böhmens zu verlaſſen; doch war Pichler bedacht, mir die Rückreiſe angenehmer zu machen, indem wir einen andern Weg einſchlugen als den wir beide hergekommen, und ſo nach Schwarzenau zu unſerer guten Freundin Pereira kamen, die uns eingeladen hatte, ein paar Tage bei ihr zuzubringen. Wir fuhren alſo nach einem ſchmerzlichen Abſchied durch das Wiſſeradher Thor auf der alten Prager Straße zurück, kamen nach dem in der Huſſitengeſchichte ſo berühmten Städtchen Tabor, und ſodann über Sudomirſits, Sobieslav, durch ziemlich angenehme waldreiche Gegenden nach Wittingau, wo wir übernachteten. — Hier iſt der Boden ſandig, die Vegetation nicht reich, aber das Städtchen ziemlich hübſch. Am andern Tag ſetzten wir unſern Weg nach Schwarzenau fort, kamen bei Schwarzach über die böhmiſche Grenze, und durch hügeliges, ziemlich ſtarkbewaldetes Land nach Schrems. Hier ſieht der Boden ſehr unfruchtbar aus. Große ſchwarze runde Steine liegen überall, oder ſchauen vielmehr zwiſchen ziemlich dünnen magern Kornhalmen aus dem Boden hervor, und geben ein unangenehmes Bild der Unfruchtbarkeit. Hinter Schrems, gegen Schwarzenau zu, erſcheint der Boden ergiebiger, die ſchwarzen Steine verlieren ſich und endlich ſteigt, wie man von einer kleinen Anhöhe herabfährt, das ſtattliche Schloß mit ſeinen Thürmen empor. Auch dies, ſo wie manches andere in Öſterreich, das ich geſehen, mag einmal feſt geweſen

und vertheidigt worden seyn; auch hier ist wie bei vielen andern Schlössern der breite Wassergraben, der es einst umgeben und beschützt hatte, ausgetrocknet, und ein recht artiger Garten an dessen Stelle angelegt worden.

Wir wurden mit großer Freundlichkeit empfangen, trafen die Tante der Baronin, Frau v. Ephraim mit ihrer Tochter, den Hamburg'schen Ministerresidenten Herrn v. Graffen, und noch einige Gäste, und brachten einige recht angenehme Tage dort zu. Eine höchst ergreifende Mordgeschichte beschäftigte in dieser Zeit die Umgegend. In Langenlois, einem bedeutenden Marktflecken unweit Schwarzenau, hatten sich, wie ein paar Jahre früher in Stockerau, Parteien unter den Bürgern gebildet. Es war als rege sich der städtische Geist des Mittelalters in diesen Gemeinden, und treibe sie zu eigenmächtigem Verfahren, ja zur Selbsthülfe, wenn ihnen keine Unterstützung von den Behörden wurde. Der Syndikus in Langenlois war seit mehrerer Zeit, so wie damals in Stockerau der Magistrat, ein Gegenstand des Hasses für Viele, die eine eigene Partei in diesem Duodez-Staate bildeten. — Hin und her wurde gestritten, verklagt, verschwärzt, gestraft u. s. w. Eines Tages, als der Syndikus in seinem Keller, der, wie das bei uns auf dem Lande häufig ist, außerhalb des Fleckens lag, gegangen war, dort nachgesehen, seinen Diener, der ihn begleitet, vielleicht mit dem Wein, den er abgezogen, voran nach Hause geschickt,

und ſich auf eine Bank unter den Bäumen, welche den Keller beſchatteten, geſetzt hatte, — fiel hinter einem Zaun ein Schuß, von dem der Syndikus in den Rücken getroffen und getödtet wurde. So fand man ihn — und keine Spur war zu finden, die auf den Thäter hätte leiten können. Scharfe Unterſuchungen wurden angeſtellt, Mehrere verhaftet, auf denen der Verdacht feindſeliger Geſinnungen gegen den Ermordeten am meiſten ruhte. Die Unterſuchung währte lange — Einer der Verhafteten hatte ſich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, während derſelben das Leben genommen. — Bekannt aber wurde, ſo viel mir bewußt iſt, der wahre Stand der Dinge und der Grad der Schuld der Betheiligten nicht.

Doch ich kehre nach Schwarzenau zurück. Die Gegend iſt meines Erachtens nach nicht ſchön. Hügeliges Land, meiſt mit dunkeln Kieferwäldern und Gebüſchen bedeckt, ohne beſtimmte oder bedeutende Formen, ein Anſehen von Trockenheit und Unfruchtbarkeit, ein rauhes Klima, ſo daß die Zwetſchken nur ſelten, ja manchmal ſogar die Hafererntern nicht reif werden — gibt dem Ganzen einen düſtern Charakter. Ganz in dieſem Charakter fand ich auch den Anblick der Ruinen von Krumau, einem alten Schloſſe, auf einem von den dunkeln, ich möchte ſagen ſtygiſchen Fluthen des Kamp umfloſſenen Felſen. Hier ſoll die unglückliche Königin Margarethe, die Schweſter Friedrich des Streitbaren, gelebt haben, nachdem ſie früh ſchon Witwe des römi-

ſchen Königs Heinrich von Hohenſtauffen geweſen, mit dem ſie ſeine Gefangenſchaft in S. Felice getheilt, dann gezwungen den viel jüngern Böhmenkönig Ottokar zu heirathen, und von ihm verſtoßen, ſich wieder auf dies Schloß zurückgezogen hatte. Zum mindeſten ſtimmt die Wahl dieſer melancholiſchen Gegend recht gut zu der Stimmung, in welcher ſich dieſe unglückliche Frau befunden haben mag. Nebſt dieſer Ruine ſind noch andere verfallene Schlöſſer in der Nachbarſchaft, und ſelbſt das bewohnbare und bewohnte, ſehr ſchön eingerichtete Alentſteig trägt einen alterthümlichen Charakter.

Nach Wien zurückgelangt, war auch für uns bald der Zeitpunkt des Badeaufenthalts gekommen. Wir bezogen eine ſchon bekannte Wohnung in Guttenbrunn, denn es lag uns daran, ſo ländlich zu wohnen, als ſich nur immer mit dem Gebrauche der Bäder vertrug, die für Pichler der Hauptzweck dieſer Reiſen waren. Ich genoß nur die friſche geſunde Luft, und befand mich damals ſtäts wohl dabei. Im September beſuchte uns unſere Tochter zu unſerer Freude und Beruhigung auf einige Tage, und bewies durch ihre Reiſe auf dem Eilwagen und ihr blühendes Ausſehen, daß ſie wieder ganz hergeſtellt ſei, wofür wir Gott nicht genug danken konnten. Sie blieb nur wenige Tage und beeilte ſich, zu ihrem Mann und Kind zurückzukehren. Aber ſo kurz auch dieſer Beſuch war, gewährte er uns Freude und Troſt.

Im folgenden Winter faßte ich die Idee, einen hiſtoriſchen Roman zu ſchreiben, deſſen Stoff aus der böhmiſchen Geſchichte und deſſen Schauplatz Prag, das ich nun ziemlich kannte, ſeyn ſollte. Es war nicht leicht, einen ſolchen zu finden, obwohl die böhmiſche Geſchichte ſehr reich an bedeutenden Zügen und eigenthümlicher Nationalentfaltung iſt. Aber dieſe Züge und dieſe Charakterentfaltung ſind häufig, ja meiſtens ſehr widerhaariger Art — oft in Oppoſition mit den Regenten Böhmens, von welcher Dynaſtie ſie ſeyn mochten, und faſt immer in feindſeliger Richtung gegen die deutſche Nation. Es mußte alſo ein Zeitpunkt ausgefunden werden, der an ſich prägnant, für die Nation rühmlich, und nicht in gerader Oppoſition mit dem deutſchen oder öſterreichiſchen Intereſſe war, und da zeigte ſich kein anderer, als der, den mir Baron Hormayr, den ich bei meinen hiſtoriſchen Arbeiten ſtäts um Rath fragte, ſchon früher bei ähnlichem Zweifel gegeben, nämlich das Ende des dreißigjährigen Krieges, als die Schweden ſich durch nächtlichen Überfall des Hradſchins und der Kleinſeite in Prag bemächtigt hatten, und dieſe Plätze auch bis zum Friedensſchluß 1648 inne behielten. Hier war nun die Bevölkerung von Prag ganz im Einverſtändniß mit den Anſichten des kaiſerlichen Hofes. Die Schweden hatten längſt aufgehört, ſelbſt bei den Proteſtanten, noch mehr aber bei der katholiſchen Partei in Deutſchland als Retter und Befreier zu gelten, und Alle waren froh, daß ſie ſich wieder

über die Oſtſee zurückziehen ſollten. In dieſem Sinn konnte ich alſo meinen Plan vorläufig zu den Schweden in Prag entwerfen. Die nähern Beſtimmungen, die Lokalitätsverhältniſſe hatte ich mir wohl eingeprägt, und die Herren Literatoren von Prag, beſonders Profeſſor Gerle, dann die Herren v. Rittersberg, Ebert, damals ein junger Mann, der kaum 25 Jahre zählte, waren mir mit großer Freundlichkeit behülflich, Notizen zu ſammeln, die auf jene Zeit Bezug hatten. Hr. v. Rittersberg war ſo gütig, mir eine lateiniſche Überſetzung eines böhmiſchen Manuſkripts oder einer gedruckten Nachricht über die Vertheidigung der Alt- und Neuſtadt durch die Studenten unter ihrem tapfern geiſtreichen Anführer P. Plachy zu verſchaffen, die einen dieſer Studenten ſelbſt zum Verfaſſer hatte, und die mir bei der Schilderung des Kampfes am Neuthor ſehr zu ſtatten kam.

Im Laufe des Winters 1825 — 26 kamen nach und nach mehrere werthe Bekannte, die wir in Prag kennen gelernt und ſehr ungern verlaſſen hatten, durch Überſiedlung hieher nach Wien. Der erſte war der würdige Profeſſor und k. k. Rath Doktor v. Biſchof, mit ſeiner eben ſo ſchätzbaren als liebenswürdigen Frau. Nicht lange darnach rief eine kaiſerliche Entſchließung den Oberſtburggrafen, Grafen von Kollowrat, als Staatsminiſter hieher, und wieder bald

nach dieſer Verſetzung wurde deſſen Frau Schwägerin, die Fürſtin Kinsky, zur Oberſthofmeiſterin der Erzherzogin Sophie ernannt. So waren denn alle dieſe von mir verehrten Perſonen jetzt in Wien einheimiſch. Aber dieſe Nähe erwies ſich nicht ſo befriedigend für uns, als man es auf den erſten Anblick hätte denken ſollen. In Prag, in der Provinz, hatten die bürgerlichen Bekannten freieren Zutritt zu ihren hochgeſtellten Gönnern, und obwohl ich nicht die geringſte Urſache hatte noch habe, mich in den fünfzehn Jahren, ſeit jene Familien in Wien leben, über irgend eine Hintanſetzung oder Kälte, oder Hochmuth in ihrem Benehmen gegen mich zu beklagen, obgleich ich verſichert bin, bei den ſeltenen Beſuchen, die ich in jenen Häuſern mache, ſtäts als eine werthe Bekannte mit Achtung und mit Freundlichkeit aufgenommen zu werden: ſo brachte es doch die Stellung dieſer Perſonen und ihr Verhältniß zum Kaiſerhofe mit ſich, daß der ungezwungenere Umgang, wie er in Prag ſtattgefunden, hier nicht fortgeſetzt werden konnte. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, in dieſer ſo wie in Rückſicht meiner Stellung in der literariſchen Welt gegen Schriftſteller und Recenſenten zu erwähnen, wie wenig ich mich über meine Aufnahme von Seiten hochgeſtellter Perſonen wie von Seite meiner Kunſtgenoſſen zu beklagen Urſache hatte und noch habe. Im Hauſe des Fürſten von Lobkowitz, im Hauſe des verehrten Grafen Franz von Szecheny, ſo wie im Hauſe meiner langjährigen innig geachteten Freundin

Gräfin von Zay wurde ich nicht blos von den Mitgliedern dieser Familien, sondern auch von den fremden Besuchern, die oft zum höchsten Adel gehörten, nicht allein mit Achtung, sondern mit Auszeichnung behandelt. Bei Fürst Lobkowitz, wo ein sehr angenehmer Ton herrschte, und man stäts versichert war, geistreiche Gesellschaft zu finden, wie ich denn öfters den Marquis de Chasteler, den Baron v. Steigentesch und Andere dort getroffen, befand ich mich mehr als einmal bei Soiréen, wo entweder Musik gemacht, oder Opern gegeben wurden, im Salon der Fürstin mitten unter den Damen vom höchsten Range, und in der Nähe der kaiserlichen Prinzen, die diese Gesellschaften mit ihrer Gegenwart beehrten. Nie, ich kann es mit Wahrheit bezeugen, erfuhr ich die geringste Zurücksetzung oder wohl gar eine Demüthigung, wie man sich von andern Frauen des Mittelstandes erzählte. Das allein beobachtete ich stäts genau, mich nie vorzudrängen, stäts zu warten bis ich aufgesucht oder aufgefordert wurde, einen Platz einzunehmen, den ich aber auch dann unbestritten und ungekränkt behauptete.

Eben so bin ich mir keines Unfriedens mit andern Schriftstellern, und einige Ausfälle in obscuren und schon vergessenen Journalen von unbedeutenden Recensenten ausgenommen, auch mit keinem Kritiker bewußt. Stäts bin ich mit Höflichkeit, oft mit Achtung, manchmal mit Lobpreisungen, die mir selbst zu hoch schienen, behandelt worden, und mit Vielen von unsern

öſterreichiſchen Autoren bin ich perſönlich wohl bekannt, mit Einigen in freundſchaftlichem Verhältniſſe — mit Keinem in Fehde. Aber ich habe auch nie in meinem Leben eine Recenſion geſchrieben oder drucken laſſen, ich habe meine Urtheile über fremde Werke ſo ſchonend und mit ſo viel Nachſicht wie möglich ausgeſprochen, nie Zwiſchenträgereien Gehör gegeben, nie auf eine ſchmähende Recenſion geantwortet, und wenn in früherer Zeit einige meiner literariſchen und perſönlichen Freunde den Fehdehandſchuh für mich aufnehmen und dem ſchmähenden Recenſenten antworten wollten, ſuchte ich dieß auf alle Art zu hindern, und habe mich bei dieſer Verfahrungsart ſeit mehr als 40 Jahren ſtäts wohl befunden, und viele Beweiſe aufrichtiger Achtung, Theilnahme und Dankbarkeit von Perſonen jeden Ranges erhalten, welche mir die Verſicherung gaben, in meinen Schriften Troſt und Beruhigung geſucht und gefunden zu haben.

Der Winter von 1825—26 verging ziemlich gleichförmig und ziemlich angenehm, wenn ich bei der Trennung von meinem einzigen Kinde dieſes Wort von meiner Lage eigentlich brauchen kann. Viel trug die Nachbarſchaft der trefflichen Schlegel zu meiner Aufheiterung bei. Es war nun eine Nichte ihres Mannes, Baronin Buttler, Tochter von Schlegel's Schweſter, aus Dresden hieher gekommen und wohnte bei ihren Ver-

wandten. Dieſe, eine junge, geiſtvolle, unterrichtete Frau und ſinnreiche Malerin, vermehrte auf ſehr angenehme Art den gewählten Kreis ihrer Tante, und war beſonders glücklich im Erfinden und Ausführen anſprechender kleiner Familienfeſte, womit wir ihrer Tante oder ihres Oheims Feſttage feierten.

So kam der Frühling heran und mit ihm die beglückende Hoffnung, daß Pelzeln, zwar ohne Avancement — aber ſchon die Transferirung war Gewinn — nach Wien werde überſetzt werden. Die Sache blieb eine Weile unentſchieden, wir ſchwankten zwiſchen Furcht und Erwartung. — Endlich trat eines Morgens zu ungewöhnlich früher Stunde Pelzeln's Mutter, die verwitwete Hofräthin ein, und kündigte uns die Freudenbotſchaft an, daß unſere Kinder wieder nach Wien überſiedeln werden. Nun waren wir Alle beglückt und ſelig, und ich machte mir's zur Pflicht, mich bald darauf von einer alten Jugendbekannten, der Baronin Ott, die ich öfters an einem dritten Ort traf, und auch, wiewohl ſelten, beſuchte, bei ihrem Schwager, dem Appellations-Präſidenten von Gärtner vorſtellen zu laſſen, bei welchem ſie ſeit ihrem Witwenſtande wohnte, um ihm für dieſe große Gunſt zu danken. Man ſagte nämlich, er ſei es eigentlich geweſen, der dieſe Überſetzung dadurch bewirkte, daß er dem Kaiſer vorgeſtellt habe, wie ſehr er eines ſo geſchickten und redlichen Arbeiters wie Pelzeln war, bedürfe. Der Kaiſer bewilligte dies Geſuch, und in Folge deſſen durf-

ten ſeine Mutter und wir hoffen, unſere Kinder wieder bei uns zu haben.

Aber vorher kam noch viel Ungünſtiges. Pelzeln, dem ſo wie ſeiner Mutter und auch Lotten, die Luft und Lebensweiſe in Prag nicht gut anſchlug, wurde bedeutend krank, und in Folge deſſen ſuchte er, als er hergeſtellt war, Prag ſo bald als möglich zu verlaſſen. Die Anſtalten zur Überſiedlung waren aber noch nicht vollendet, und ſo kam Pelzeln zuerſt allein nach Wien, um ſeinen neuen Poſten anzutreten. Lotte, die bereits wieder ſeit einigen Monaten guter Hoffnung, und dadurch mehr als die beiden erſtenmale incomodirt war, blieb zurück, um jene Vorbereitungen zu treffen, und da eben das Packen und Räumen meiner Tochter in ihrer damaligen körperlichen Lage nicht zuträglich war, ſo erſuchte Pelzeln, als er nach Wien kam, mich, zu ihr nach Prag zu reiſen, ihr, wo es nöthig war, Beiſtand zu leiſten, und ſie nebſt ihrem Knaben, der bereits 14 Monate zählte, wohlbehalten nach Wien zurückzuführen.

Ich reiſete alſo im Julius abermals nach Böhmen, war mit dem Separat-Eilwagen wieder am dritten Vormittag bei meiner Tochter, und freute mich ſehr, Lotten und den Knaben, der früher krank geweſen war, in ziemlicher Geſundheit anzutreffen. Von meinen Prager Bekannten, bei denen ich im vergangenen Jahre ſo freundlich war aufgenommen worden, fand ich die meiſten nicht mehr, indem Einige davon überſiedelt wa-

ren, Andere ſich auf dem Lande befanden. Nur meine literariſchen Bekannten fand ich zu Hauſe, und empfing abermals, beſonders von Profeſſor Gerle, viele Beweiſe gütiger Geſinnung. Auch im Hauſe meiner Jugendfreundin Baronin Hennet fand ich eine große Veränderung. Ihre Tochter, eine treue Freundin der meinigen, war Braut geworden, und zwar die eines ihr an Jahren weitüberlegenen Mannes, des Herrn Kreiskommiſſärs Müller, der ſchon erwachſene Kinder hatte; und gerade am Tage meiner Ankunft war Hochzeit. Joſepha, ſo heißt B. Hennet, war mit ihrer Toilette beſchäftigt, und drang ſehr freundlich in mich, ſie zu der Feierlichkeit zu begleiten. Ich hatte aber im ſtrengſten Sinne kein hochzeitliches Kleid anzuziehen, denn mein Koffer ſollte erſt am nächſten Tage mit dem Brankardwagen kommen, und ſo mußte ich dieſem Vergnügen entſagen, wie ich denn überhaupt die 14 Tage meines diesmaligen Aufenthalts ſtill mit Lotten und mit meiner Freundin Hennet zubrachte. Endlich war Alles gepackt, die Frachtwägen gingen ab, und wir machten uns auf den Weg. Aber nach dem Ermeſſen des Arztes und nach Pelzeln's Vorſchriften, der mir und ſeiner Frau die höchſte Aufmerkſamkeit und Schonung zur Pflicht machte, reiſ'ten wir mit einem Landkutſcher, den wir ſchon vom vorigen Jahr als ſehr verläßlich kannten, und waren demnach vier volle Tage unterwegs, während welcher das kleine Bübchen von 14 Monaten uns

Erheiterung und Spaß machte. Es war wirklich zum Verwundern, wie viel dies ganz kleine und noch der Sprache nicht mächtige Wesen von äußerlichen Eindrücken und Erscheinungen aufzufassen und auf eine ziemlich verständliche Art mitzutheilen vermochte. So wie wir nach mehreren Jahren, als einmal die Rede auf einen Prager Spazierort kam, mit Erstaunen aus seiner Beschreibung erkannten, daß er, der damals 14 Monate zählte, als wir zuletzt mit ihm in jenem Garten gewesen, sich dessen noch wohl erinnerte.

In Stockerau kamen uns Pichler und Pelzeln zu unserer größten Freude entgegen, und so hatte uns denn Gottes Güte und Barmherzigkeit wieder vereinigt!

Die Tochter mit ihrem Kinde wohnte einstweilen bei uns, und zog auch mit uns nach Baden, um der reinen Landluft zu genießen, während ihr Mann, der sich in seiner Vaterstadt wieder erholt hatte, jede Woche ein paar Tage bei seiner Mutter in ihrer Landwohnung zu Mödling zubrachte, wo wir uns dann gegenseitig besuchten.

Die Familie des Präsidenten Baron Gärtner brachte diesen Herbst auch einige Wochen in Baden zu, weil die ältere Tochter, ein sehr schätzbares Frauenzimmer, eines Übels am Fuße wegen, diese Bäder brauchen mußte, und ihr Vater, der das Unglück hatte,

eben als er zu Beſuch bei ihr war, in Baden umgeworfen und am Arm beſchädigt zu werden, ebenfalls an dieſe Heilquelle war gewieſen worden. Wir beſuchten uns gegenſeitig, und von dieſer Zeit an knüpften ſich freundſchaftliche Bande zwiſchen uns, beſonders zwiſchen meiner Tochter und Louiſen, dem ältern Fräulein von Gärtner, und dieſe beſtehen noch fortan.

Im Herbſt bezogen meine Kinder eine ziemlich angenehme Wohnung »am Hof.« Bei Lotten näherte ſich allmälig ihre Niederkunft. Die Reiſe hatte ihr nicht geſchadet, aber dennoch waren nicht alle Störungen beſeitigt, und als ſie im December eines Mädchens genas, war dies ein ſehr kleines ſchwächliches Kind.

Es erhielt in der Taufe den Namen Franziska von ſeiner Pathin, der väterlichen Großmutter, und durch die unermüdliche und treue Sorgfalt der Mutter, welche es ſelbſt ſtillte und dadurch vielleicht einer Wiederholung der Krankheit entging, die ſie bei Auguſt's Geburt erlitten, gedieh das überaus zarte Kind doch zum Verwundern.

Meine Schweden in Prag, zu denen ich in Prag und hier viele Vorſtudien gemacht, waren erſchienen, fanden eine günſtige Aufnahme, und ganz unvermuthet auch einen gewandten und gewiſſenhaften Überſetzer. Schon im Jahre 1824, als meine Tochter noch in meinem Hauſe lebte, war ich mit einem Legations-

ſekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft, Herrn v. Cramajel, bekannt geworden, der uns zuweilen, aber ſelten beſuchte. Als er im nächſten Frühling von hier nach Hannover verſetzt wurde, erbat er ſich die Erlaubniß, mir ſeinen Nachfolger im Dienſte, den Grafen De la Grange aufführen zu können. Ich lernte alſo dieſen jungen Franzoſen, einen ſehr gebildeten, ſchönen und doch ſehr beſcheidenen Mann kennen, und es fand ſich, daß er ebenfalls bei Schlegel bekannt und geachtet war. So kam er nun von dieſer Zeit an fleißig in unſer Haus, in dem zwei ihm befreundete Familien lebten. De la Grange ſprach ziemlich fertig deutſch, und dieſer Umſtand näherte ihn Pichlern, der ſonſt an dem Fremden, dem Diplomaten, dem Kavalier kein großes Behagen würde gefunden haben. So aber ward ihm möglich, ſich mit demſelben zu verſtändigen, und Graf De la Grange konnte bei näherer Bekanntſchaft nur gewinnen. Er kam von da an ſehr oft zu uns, er kannte die ganze neue Literatur ſeines und unſeres Vaterlandes, war ſelbſt Schriftſteller, und ſo gefällig, uns immer mit den neueſten Erſcheinungen in beiden Literaturen zu verſorgen, und vorzüglich meinem Manne die bedeutendſten im politiſchen Fache zu verſchaffen, an welchen mit des Grafen Erlaubniß auch unſer bewährter Freund Regierungsrath Vierthaler Antheil nahm.

Nicht lange darnach, obgleich nicht in dieſem Jahre, ward mir auf ganz ſonderbare Art die Bekanntſchaft eines zweiten jungen und ſehr ausgezeichneten Diplo-

maten, des Freiherrn von Maltitz, von der ruſſiſchen Geſandtſchaft. Ich ſtand ſchon längere Zeit mit unſerm gefeierten Sänger der Undine, dem Freiherrn von Fouqué in brieflichem Verkehr, welcher ſich, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit eines Geſchäfts mit der Buchhandlung meiner Schwägerin durch meine nachgeſuchte Vermittelung angeſponnen hatte. Später hatte mir Baron Fouqué ſeine Gunlaugur's-Sage ſehr ehrenvoll gewidmet, und ſo kam es, daß ich einige Jahre hindurch mit ihm und auch einmal mit ſeiner Gemahlin, der Dichterin, Briefe wechſelte. Faſt gleichzeitig erhielt ich auch einen ſehr ſchmeichelhaften Brief des innig und längſt von mir verehrten Matthiſſon — und beide, Fouqué und Matthiſſon, machten mich auf jenen Baron A. Maltitz aufmerkſam, der damals in Wien lebte, den ich aber, wie das in einer großen Stadt leicht geſchieht, nie geſehen, ja nie von ihm hatte ſprechen hören. Ja Baron Fouqué ſchloß ſogar in einen Brief an mich einen an dieſen Baron Maltitz bei, den ich ihm durch irgend einen gemeinſchaftlichen Bekannten zukommen laſſen, und der unſere Annäherung einleiten ſollte. Sonderbar dünkte mich dieß Verfahren, daß ich dem Kennenzulernenden ſelbſt den Empfehlungsbrief zuſenden ſollte. Indeß es war eine Dichterlaune, und ſomit gab ich ihr nach, bat eine Freundin, in deren Haus viele Diplomaten kamen, meinen Brief von Fouqué an den Baron von Maltitz gelangen zu machen, und hatte bald darauf das Vergnügen, die Bekanntſchaft dieſes ſehr

gebildeten, und mit dem klaſſiſchen Alterthum mehr als ſonſt bei unſern jungen Dichtern der Fall iſt, vertrauten jungen Mannes bei eben jener Freundin zu machen, den eine edle, wiewohl düſtere und ernſte Haltung auf den erſten Blick auszeichnete, und der bei näherer Bekanntſchaft einen eben ſo düſtern ernſten Geiſt, verbunden mit würdevoller menſchenfreundlicher Geſinnung, bewährte.

Zu dieſen beiden diplomatiſchen Bekannten geſellte ſich ein dritter, den mir ebenfalls ein entfernter treuer Freund, Hofrath Büel, aus Zürch zuſandte. Es war der ſchweizeriſche Geſandte Baron Effinger-Wildegg, ein junger Mann, durch Geiſtesbildung, Kenntniſſe, ein feines und doch dabei gemüthliches Benehmen ausgezeichnet. Dieſe drei jungen Männer beſuchten unſer Haus öfter, und fehlten ſelten, wenn ich Abends eine kleine Geſellſchaft bei mir ſah, was zwar jetzt, ſeit meine Tochter mein Haus verlaſſen, viel ſeltener geſchah. Am öfteſten kam der Graf De la Grange, und ich kann wohl ſagen, daß ſein Verhältniß zu meinem Manne und mir nicht bloß ein ſalonmäßiges, daß es beinahe ein freundſchaftliches war. Aber ich ſollte hier wieder wie ſchon oft in meinem Leben Freundſchaftsbande, in denen mir wohl geworden, durch Zeit und Umſtände zerriſſen ſehen. Gegen den Frühling 1827 kündigte uns Graf De la Grange an, daß er eine Kurierreiſe nach Stuttgart oder Carlsruhe? ich weiß das nicht mehr genau, vorhabe. Mir that es leid, denn ich war ge-

wohnt, mich oft ſeines geiſtreichen und herzlichen Umganges zu erfreuen, doch hoffte ich, er würde nicht lange wegbleiben und ſagte ihm das. Da vernahm ich aber gar Anderes: De la Grange dachte nicht daran, wieder zu kommen, er war im Begriff zu heirathen, und zwar ein Frauenzimmer, das er ſchon ſeit ſeiner Jugend geliebt, die aber, warum? ſagte er nicht, einen Grafen v. Clermont Laudoeuvre geheirathet habe, dann Witwe geworden, und nun zu ihrer erſten Liebe zurückgekehrt ſei. Sie war eine Caummont, aus einem ſehr alten Hauſe, und ſtammte von dem dem Blutbade der Bartholomäusnacht wunderbar entronnenen Pagen Caummont, nachher Duc de la Force ab, deſſen ein Vers in der „Henriade“ erwähnt:

Et du jeune Caummont l'étonnante histoire.

Auf jeden Fall ſcheint dieſe Heirath eine ſehr vortheilhafte für den Grafen De la Grange geweſen zu ſeyn — was ich ſpäter aus mancher Äußerung, die dem Neide glich, entnahm, wenn die Rede darauf kam — und der König von Frankreich ſelbſt unterzeichnete den Heirathskontrakt.

Das war Alles gut und wünſchenswerth für den Grafen, aber wir verloren ungern den ausgezeichneten und wohlwollenden Freund. Zum Abſchied gab ich ihm meine „Schweden in Prag“ mit, und er verſprach mir oft zu ſchreiben, was er auch treu gehalten.

Schon seit längerer Zeit hatte ich diesen Roman vollendet; kleine Erzählungen beschäftigten mich zwar vorübergehend; aber es erwachte wieder der Wunsch nach einer anhaltenden Arbeit, mein Geist hatte wie Recha's Herz im Nathan:

verlernt ohn' einen herrschenden
Wunsch aller Wünsche sich zu dehnen —

und so sah ich mich nach einem neuen Stoff für einen größern Roman um.

Die Bearbeitung der »Belagerung Wien's« hatte mich mit der Geschichte der Kämpfe meiner Landsleute gegen die Türken bekannt und vertraut gemacht, ich wählte mir daher die Befreiung Ofen's vom türkischen Joch, das es durch anderthalb Jahrhunderte, von Soliman II. bis gegen Ende des siebenzehnten, getragen, zum Gegenstande. Auch hier galt es nun wieder, Vorstudien zu machen, und vor Allem sich durch Autopsie von allen Lokalitäten, Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten, welche durch diese bedingt wurden, zu überzeugen. Meine Tochter war glücklich wieder in Wien an der Seite ihres trefflichen Gemahls und im Besitze zweier lieber Kinder etablirt. Pichler konnte bei ihnen Zerstreuung und Erheiterung finden, so entschloß ich mich denn, obwohl nicht ganz gern, von allen meinen Lieben mich zu trennen, und zu meiner Freundin, der Gräfin Zay, nach Ungarn zu gehen, um von Bucsan aus mit dem seit vielen Jahren mir befreundeten Grafen Johann Mailath (dem bekannten Geschichtsschreiber der »Magya-

ren“), bei dem ich mich überhaupt wegen dieſer Arbeit Raths erholt hatte, und der aus Gefälligkeit gegen mich ſeine Kur in Piſtjan für einige Tage unterbrechen wollte, nach Ofen zu reiſen. Es wurde Alles eingeleitet, ich kam nach Bucſan, wurde wie immer mit großer Freundlichkeit empfangen, fand dort — zum letzten Male — meine theure Thereſe (Artner) wieder, und brachte einige ſehr vergnügte Wochen mit dieſen verehrten Freunden zu.

Acht Tage waren der Ofnerreiſe gewidmet. Meine Freundin Zay verſah mich mit einer tüchtigen Kaleſche und gab mir, was ihr gewiß ein Opfer koſtete, das ich ihr innig dankte, ihren verläßlichſten Bedienten, der ſie ſelbſt überall hin begleitete, auf die Reiſe mit. So fuhr ich denn an einem Samstag Morgens um 4 Uhr mit dem Grafen Mailath und meinem Dienſtmädchen, den braven Michel auf dem Bock, von Bucſan ab, durch lauter weite aber ſehr fruchtbare Flächen, auf denen rings umher ſich kein Baum, keine Erdhöhe zeigte, ſo daß die Figur eines braunen ſlowakiſchen Hirten, der in ſeinem Képernek am Raine dieſer Felder ſaß und ſeine Schafheerde bewachte, ſchon von weitem in die Augen fiel.

In Szered wurden Pferde gewechſelt, dann ging es raſch auf Neuhäuſel zu, wo wir Mittag machten. Hier war bereits klaſſiſcher Boden für meine projektirte Arbeit, und mein Begleiter war freundlich bemüht, mir aus dem Schatz ſeiner hiſtoriſchen Kenntniſſe mitzutheilen und zu erklären, was hierauf Bezug haben konnte,

wie z. B. die Lage des Schlachtfeldes von Parkany, wo Prinz Lothringen und der Polenkönig die Türken schlugen, das hier in der Nähe war.

Gegen Abend gelangten wir (Gräfin Zay hatte uns mehrere Relais gemacht) nach Köbelkud, wo wir eine kurze Zeit anhielten, um die Pferde Heu nehmen zu lassen, und nun ging es gegen Gran und die Donau hin. Erfreulich war mir nach dem ermüdenden Ausblick in unabsehbare einförmige Flächen, die Ansicht der Granerberge, die nun am Horizonte vor uns auftauchten, und an deren Fuß die majestätische Donau breit und schimmernd dahin strömt.

Schon von fern zeigten sich uns die Resultate der Thätigkeit, womit an dem erst vor kurzen begonnenen und nun schon mehr als halb vollendeten Bau der Graner Cathedrale und der Domherrenhäuser, die einen Halbzirkel um jene bilden, gearbeitet wurde. Noch war aber nichts ganz fertig, und die Kirche selbst nur bis ungefähr zwei Drittel ihrer Höhe, nämlich bis zur Kuppel, aufgebaut. Da es aber Feiertag und gegen den Abend zu war, und wir von dem langen Fahren seit 4 Uhr Morgens müde waren, versparten wir die Besichtigung dieser Riesenarbeiten auf den nächsten Morgen, wozu Graf Mailath gefällig die Voranstalten traf.

Wir aßen und schliefen in einem recht ordentlichen Gasthof, und begaben uns des andern Morgens zeitig auf den Platz vor der Domkirche. Diese steht auf einer Erhöhung, und vor ihr im Halbkreis ziehen sich die

Häuser der Domherren herum, deren jedes rückwärts einen kleinen Garten hat. In Mitte dieses Halbkreises steigt das Terrain allmälig aber bedeutend bis zur Kirche empor, und um den sie umwohnenden Domherren die beträchtliche Mühe zu ersparen, jederzeit, wenn sie sich sehen wollen, den ganzen Abhang zu umgehen, ist mitten durch denselben eine sehr hohe geräumige Gallerie angelegt, die eine bedeutende Länge hat und ihr Licht nur durch die entgegengesetzte Ausmündung empfängt, so daß es in der Mitte ziemlich dunkel ist. Schon diese großartige Arbeit setzt in Erstaunen, noch mehr aber die Betrachtung der Kirche selbst, der Dimensionen, der Ausgrabungen und Planirungen, welche begonnen werden mußten, ehe man zum Bau der Kirche schreiten konnte. Besonders merkwürdig schien mir die Versetzung einer ganzen Kapelle, der des einstmaligen Primas Bakats, der zu Mathias Corvin's Zeit lebte, und diese Kapelle mit liegenden Gütern dotirt hatte. An dem Platze, wo sie damals war, konnte sie nun, vermöge des neuen Planes, nicht bleiben. Sie wurde also abgetragen (sie ist ganz mit rothem Marmor von Innen bekleidet), in 15 oder 16000 Stücke zerlöset, und dann als Seitenkapelle an die Cathedrale gefügt. Man denkt bei einem solchen Transport an Aladin's Zauberpallast.

Noch merkwürdiger schienen mir die Katakomben, diese weiten, hohen, auf wunderbare Weise erleuchteten Räume, welche sich unter der Cathedrale hinziehen und

bestimmt sind, theils in dem innersten Raum die sterblichen Reste der künftigen Erzbischöfe und Domherren auf 700 Jahre in Voraus aufzunehmen, theils in den äußern Gewölben andern Honoratioren zur Begräbnißstätte zu dienen. Bereits ist seitdem Erzbischof Rudnay, der Gründer dieses Baues, schon in demselben, ehe er vollendet wurde, zu seiner letzten Ruhestätte gelangt, und auch der noch ganz jugendkräftige Baumeister, Herr Pakh, den wir damals mitten in seiner Schöpfung kennen gelernt, ist — und zwar schrecklich genug, durch Mörderhand umgekommen. Ob er in jenen Katakomben bestattet ist, weiß ich nicht. Verdient hätte er es wohl!

Ich habe eben die Erleuchtung dieser Fürstengruft wunderbar genannt, und sie ist es auch. Von zwei entgegengesetzten Seiten fällt das volle Tageslicht von der Höhe herab durch Pfeiler, deren Dicke acht Klafter beträgt. Es kommt daher sehr gemildert an, und gleicht ganz der Intensität und dem Charakter nach dem des vollen Mondes. Es ist überall nicht finster und doch auch nirgends ganz hell. — Es ist eine Beleuchtung, die dem Auge wohl thut, weil sie nirgends grell ist, und doch intensiv genug, um das Lesen zu gestatten. Sonderbar ist die Bemerkung, daß an der Gränze, wo die beiden Lichtströme zusammenstoßen, auf einer kleinen antiken Ara, welche vor der in ägyptischem Style erbauten Pforte des innersten Raumes steht, sich eine

Schattenlinie bildet, welche die beiden ſich berührenden Lichtſtröme ſcheidet.

Als wir Alles zur Genüge und mit lebhaftem Intereſſe beſehen, kehrten wir in unſern Gaſthof zurück, und befanden uns bald auf der Straße nach Peſth. Dieſe geht eine Weile recht angenehm auf und zwiſchen bewaldeten Hügeln. Wir machten an einem Orte, deſſen Namen mir entfallen iſt, Mittag. Unterwegs kamen wir auch durch ein Dorf, das den Namen Vörösvar führt, und ſich durch freundliche Baumpflanzungen, durch friſchen Raſen und kleine Gärtchen vor den meiſten ungariſchen Dörfern auszeichnet. Es war auch von Deutſchen angelegt, die ihre freundliche Gewohnheit hieher verpflanzten, da ſonſt beſonders in den ſlowakiſchen Ortſchaften kaum ein Baum zu ſehen iſt, die Häuſer alle auf dem nackten Lehmboden ſtehen, und ſelbſt das Gras auf den Rainen und Wegen ſorgfältig vertilgt wird, was ſolchen Dörfern ein dürres, ödes Anſehen gibt.

Bald näherten wir uns der Hauptſtadt Ungarns. Schon erblickten wir links die Wogen des Iſters (denn hier heißt unſere Donau ſchon ſo und wechſelt, ein zweiter Tireſias, ihr Geſchlecht) während rechts uns jene Hügel und mäßige Berge begleiteten, auf deren ſonnigen Abhängen, den Strahlen der Morgen- und Mittagsſonne gegenüber, das rothe Blut der Ofner Trauben gekeltert wird — eine freundliche Landſchaft, wenn man rechts blickte, wogegen links ſich die unabſehbare kahle

Fläche des Rakosfeldes nicht eben maleriſch zeigte. Endlich gelangten wir an die Häuſer von Altofen und ſahen in der Nähe ein paar ſonderbare runde Gebäude mit runden Thürmen und Kuppeln, die weder durch moderne architektoniſche Schönheit , noch durch den poetiſchen Reiz einer Ruine gefallen konnten. Es waren, wie ich erfuhr, die türkiſchen Bäder, von dieſer Nation während ihrer Beſitznahme von Ofen erbaut, an den ſchon damals und noch jetzt beſuchten Heilquellen dieſes Ortes. Auch zeigte ſich rechter Hand mitten in den Weingebirgen ein eben ſo unförmliches dunkles Gebäude von eben dieſem Urſprunge, das Grab eines Ali Baba oder Hadſchi Baba, eines mohamedaniſchen Heiligen oder frommen Mannes. Endlich erblickten wir auf ihrem Felſenthrone die Hauptſtadt des Reiches mit ihrem Schloſſe, links die breite Donau in ihrer ganzen weit ausgegoſſenen Waſſermaſſe, und jenſeits eben ſo weit hin in die Fläche ausgedehnt, das ganz moderne Peſth.

So wie wir über die Schiffbrücke fuhren, welche die beiden an ihren Ufern gelegenen Städte durch dieſe Lage und noch mehr durch die perſönlichen, nationalen und geſchäftlichen Verhältniſſe der Einwohner zu einer Stadt zu verbinden ſcheint, fiel mir eine ungemeine Ähnlichkeit der Örtlichkeiten mit dem Anblicke von Prag auf, wenn man auf der ſchönen Moldaubrücke ſteht, die hier ſehr zum Nachtheil der ungariſchen Schweſter durch eine Schiffbrücke, welche jeder Winter zerſtört oder wegzuſchaffen zwingt, repräſentirt wird.

Wie in Prag die Alt- und Neuſtadt auf dem flachen Ufer der Moldau, breitet ſich vor dem Ankommenden Peſth weithin aus, wendet man ſich aber um, ſo erheben ſich hinter uns die Berge, auf denen Ofen mit ſeinem Schloſſe thront, und ſich, der Prager Kleinſeite ähnlich, bis an den Fluß herabzieht, während links vom Schloſſe der grünbewachſene Blocksberg mit dem Obſervatorium auf ſeiner Spitze, eine Ähnlichkeit mit dem freilich viel ſchönern, mit Palläſten und einem herrlichen Stifte (Strahow) geſchmückten Lorenzberg in Prag darbietet. Überhaupt iſt an Großartigkeit des Anblicks, an Schönheit, Adel und Alterthum der architektoniſchen Zierden zwiſchen Prag und Ofen nebſt Peſth gar kein Vergleich zu ziehen. Dieſe zwei letzten Städte, welche erſt ſeit ungefähr hundert und fünfzig Jahren wieder in chriſtlichen Händen ſind, können keine ſolchen Reſte einer glänzenden Vergangenheit, noch Denkmale der Vorzeit beſitzen, wie ſie Prag ſo majeſtätiſch zieren.

Was Ofen und noch mehr dem ganz neuen Peſth in Rückſicht des architektoniſchen und hiſtoriſchen Werthes abgeht, wird für Liebhaber ſchöner Naturſcenen faſt ganz durch die lieblichen Umgebungen Ofen's wett gemacht. Schöne, zum Theil bewaldete Berge ziehen ſich um die Stadt her, bilden die Fortſetzung der ſchönen Weingebirge am Ufer des Stromes, und einen lieblichen Kontraſt mit der gegenüberliegenden Fläche.

Peſth kam mir vor wie unſere Leopoldſtadt. Auch hier lagen modern, elegant gebaute Häuſer am Stro-

mesufer auf- und abwärts, unter ihnen links ein Dianabad, faſt ſchöner als das in Wien, auf der rechten Seite das Theater, in dem mir Graf Mailath ſogleich eine Loge verſchaffte. Was den Ausdruck, die Phyſiognomie möchte ich ſagen, von Peſth betrifft, ſo ſtimmt ſie mit der Wien's viel mehr als mit der Prag's überein. — Alles ſcheint heiter, lebensfroh. Die Menſchen, die einem auf der Straße begegnen, ſehen fröhlich aus, an ſchönen Sommertagen ſitzen die Leute auf den Straßen und Plätzen vor den Gaſt- und Kaffehhäuſern, zechen und ſchmauſen, und dazwiſchen tönen die aufmunternden Klänge fröhlicher Muſik; kurz es iſt eben ein Weinland, und das verkündet ſich ſogleich in Allem.

Sobald wir uns im Gaſthof umgekleidet hatten, führte mich mein Begleiter zu ſeiner Schweſter, einer Gräfin Bathiany, die mich ſehr gütig empfing, und dann zu der Gräfin Teleky, an welche ich von ihrer Freundin Gräfin Zay empfohlen war, und bei der ich eine höchſtfreundſchaftliche Aufnahme fand. Die Gräfin bot mir ſogar ihr Haus zur Wohnung an, ich zog es aber vor, in dem Gaſthofe, wo ich abgeſtiegen war, zu bleiben, mindeſtens mit meinen Leuten da zu ſchlafen und ſie dort verköſtigen zu laſſen. Den Tag brachte ich aber ſchon von früh an bei der Gräfin Teleky zu, ſpeiſete mit ihr und ihrer Familie, und wurde von ihr bald Vor-, bald Nachmittags zu allen Sehenswürdigkeiten in Peſth und Ofen geführt. Ich ſah das National-Muſeum, eine

Stiftung des hochverehrten Grafen von Szechenyi, die Jankovits'sche Sammlung, die Sternwarte u. s. w. Vor Allem aber interessirte mich die freiwillige Arbeitsanstalt in einer der Vorstädte von Pesth, welche zwar durch den Frauenverein gestiftet, größtentheils aber durch die Thätigkeit der Gräfin Teleky unter ihrer Aufsicht und durch ihre bedeutenden Unterstützungen so ausgebreitet und vielfach segenbringend geworden war. Die Abende wurden zuweilen im Theater zugebracht, wo ich schon am ersten Tag die „Markgräfin von Burgau“ aufführen gesehen aber nicht gehört hatte, denn Baron Zedlitz, der Verfasser der berühmten „Todtenkränze,“ damals eben in Pesth anwesend, den ich schon in Wien gekannt, besuchte mich in der Loge, wo sich Graf Mailath bei mir befand, und die Herren hatten so viel Interessantes über ihre literarischen Arbeiten und Schicksale, über Censur, Recensenten, Theaterdirektionen, Journale u. s. w. zu reden, daß ich lieber darauf, als auf die sehr mittelmäßige Darstellung des Stückes horchte. Das Theater selbst gefiel mir nicht. Die graue Grundfarbe, welche (wenigstens damals) das Ganze bekleidete, ohne daß die Logenreihen durch architektonische Verzierungen oder Drapperien merklich von einander unterschieden gewesen wären, gab dem Theater ein zu einförmiges Ansehen; die Logen erschienen mir wie kleine einzelne Behältnisse oder Fächer schief in den grauen Grund hineingeschnitten, wie etwa die Abtheilungen in einem

Kaſten zur Aufbewahrung von Naturalien. Überdies war es ſehr groß — damals, wie man ſagte, zu groß für die Bevölkerung, und man klagte, daß man in den vordern Logen, eben ihrer Schiefheit wegen, ſchlecht ſehe, und in den hintern ſchlecht höre. Von dem letzten kann ich, wie geſagt, nicht urtheilen, denn ich gab nicht Achtung, und ein andermal, als ich mit Gräfin Teleky dort war, wurde ein Stück aus der ungariſchen Geſchichte Ungariſch gegeben, das eben dadurch für mich eine Pantomime war, und aus dem mir daher keine Erinnerung blieb, als an einen recht hübſch ausgeführten Nationaltanz, der in dem Stücke vorkam.

In der Nacht, die auf dieſen vielbewegten Tag kam, fühlte ich mich ernſtlich krank, die Hitze der Jahreszeit, die Reiſe, das Auf- und Abſteigen in dem Graner Kirchenbau, die Toiletten, die Viſiten des Nachmittags, Alles zuſammen ward für meine Nerven zu viel. Ich war auf eine Art aufgeregt, daß ich fürchtete, eine Krankheit ſei im Anzuge. In einem unruhigen ſchweren Schlaf glaubte ich den Ausſpruch, von wem und warum weiß ich nicht, zu hören, daß ich heut über ein halbes Jahr ſterben werde. Es war der 27. Junius, folglich mein Todestag auf den Feſttag eines von mir vorzüglich verehrten Heiligen, des heil. Johannes des Evangeliſten, beſtimmt. Als ich erwachte, erſchrack ich nicht über den Traum. Meine Tochter war verſorgt, mein Mann, rüſtig und in ſeiner ganzen Kraft, blieb ja nicht vereinſamt zurück, da er ſeine Kinder und

Enkel hatte. So war ich ruhig, selbst wenn ich annahm, daß jener Ausspruch eine Eingebung gewesen. Auch fühlte ich mich am Morgen etwas besser, stand auf, beschloß aber den Gang durch die Stadt, den mir Graf Mailath vorgeschlagen, um die neuen Gebäude und Anlagen zu sehen, nicht zu machen, und mich in Ruhe zu erholen. Das gelang denn auch. Das Ganze war eine Aufregung der Nerven, eine zu große Ermüdung gewesen. Stille und Ruhe gaben mir meine Kräfte wieder. Dennoch schrieb ich den Traum auf, versiegelte das Blatt, und wollte so, falls die Vorhersagung eintraf, ihre Echtheit beweisen. Aber sie erfüllte sich nicht, so wenig als meine Todesahnung in meiner Jugend.

Die Abende, wenn wir nicht in's Theater gingen, brachte ich im Hause der Gräfin Teleky sehr angenehm zu. Gebildete Frauen und Herren, wie Baron Zedlitz, Graf Mailath und ein junger Offizier, Hauptmann Minarelli, der damals bei dem nun verstorbenen Sohn des Erzherzogs Palatin angestellt, und ein sehr gebildeter angenehmer Gesellschafter war, fanden sich dort ein. Im Winter, wenn der Hof des Palatin hier war, beehrte die Frau Erzherzogin sehr oft diese Soiréen bei Gräfin Teleky mit ihrer Gegenwart, und erschien ganz zwanglos und ohne die Etikette, welche solche Frauen sonst umgibt, im Salon der Gräfin, die sie überhaupt und nach Verdienst auszeichnete, mit ihrer Handarbeit, wie jede andere Dame.

Man erzählte mir das seltsame Schicksal des Hauptmanns Minarelli, dessen ich erwähnt. Er war ein Spanier von Geburt, und bei der Einnahme von Saragossa durch die Franzosen als ein kleines hilfloses Kind, das seine Ältern in der allgemeinen Zerstörung verloren, von einem französischen Generale aufgenommen und erzogen worden. Wie er dann später in kaiserliche Dienste gelangt, erfuhr ich nicht; eben so wenig, welche (wie es scheint) ungünstige Ereignisse ihn mehrere Jahre darnach, noch lange vor dem Tode des seiner Aufsicht übergebenen Prinzen, aus dessen Nähe entfernten. Jedenfalls war Minarelli eine bedeutende und nicht leicht zu vergessende Erscheinung.

Ein heiterer Vormittag war dazu bestimmt, die innere und äußere Lage von Ofen und seinen Umgebungen zu besehen, um nach dieser Autopsie meinen künftigen Roman zu gestalten. Graf Mailath begleitete mich gefällig und zeigte mir alles Bemerkenswerthe, das ihm seine geschichtlichen Kenntnisse angaben: Das Thor, welches einst das von Stambul hieß; den Platz auf dem Walle, wo — aller Wahrscheinlichkeit nach — Abderrahman, Pascha von Ofen, den Tod fand; in der Umgebung den sogenannten Schwabenberg, wo ein Theil der deutschen Armee bei der Belagerung Posto gefaßt hatte, weiter hinunter am Strome endlich Promontorium und den Platz, wo Hamsa Beg stand u. s. w. Nachdem wir Alles besehen, und ich mich der anmuthigen Aussicht in die waldigen Berge, welche Ofen von der

Rückſeite umgeben, erfreut hatte, ſchlug der Graf mir vor, nun auch den Schloßgarten des Erzherzog Palatin an dem Abhange, der ſich gegen die Donau hinabzieht, zu beſehen. Ich folgte dieſer Aufforderung mit Vergnügen und ahnete nicht, daß es eine verabredete Sache war. Im Garten nämlich, der ſehr geſchmackvoll angelegt war, ſtanden wir zu meiner großen Überraſchung plötzlich vor der kleinen Erzherzogin Hermine, der Tochter des Palatinus, die ſich mit ihrer Erzieherin, einer Gräfin Thurn, hier befand, und uns wahrſcheinlich erwartet hatte. Es war ein ſchönes Kind von etwa 10—11 Jahren, nur, wie es mich dünkte, waren ihre Züge für ihr Alter zu ſehr formirt. Doch kam ſie mir ſehr liebenswürdig vor, wie ſie ſich mir freundlich näherte und mir einen Blumenſtrauß als ein Zeichen ihrer Gewogenheit reichte. Nun iſt dieſe liebliche Erſcheinung auch ſchon in die Auen des himmliſchen Friedens verpflanzt worden, und ein edler Bruder und trauernde Verwandte klagen ihr nach. — Es war die erſte freundliche Anerkennung, die mir von einem Gliede der kaiſerlichen Familie ward, ſie freute mich ſehr, und es war mir ſehr angenehm, daß wir gleich darauf einen großen Hirſchſchröter im Graſe entdeckten, an dem das fürſtliche Kind viel Vergnügen zeigte, ſo daß Graf Mailath und ich uns bemühten, ihn zu fangen und ihr ihn zu überreichen. Bald ſollte ich mehrere ſolche Auszeichnungen erfahren.

Nachdem ich durch die gefällige Güte meiner Freunde mich über die Lage, Umgegend und manche historische Daten von Ofen und Pesth genugsam unterrichtet, und einige höchst angenehme Tage daselbst zugebracht hatte, kehrte ich mit dem Grafen wieder nach Bucsan zu meiner gütigen Freundin Zay zurück.

Der gewöhnliche Badneraufenthalt folgte nun während der Ferien meines Mannes nach meiner Rückkehr aus Ungarn, und Pelzeln, der seinerseits jede Woche zwei Tage bei seiner Mutter in der romantischen Schlucht der Brühl zubrachte, erlaubte seiner Frau mit den beiden Kindern einige Wochen bei uns in Baden der Landluft zu genießen, was uns sehr freute, besonders da unsere damalige Wohnung in der Pölzgasse den Vortheil einer freien schönen Aussicht und eines eignen Gartens hatte.

Am Ende dieses Jahres — wenn ich nicht irre — wurde ich durch eine Sendung des Grafen De la Grange auf's Angenehmste überrascht, welcher mir die Übersetzung meiner „Schweden in Prag“ schickte, die er, wie er mir schrieb, gemeinschaftlich mit seiner jungen Frau, um auch sie in der deutschen Sprache zu üben, übersetzt, und ihr in die Feder gesagt hatte. Das freute mich ganz ungemein, denn diese Übersetzung war gewandt, fließend und vor Allem treu, ein Vorzug, den ich den Bearbeitungen der Frau von Montolieu nicht nachrühmen kann. Ich war dem verehrten Freund sehr dafür verpflichtet, und er hatte auch ein

anderes Mal die Güte, der „Befreiung von Ofen,“ die ich ihm, so wie sie erschien, sandte, durch seine geschickte Feder in seinem Vaterlande Anerkennung zu verschaffen.

Etwa um diese Zeit hatte eine sehr schätzbare Jugendbekannte meiner Tochter, die jetzt am k. k. Hofe und zwar bei der Person der Erzherzogin Sophie als Kammerdienerin angestellt war, mir bei einem Besuche von der günstigen Meinung gesprochen, welche die hohe Frau von meinen Schriften hege, und daß sie ihr aufgetragen, mir dies zu sagen. Dies hatte mich sehr erfreut, und ich faßte den Entschluß, ihr „die Belagerung Wien's“ zu überreichen. Bald darauf ließ sie mich rufen. — Es war das erste Mal seit mehr als fünfzig Jahren, daß ich wieder die kaiserlichen Zimmer betrat, und ein sonderbarer Zufall wollte, daß es gerade dieselben waren, in welche ich noch in meiner Kindheit oft von meiner Mutter war geführt worden. Ich erkannte sogleich Alles wieder, bis auf das Ameublement, was nun freilich ganz anders war, als das der verwitweten Monarchin, bei der Alles in einförmiges Grau gehüllt stand. Die Erzherzogin empfing mich ungemein gnädig. Im Zimmer derselben fand ich die Kaiserin Mutter, die mich ebenfalls sehr huldvoll behandelte, und mir viel Gütiges über den Agathokles sagte, indem sie mich versicherte, er habe ihr in ihren trübsten Stunden man-

chen Troſt gebracht. Ich fand, daß die Züge dieſer hohen Frau ſich während des geiſtreichen Geſpräches, welches ſie und ihre Schweſter führten, auf eine angenehme Art belebten, und daß der weiche Klang ihrer Stimme und der Blick der ſchönblauen Augen der ganzen ſchlank und zierlich gebauten Geſtalt eine beſondere Anmuth gaben. Überhaupt war Alles, was dieſe beiden Frauen und wie ſie es ſagten, die höhere Geiſtesrichtung, die ſich in jeder Äußerung, in jedem Urtheil über Bücher, Ereigniſſe, Gefühle und ſo weiter im Laufe der Unterhaltung ausſprach, ganz geeignet, um jedem Unbefangenen eine Unterredung mit ihnen, ſelbſt ganz von ihrer hohen Stellung abgeſehen, bloß als hochgebildeten Frauen, zu einem wahren Genuß zu machen. Beim Weggehen reichte mir die Erzherzogin ein höchſt geſchmackvolles und gerade ſeiner eleganten Einfachheit wegen doppelt ſchätzbares Album, auf deſſen mit gothiſcher Stahlarbeit verziertem Deckel ſich ein hübſches Bild des Stephansplatzes mit der alterthümlichen Kirche befand, ſo paſſend gewählt als Geſchenk für ein Gedicht, worin eben dieſer Dom in einer für Wien verhängnißvollen Zeit eine bedeutende Rolle ſpielte. Den Hauptwerth des Geſchenkes machen aber die von der eigenen ſehr zierlichen Hand der Erzherzogin eingeſchriebenen Zeilen aus, welche alſo lauten:

„Möge der Himmel Carolinen Pichler die vielen wohlthuenden Gefühle, welche ihr „Agathokles“ in meinem Herzen erweckt hat, und den reinen Genuß,

den mir ihre übrigen Werke gewährt haben, in reichlichem Maße vergelten, das iſt der Wunſch von einer ihrer wärmſten Verehrerinnen.“

Sophie.

Dies Album war mir ein koſtbarer Schatz. — Ich beſchloß auch ſogleich, es nicht als ein Stammbuch, ſondern als ein Familienbuch, in das ich nur die fröhlichen oder traurigen Ereigniſſe unſeres Hauſes, oder allenfalls ein dadurch veranlaßtes Gedicht eintragen wollte, zu gebrauchen.

Im nächſten Frühling entſchloſſen ſich meine Kinder, ihre Wohnung abermals zu verändern, indem das Quartier „am Hofe“ bei manchem Vortheile, z. B. der Ausſicht auf den großen ſchönen Platz, gar zu viele Unbequemlichkeiten, und vor Allem eine ſo enge und ſteile Treppe hatte, daß man nicht ohne Beſorgniß mit kleinen Kindern darüber gehen konnte. Sie wählten eine ſehr angenehme Wohnung im Bürgerſpital, gegenüber dem Pallaſte des Erzherzogs Carl, im dritten Stock, die ihnen von der Seite hin den freien Ausblick über die Baſtei und das Glacis bis zu dem Thurm der Paulanerkirche gewährte. Sie wurde bequem und anſtändig zugerichtet mit Parketten neuen Thüren u. ſ. w. und von ihnen noch im Laufe des Sommers bezogen. Ich hatte nur zwei Ausſtel-

lungen an dieſer ſonſt hübſchen Wohnung zu machen; daß nämlich jedes Zimmer, mochte es kleiner oder größer ſeyn, nur Ein Fenſter hatte, was ihm meines Bedünkens viel von ſeiner Freundlichkeit benahm, und daß dieſe Zimmer ſehr niedrig waren.

Im Herbſt bezogen wir wieder unſer liebes Baden, und wohnten wieder in der Pölzgaſſe. — Rings herum aber war in und außer Baden ein reges Leben; denn ein Übungslager war auf den weiten Flächen zwiſchen Baden, Tribuswinkel, Traiskirchen u. ſ. w. aufgeſchlagen; in Baden wohnten die höhern Militärperſonen, die dazu gehörten, und elegante Kaffeehäuſer und Reſtaurationen waren in der beweglichen Zeltſtadt errichtet, und boten den Badnern und auch den hierherſtrömenden Wienern mancherlei Genüſſe und Unterhaltungen. Der Eichkogel, ein kleiner Berg, der aus der Reihe der höhern, welche ſich hier bis Baden und noch viel weiter hinziehen, hervortritt, wurde beſtürmt und vertheidigt; allerlei Scheingefechte aufgeführt, und das muntere bewegte Leben dauerte eine Weile, bis plötzlich die Äquinoctial-Stürme mit ungeheuern Regengüſſen eintraten, dieſe Regen nebſt ſchwellenden Bächen das Lager unter Waſſer ſetzten, und die Mannſchaft ſo ſchnell und ſo gut wie möglich in die umliegenden Ortſchaften vertheilt werden mußte, wobei denn auf Baden auch ein hübſcher Theil kam.

Mit Anfang des Oktobers kehrten wir nach Wien

zurück, wo dann meine Tochter bald darauf, am Vorabend ihres eigenen Geburtstages, mit ihrem vierten Kinde, einem schönen starken Mädchen, entbunden wurde, das sie, wie das frühere, selbst stillte, und das in der Taufe, über die ich sie hielt, den Nahmen ihrer Mutter, der auch der meinige und der meiner verstorbenen Mutter war, bekam, so daß er nun in die vierte Generation reichte. Das ältere Mädchen war nach ihrer Pathin, der väterlichen Großmutter, Franciska genannt; aber diese Großmutter, die schon lange kränkelte, flößte um diese Zeit ihrem Sohne und uns Allen große Besorgnisse für ihre Gesundheit und Erhaltung ein, und Pelzeln, der sie unendlich liebte, litt sehr durch diese Sorgen, besonders da sein Diensteifer und die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der er sein Richteramt als Appellationsrath verwaltete, seine nicht sehr feste Gesundheit zu erschüttern drohten.

In diesem Jahre 1828 war es auch, daß Baron Hormayr, der damals bereits seit mehreren Jahren wieder in Wien, und im Hause seines Freundes Grafen Salm wohnte, den wahrhaft seltsamen Entschluß faßte, nach Bayern zu übersiedeln. — Hormayr, der 1809 als der erbittertste Feind von Bayern aufgetreten war, und dessen Verhalten gegen die Beamten dieser Macht in Tyrol alle Anhänger Bayerns aufgebracht hatte. Schon ein oder zwei Jahre früher hatte er eine Reise nach München gemacht, und

war vom Könige gnädig aufgenommen worden. Aber durch andere Perſonen, und hauptſächlich durch meine vieljährige Freundin und Correſpondentin Thereſe Huber erfuhr ich, daß die Stimmung in München ganz gegen ihn ſei. Dennoch ſetzte er ſeinen Plan durch, trat in Bayer'ſche Dienſte, und ward in München, nach kurzer Zeit, eben ſo viel angefeindet, als in der letzten Zeit hier, und in böſe Händel verwickelt. Seine Anſtellung in Hannover und bald darauf in Bremen, verſchiedene Erklärungen, die in der allgemeinen Zeitung erſchienen, deuteten darauf hin — und ſo ſchreitet dieſer Mann, den ungewöhnliche Geiſtesgaben, ein vortheilhaftes Äußeres und manche Gunſt des Glückes und der Natur beſtimmt zu haben ſchienen, eine glänzende und ehrenvolle Laufbahn zu durchmeſſen, nun in einer unbedeutenden diplomatiſchen Stellung dem Ende ſeines Lebens entgegen, von ſeinen Kindern, ſeinen frühern Freunden entfernt, nicht glücklich in ſeiner zweiten Ehe, weder von ſeinem angebornen, noch von dem erwählten Vaterlande vermißt oder beſonders geachtet! Trauriges Loos, das ſo ganz Anderes verhieß, und ſich ſo unerfreulich geſtaltet hat!

Trotz aller dieſer unläugbar ungünſtigen Verhältniſſe hat ſich das freilich ſehr gelockerte Band unſerer vierzigjährigen Freundſchaft nicht aufgelöſet. Ich bewahre Hormayr'n ein dankbares Andenken, ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen jener nun ſchon lange verſchwundenen Zeit, wo wir uns oft ſahen, wo ich mich

seines geistreichen Umganges erfreute, wo sein Beispiel, sein Interesse an der Geschichte seines Vaterlandes auch mich in diese erhebende Beschäftigung einführte, wo ich für meine Zweifel und Fragen in historischen Angelegenheiten immer ein williges Ohr und bereite Lösung bei ihm fand, und wo nicht allein die unglückliche Katastrophe, welche ihn aus seiner politischen Laufbahn mitten in ihrem stolzesten Gang hinausschleuderte, sondern auch so manches häusliche Leiden, das ihn drückte, und das mir vielleicht näher als Andern bekannt war, meine wärmste Theilnahme für ihn erregte. Jetzt, nachdem wir durch mehr als 14 Jahre einander nicht mehr gesehen haben und wahrscheinlich auf dieser Welt nicht mehr sehen werden, zittert noch ein schwacher Faden alter Anhänglichkeit von Einem zum Andern hinüber. Wir schreiben uns alle Jahre Ein- höchstens Zweimal, und so spinnt sich die alte Zuneigung zwischen uns fort, lebt von der Vergangenheit, und erwartet wenigstens hienieden nichts mehr von der Zukunft.

Das Jahr begann unter manchen sehr trüben Ereignissen, gleich als wollte es uns auf noch trübere vorbereiten. Herr von Schlegel, der, wie der Leser weiß, unser Hausgenosse seit fünf Jahren war, hatte im vorigen Winter schon Vorlesungen für ein gemischtes Publikum — ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, hier in Wien gehalten, und ich erinnere mich nur, daß sie philosophisch-moralischen Inhalts waren, daß er uns — nämlich seiner Frau, der Gräfin L..ka

und mir, eine oder zwei derselben vorlas, daß er im Menschen drei Mächte, nämlich Körper, Seele und Geist unterschied, und daß ich von dieser Vorlesung, so wie es mir überhaupt mit den Schriften der neuern Zeit oft ergeht — nicht viel verstand. So viel indeß glaubte ich zu fassen, daß diese Unterscheidung von Seele und Geist ungefähr das bezeichnen sollte, was man sonst die obern und untern Seelenvermögen genannt hatte; nämlich Vernunft, Urtheilskraft, Wille u. s. w. — und Gedächtniß, Phantasie, Begehrungsvermögen u. s. w. Bald darauf reisete er, von seiner Nichte, jener liebenswürdigen Baronin Buttlar begleitet, die eigentlich aus Dresden stammte, nach dieser Stadt, um ebenfalls Vorlesungen zu halten. Am 29. Jänner, ich erinnere mich des Tages, der ein Freitag war, und aller ihn begleitenden Umstände noch sehr wohl, trat, während wir zu Tische waren, das Stubenmädchen herein, um uns zu melden, so eben habe Frau von Schlegel die so unerwartete als traurige Nachricht erhalten, daß ihr Gemahl plötzlich in Dresden am Schlagfluß gestorben sei. Ein Geistlicher, wenn ich nicht irre, ein Redemptorist, war gekommen, sie schonend vorzubereiten und den Unglücksfall zu melden. Wir erschraken Alle über diese Nachricht, wundern aber konnte ich mich nicht sehr, denn des Verstorbenen Lebensweise, der bei einer meist sitzenden und gelehrten Beschäftigung mehr Werth auf eine gute Kost legte, und mehr geistige Getränke zu sich nahm, als

sich mit seinen physischen und pekuniären Verhältnissen vertragen wollte (was mir die finanziellen Sorgen erklärte, über welche seine Frau oft mit mir sprach, ohne doch jener Ursache zu erwähnen), hatte ihm schon öfters Anfälle von Schwindel zugezogen, die mit Blutlässen abgeleitet werden mußten. Aber daß dieser letzte Anfall ihn im fremden Lande, fern von seinem Hause und seiner Gattin traf, war für uns Alle eine Verschärfung der bösen Kunde, und für jene eine Quelle bittern untröstlichen Schmerzes.

Gleich nach Tische eilte ich zu ihr hinauf; ich traf die damals noch lebende Frau von Pilat, Frau von Doré, Herrn von Buchholz und noch viele andere Freunde bei ihr. Andere theilnehmende Personen sammelten sich nach und nach, und so umringte ein erschütterter aber herzlich wohlwollender Freundeskreis die arme bedrängte Witwe, die jetzt noch ziemlich gefaßt schien, und deren tieferer Schmerz sich nach und nach erst mit dem Fortschritt der Zeit entwickelte. Eine Erscheinung, die ich wohl begreife, und Jeder begreifen wird, der den Gefährten langer miteinander verlebten Jahre in einem Alter verliert, in dem zwar kein heftiges leidenschaftliches Empfinden den ersten Eindruck einer solchen Kunde zu einem lebens- oder wenigstens gesundheitsgefährlichen Ereigniß machen kann; in dem aber eben im Verlauf der Zeit immer mehrere und öfter sich wiederholende Gelegenheiten eintreten, bei welchen uns der dahingegangene Freund überall und überall aufs schmerz-

lichſte mangelt, und wir mit wehmüthiger Klarheit erkennen, daß die beſſere Hälfte unſeres Seins mit ihm zu Grabe getragen worden iſt.

Am andern Morgen war ich zeitlich wieder bei ihr. — Die Hofräthin v. Müller (deren Gemahl, der durch ſeine politiſchen Schriften bekannte Adam von Müller, früher k. k. Konſul in Leipzig, jetzt bei der Staatskanzlei angeſtellt und ebenfalls ſehr kränkelnd war) kam mit ihren beiden Töchtern (jetzt Frauen Endlicher und v. Pilat), und entweder ſie oder ein anderer Ankommender brachte eine zweite Nachricht plötzlichen Todes. — Die Fürſtin Metternich, geborne Freyin v. Leykam, war dieſen Morgen im Kindbett ganz unvermuthet geſtorben. Ich hatte die Frau in meinem Leben nicht geſehen, ihr Tod konnte mir alſo gleichgültig ſeyn; jetzt, ſo unmittelbar nach einem Trauerfall, der in meiner nächſten Nähe eine theure Freundin ſo ſchmerzlich getroffen, erſchütterte er mich und uns Alle doch ſehr. Die begleitenden Umſtände, daß es eine junge ſchöne Frau geweſen, die bei der Geburt ihres Erſtlings das Leben verlor, rührten doppelt. So waren denn auch wir Alle tief ergriffen, und bald darauf beurlaubte ſich Frau v. Müller, um mit ihren Töchtern nach Hauſe zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Zwei Stunden darauf kam die Nachricht, daß ſie ihn ſterbend — ebenfalls vom Schlag gerührt — gefunden habe.

Das war zu viel in der kurzen Zeit von kaum 24 Stunden! Ich fühlte mich wie betäubt und zerdrückt

von dieſen ſo ſchnell hintereinander folgenden Todesnachrichten, und es bedurfte ein paar Tage und der Erheiterung, die ich mir in der Stadt, im Umgang meiner Kinder und Enkel holte, um mich wieder in meine natürliche Stimmung zu verſetzen.

Mit dem Frühling verließ — eine natürliche Folge dieſer Veränderung — Frau v. Schlegel unſer Haus, weil ihr die Wohnung zu groß war, aber ſie blieb in meiner Nähe, im Hauſe ihres ſchätzbaren alten Freundes v. Klinkowſtröm, der nicht weit von uns ſein mit Recht berühmtes Erziehungsinſtitut gegründet hatte, und ihm mit großer Ehr- und Liebenswürdigkeit vorſtand. O wie viele ſchöne wohlthuende Abende brachte ich ſchon früher, aber noch mehr, ſeit meine Freundin da wohnte, in dieſem Hauſe zu, in welchem dem Eintretenden ſogleich eine Atmoſphäre des Friedens, der Stille und Rechtlichkeit umfing. Ein gewählter Kreis von Menſchen verſammelte ſich, mehr oder minder zahlreich, daſelbſt, welchen hohe Geiſtesbildung, würdiger Sinn und Bekanntſchaft mit allem Neuen in der Literatur auszeichneten. Wo ſind jetzt die Meiſten von denen, die ich dort ſo oft ſah und an deren Umgang ich mich erfreute? Entweder todt oder fern, fern von hier, oder in ganz andere Verhältniſſe verſetzt. So iſt der Kreis — das liebende Gedränge zerſtoben! und mit tiefer Wehmuth denkt das zurückgebliebene, hochbejahrte Mitglied desſelben an dieſen, wie an ſo manchen andern geſelligen Kreis, in welchem es

während des langen Daſeins gelebt, und mit Vergnügen gelebt hatte, und der eben ſo zerſtoben iſt, wie der im Klinkowſtröm'ſchen Hauſe.

Der Winter verging indeſſen, und ein ziemlich kühler naſſer Sommer folgte ihm. Pichler hatte ſich bis jetzt immer einer guten und feſten Geſundheit erfreut, und der Umſtand, daß er täglich den — freilich nicht ſehr weiten — Weg von ſeinem Hauſe ins Bureau und wieder zurück zweimal zu machen hatte, ſtählte ſeine Geſundheit, machte ihn unempfindlicher gegen die Einwirkungen der Witterung, und verſchaffte ihm die einem Geſchäftsmanne ſo nöthige tägliche Bewegung. Doch endlich machten die zunehmenden Jahre ihr Recht geltend, und ein Übel, das ſich ſchon ein paarmal im geringeren Maße gemeldet, kehrte jetzt mit größerer Kraft zurück. Pichler war an einem warmen Juniustage ziemlich leicht gekleidet nach Tiſche in ſein Bureau gegangen; während er dort war, brach ein heftiges Gewitter aus, und über dem Nachhauſegehen mochte die ſtarkabgekühlte Luft bei ſeiner leichten Kleidung verderblich auf ihn eingewirkt haben. In der Nacht befiel ihn jenes alte Übel, das er nur zu wohl kannte, und das in heftigen Krämpfen im Unterleibe beſtand. Er weckte mich, ich rief den Leuten, der Arzt wurde gerufen, Umſchläge und Thee gekocht, und ſogleich Alles angewendet, was mir bei ſolcher Gelegenheit als nützlich bekannt war. Gegen Morgen löste ſich der Krampf, und Pichler war im Stande aufzuſtehen und ſeinen gewohnten Ver-

richtungen nachzugehen. Aber es blieb eine Reizbarkeit zurück, die, wenn nicht die äußerste Vorsicht angewendet wurde, einen Rückfall befürchten ließ. Dieser blieb auch nicht aus, obwohl er erst in der zweiten oder gar dritten Woche eintrat, und war nur um so hartnäckiger und beängstigender für uns Alle. Dießmal hatte der äußerst schmerzliche und lebensgefährliche Zustand vom frühen Morgen bis zur Nacht gedauert. Die Ärzte sammt dem Wundarzt waren im Krankenzimmer. — Allerlei wurde versucht — nichts wollte fruchten. — Lotte war mit ihrem Manne Abends voll Angst gekommen. — So lange Pelzeln, der seine Kinder nicht ganz allein lassen wollte, dableiben konnte, besserte sich Pichler's Zustand nicht. Er kehrte also allein nach Hause, aber die Tochter beschloß die Nacht bei mir auf dem Sopha zuzubringen — während dessen Doktor Schiffner, damals unser Hausarzt für plötzliche Fälle, so gütig war, ein paar Stunden der Nacht bei dem Kranken zu wachen, damit wir etwas schlafen konnten. — Ach es war doch kein erquickender Schlaf! ein Hinbrüten zwischen Angst und Erwartung! Gegen den Tag zu ging ich zu dem Kranken, Schiffner nach Hause. — Noch dauerte der beängstigende Krampf. Endlich zwischen 4 und 5 Uhr Morgens traten die ersten Zeichen einer Nachlassung ein — und nun besserte sich zu unser aller Freude und Trost der peinliche Zustand allmälig; aber es dauerte volle acht Tage, ehe Pichler

das Bett verlaſſen, und im Zimmer und Garten ſich langſam erholen konnte.

Türkheim, der gleich am erſten Tage nebſt Dr. Schiffner war gerufen worden, und jeden Morgen, wenn er von Hietzing in die Stadt fuhr, bei uns einſprach, entſchied nun, daß wir ſo bald als möglich nach Baden gehen ſollten, wo er ſich von der Wirkung des Waſſers viel für Pichler verſprach. Dies geſchah denn auch in den erſten Tagen des Auguſt, und unſere Freundin, Fräulein Henriette v. Ephraim, hatte uns, wie jedes frühere Jahr, die Wohnung beſtellt. Es war diesmal für uns eine neue, in der Landſchaft am Joſephsplatz, die uns gar ſehr zuzuſagen ſchien, indem ſie innere Bequemlichkeit, ja ſelbſt einige Eleganz mit dem Vortheile einer herrlichen Ausſicht in jedem Sinne verband. Denn während mich der Ausblick auf die gegenüberliegenden Berge erfreute, fanden die Meiſten, welche mich beſuchten, es gar angenehm, daß Alles, was ins Thal hinaus, oder nach Vöslau, nach Heiligenkreuz u. ſ. w. wollte, hier vorüber mußte.

Sei es nun, daß die früheren Erſchütterungen, welche mein Gemüth und ſomit auch meinen Körper ſtark mitgenommen hatten, auch meine Geſundheit untergraben hatten, ſei es, daß die Wohnung unmittelbar am Bach, der begreiflicher Weiſe faſt allen Brunnen dieſer Gegend ſein Waſſer und ſomit einigen Schwefel mittheilt, ungünſtig auf mich wirkte, oder beides zuſammenkam, genug ich kränkelte während der ganzen

Zeit, welche wir daſelbſt zubrachten, und genoß nur wenige ganz geſunde Tage. An einem derſelben ward eine große Parthie nach Merkenſtein in unſerm geſellſchaftlichen Kreiſe verabredet, und wir dazu aufgefordert. B. Arnſtein, B. Pereira, Frau v. Elkan, v. Ephraim und die Herren, welche zu dieſer Cotterie gehörten, waren dabei, nur daß zufällig dieſe Partie auf meinen Geburtstag fiel, genirte mich ein wenig, aber die freundliche Geſellſchaft wußte auch dieſen zufälligen Umſtand auf eine verbindliche Art zu benutzen. In zehn oder noch mehr offenen Wagen brachen wir auf — jede Familie hatte eine oder zwei Speiſen, oder Wein, Obſt u. ſ. w. zu dem Piknik mit ſich genommen, und recht luſtig flog der lange Wagenzug über die Ebene dahin, im Angeſicht der nahen bewaldeten Berge und umrauſcht von einem nicht gerade gelinden Wind, der indeß die bleibende Heiterkeit des ſchönen Herbſtmorgens ſicherte. Von weitem erblickte ich nun einen Reiter etwas voraus der Wagenreihe — eine auffallende Geſtalt, die meine Blicke auf ſich zog und meine Neugier reizte.

Es war ein langer hagerer Mann, der heftige Wind, der ihm entgegenblies, ſchlug den dunkeln mit grellem Roth gefütterten Mantel wild um ihn herum, und trieb ihm die ſchwarzen Haare unter der kleinen polniſchen Mütze aus dem bleichen Geſicht, aus deſſen tiefen aber bedeutenden Zügen ein paar lebhafte Augen unter ſchwarzen Augenbraunen hervorblitzten,

und ein ſtarker Schnurbart vollendete das beinahe Unheimliche dieſer Erſcheinung, welche ſehr an irgend einen Helden Byron's, einen jener intereſſanten Verbrecher mahnte, wie der Lord ſie zu ſchildern liebte. Lange unterhielt es mich, den Reiter zu beobachten, endlich machte eine Wendung der Straße ihm die Wagen bemerklich, er wandte ſein Pferd und ritt an einen derſelben heran, indem er die Damen artig grüßte. Mir war das recht, denn nun konnte ich ſpäter auf meine Frage erfahren, daß dieſer unheimliche Reiter ein Graf Löwenhjelm, Schwediſcher Geſandter an unſerm Hofe war, und mit zur heutigen Geſellſchaft gehörte. Bei dem Mittagseſſen, das, von der heiterſten Herbſtwitterung begünſtigt und von den Bergen, in deren engem Schooß wir uns befanden, vor dem Wind geſchützt, im Freien genommen wurde, ließ ſich plötzlich auf einem Hügel über uns eine Harmoniemuſik vernehmen, die das Vergnügen der Geſellſchaft vermehrte. Nach Tiſche bemerkte ich allerlei Geflüſter und heimlich thuenden Scherz, deſſen Abſicht mir und wohl Vielen räthſelhaft war, aber auf einmal mußte auf Befehl Eines aus der Geſellſchaft dieſe in zwei Reihen — Frauen und Herren getrennt, wie zur Eccoſſaiſe, ſich einander gegenüberſtellen. — Nun trat Fräulein Ephraim hervor und las ein eben ſo gemüthliches als elegant ſtyliſirtes Sonett vom Herrn Major von Weingarten, dem zierlichen Dichter, vor, das einen freundlichen Glückwunſch zu meinem Geburtstag enthielt. Hierauf wendete ſich plötzlich die ganze Reihe

der Herren, wie sie vor uns standen, um, und präsentirten Jeder auf seinen Schultern einen großen Buchstaben aus weißem Papier ausgeschnitten, und diese Buchstaben formirten das Vivat Caroline! Ungemein freute mich diese gütige Aufmerksamkeit, und mit stiller Genugthuung fühlte ich mich im Kreise wohlwollender Freunde. Nach Tische wurde spazieren gegangen, die Aussichten in die hinter diesen Bergen liegende ernste Gebirgswelt bewundert, wo der Schneeberg, die Neustädter Wand und andere hohe Gipfel und Bergrücken sich majestätisch erhoben, und gegen Abend kehrte Alles vergnügt nach Baden zurück.

Bei dieser Gelegenheit, wo die Rede von einer Aufmerksamkeit ist, welche mir von befreundeten gütigen Personen zu Theil wurde, finde ich es nicht unpassend, einer andern ebenfalls zarten Rücksicht zu erwähnen, welche ich von einem mir gänzlich unbekannten und noch bis jetzt nicht ermittelten Manne erhielt, der meinen späten aber darum nicht minder warmen Dank vielleicht erst in diesen Blättern lesen kann.

Es war wohl noch einige Jahre früher — vermuthlich als meine Tochter schon in Prag oder wenigstens nicht mehr bei mir lebte, weil ich nicht von ihr begleitet war — daß ich nach einer alten mir liebgewordenen Gewohnheit, an einem der Charwochentage nach Tisch in die Hofkapelle ging, um die dort ungemein schön abgehaltene Pumpermette zu hören, in welcher besonders die Responsorien am Schlusse jedes

Pſalms von den Sängern der Hofkapelle, ohne Begleitung der Muſik, ja nicht einmal der Orgel, welche nur den erſten Accord feierlich angibt, mit meiſterlicher Intonation und tiefergreifendem Effekt geſungen werden. Die Kapelle iſt nicht groß, die Schönheit der Muſik lockt Viele, daher war es zum Erdrücken voll, und ich ſtand recht mitten im Gedränge, nicht ohne einige Unbequemlichkeit meine Semaine sainte, einen ziemlich korpulenten Band, in den Händen emporhaltend, um in der dämmernden Kirche leſen zu können. Da gewahrte ich einen jungen ungariſchen Gardiſten (deren ſich mehrere in der Kirche befanden, ohne im Dienſt zu ſeyn), der geſchäftig um ſich blickte, und endlich ein paar Perſonen, die ganz am Ende in den nächſten Kirchenſtühlen ſaßen, anredete, ſo daß ich vermuthete, er ſuche für Jemand einen Platz, der vielleicht erſt kommen werde. Weiters gab ich auf die ganze Sache nicht Acht, als plötzlich ein Hofbedienter mit einem Seſſel ſich durch das Gedränge arbeitete, ihn hinter mir niederſtellte, mit der Aufforderung mich ſeiner zu bedienen. Deutlich erkannte ich jetzt, daß jene freundliche Geſchäftigkeit des jungen Offiziers mir gegolten hatte, und widmete ihm in meinem Herzen warmen Dank, den ich ihm leider, als die Andacht vorüber war, nicht mehr zollen konnte, denn er war aus der Kirche verſchwunden. Auch glaube ich kaum, daß ich ihn würde wieder erkannt haben, denn ich hatte ihn nur flüchtig angeſehen, und weiß mir ſeinen guten Willen, ſein freund-

liches Bemühen, der unbekannten Matrone einen bequemen Sitz zu verschaffen, nur damit zu erklären, daß er mich vielleicht aus dem Zay'schen Hause in Bucsan oder Ugroz gekannt, und der schriftstellernden Frau gern eine gütige Rücksicht erwiesen habe.

Von Baden zurückgekehrt, traten wieder mancherlei trübe Ereignisse ein. Therese Artner, meine innigverehrte Freundin, war schon vor mehr als zwei Jahren von Bucsan weg zu ihrer jüngsten Schwester Minna Romano gezogen, welche mit ihrem Manne in Agram lebte, und ihrer eigenen Gesundheit wegen eine Stütze in ihrem häuslichen Walten bedurfte. Diese fand sie am besten und liebsten in der ältesten Schwester, welche ja schon von Kindheit an die Pflichten der frühverstorbenen Mutter an den drei jüngern Geschwistern geübt hatte. Aber Therese litt selbst an gichtischen Übeln, und oftmalige beschwerliche Reisen von Bucsan nach Agram und von hier wieder zurück, womit sie die entgegengesetzten und doch im Grunde gleichen Wünsche ihrer Schwester Minna und ihrer Freundin Zay befriedigen wollte, hatten diese Übel nur noch mehr hervorgerufen. Bald darauf waren, während Therese sich bei ihrer Schwester befand, schnell nach einander zwei kleine Kinder derselben gestorben, und dieser Schmerz, so wie noch manch anderer Verlust, erschütterte ihre Gesundheit immer mehr. Im vergangenen Jahre 1828 hoffte sie viel von einer Reise nach Vicenza, zu entfernten Anverwandten, die sie freundlich eingeladen hatten.

Aber die erneuerten Fatiguen der Reiſe, da Thereſen's Vermögensumſtände ihr nicht erlaubten, auf recht bequeme Art zu reiſen, die Veränderung des Klimas, ſelbſt die erhöhte Wärme, auf welche ſie als ein Heilmittel gerechnet hatte, und die ſich ſchädlich für ſie erwies, endlich die Haſt und vielfältige Bewegung, mit welcher ihr nach Kenntniſſen und Kunſtgenüſſen dürſtender Geiſt, dieſe überall aufſuchte, vollendeten den Ruin ihrer Geſundheit. Ihre Bemerkungen auf dieſer Reiſe legte die theure Freundin in einem Bericht darüber, in Form von Briefen an mich, nieder, und gab mir ſo vor ihrem Tode aus der Ferne noch ein warmes Liebeszeichen. Zurück nach Agram gekehrt, nahm ihr Leiden mit wachſender Gewalt überhand, und am 25. November verſchied ſie in den Armen ihrer Freunde, ihnen und uns Allen ein unerſetzlicher Verluſt.

Während dieſes letzten Sommers hatte auch der Zuſtand von Pelzeln's Mutter ſich bedeutend verſchlimmert. Ihr Arzt verbarg ihren Angehörigen die Wahrheit nicht. — Es war eine Bruſtwaſſerſucht, und ihr Sohn, der ſie unendlich liebte und die letzte Zeit faſt ganz bei ihr zubrachte, litt auf's ſchmerzlichſte durch dieſen drohenden Verluſt, und meine Tochter litt mit ihm.

Es war am Ende des Novembers, als ich eben Abends einſam im Zimmer ſitzend, einen Brief aus Agram erhielt, der mir den Tod Thereſen's meldete, und dies Ereigniß, das ich leider ſchon lange als un-

vermeidlich vorausgesehen, nun schmerzlich verwirklicht sah. Noch sann ich tiefbetrübt darüber nach, als man mir ein Billet meiner Tochter brachte, das mir den eben erfolgten Tod ihrer Schwiegermutter anzeigte. So kreuzten sich auch diesmal die Todesnachrichten wie zu Anfang dieses, durch manche Unfälle, wenigstens für uns denkwürdigen Jahres, das überdies noch durch eine furchtbar strenge Kälte, welche vom halben November bis zu Ende Februars anhielt, sich Allen unvergeßlich machte, und der trübe Schluß desselben glich seinem finstern Anfang.

Während der zwei Jahre, welche nach der Erscheinung der „Wiedereroberung von Ofen“ verflossen waren, hatte meine Phantasie, die sich ohne eine bestimmte und umfassende dichterische Arbeit nicht recht behaglich fühlte, wieder einen neuen, ebenfalls aus der österreichischen Geschichte geschöpften Stoff gewählt: „Friedrich den Streitbaren,“ den letzten Babenberger. Zu diesem Behuf schaffte ich mir Raumer's gediegenes Werk: „Geschichte der Hohenstaufen“ an, und suchte auch in andern geschichtlichen Werken, hauptsächlich aber in Hormayr's Schriften, nach Notizen über diesen Fürsten. Raumer's Werk war mir von großer Hilfe, wie denn überhaupt Alles, was aus dem ernsten und dabei doch so milden Geiste dieses Mannes geflossen ist, in dem meinigen stäts einen bereiten Wiederklang fand, und ich mit großer Beruhigung so oft meine noch unklaren oder mangelhaften Ansichten von geschichtlichen Charak-

tern oder Zuſtänden aufgeklärt und vollſtändig entwickelt in ſeinen Werken erblickte; ſo wie ſeine perſönliche Erſcheinung, auf welche ich ſpäter kommen werde, mir und Allen, die ihn bei uns ſahen, ſehr zuſagte. Doch muß ich geſtehen, daß eine bei weitem lebendigere (ob auch ganz richtige, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn) Geſtaltung von Friedrich's Eigenthümlichkeit mir aus Hormayr's Schilderung entgegentrat, als aus Raumer's Werk, wo ich die zerſtreuten Züge erſt zuſammenſuchen mußte, weil natürlicher Weiſe dieſes Fürſten nur bei jenen Gelegenheiten und nur in ſo weit als er in Berührungen mit den Hohenſtaufen kam, erwähnt iſt. Hormayr hingegen hat — faſt möchte ich mir erlauben zu errathen warum? — dieſen Fürſten ſtäts mit ganz beſonderem Intereſſe betrachtet. Er hat ſeine gewaltige Willenskraft bewundert, ſeine Irrthümer und ſeine ſich überſtürzenden Leidenſchaften entſchuldigt, und in dem häuslichen ſowohl als öffentlichen Unglück, das Friedrich betroffen, doch ſtäts nur die Größe des Charakters im Kampf mit einem feindlichen Geſchick und das traurige Bild vereitelter Hoffnungen und gehemmter Entwürfe geſehen. Eben dieſe ſympathetiſche Theilnahme, wenn ich ſo ſagen darf, hat denn auch Hormayr's Phantaſie belebt, und die Biographie Friedrich des Streitbaren, nach meiner Anſicht, zu einer ſeiner lebendigſten Darſtellungen erhoben, ohne daß ich jedoch zu behaupten wage, daß es auch eine der treuſten und richtigſten ſei, wie denn überhaupt ſtrengere Ge-

ſchichtsforſcher gegen viele ſeiner Arbeiten dieſe Einwendung machen.

Mir ſagte dieſer Stoff ſehr zu, und ich beſchäftigte mich angelegentlich damit; ja ich war, wie bei allen meinen Arbeiten, mit ganzer Seele dabei, ſo daß der Lauf der Begebenheiten und die Bilder der Perſonen mir nie aus dem Gedächtniß ſchwanden, und ich im Stande war, ſo wie ein freier Augenblick zwiſchen häuslichen Geſchäften und geſelligen Pflichten ſich anbot, meine Arbeit fortzuſetzen. Aber ich hatte Hrn. Fleiſcher, mit dem ich in einem langjährigen literariſchen Verkehr geſtanden, und deſſen freundliches Betragen gegen mich jede billige Rückſicht fordern konnte, eine Erzählung für die „Minerva 1831“ verſprochen, und mußte nun daran denken, dieſer Verpflichtung nachzukommen. Recht mit Mühe, kann ich ſagen, riß ich mich aus dem Ideenkreiſe, aus den Bildern, Begebenheiten, Streben und Ringen der Epoche, in der mein größeres Werk ſpielte, los, um etwas ganz Verſchiedenartiges vorzunehmen. Ich hatte ſchon ſeit langem den Stoff des „Turniers zu Worms“ (den ich früher ſchon als Romanze behandelt hatte) auserſehen, um ihn in einer größeren Erzählung zu bearbeiten, nun führte ich dieſen Plan aus. Hatte nun wirklich das innere Widerſtreben, womit mein Geiſt an dieſe Arbeit ging, darauf eingewirkt, oder war es eine von den mancherlei Freundlichkeiten, welche Herr W. Menzel im „Literaturblatt des Morgenblat-

tes“ den ſchriftſtellernden Frauen, die er ſammt und ſonders haßte, und ſomit auch gelegentlich mir erwieſen hat, genug, er ſagte in der Recenſion des „Almanachs,“ daß die Erzählung: „Das Turnier zu Worms“ zwar nicht lang, aber langweilig ſei.“ Bei der Höflichkeit, womit ſonſt meine Arbeiten von den Herren Recenſenten behandelt wurden und noch werden, ſelbſt wenn ſie etwas daran zu tadeln fanden, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, hat mich der barſche Ton, in welchem dieſer Hr. Menzel ſich ſchon ein paar Mal gegen mich vernehmen laſſen, wohl nicht beleidigt, denn ein Urtheil über ein gedrucktes Buch ſteht Jedem frei, aber in Verwunderung geſetzt, da ich ihm wahrlich nie einen Grund zum Mißvergnügen gegeben, er müßte mir nur das, daß ich eine Schriftſtellerin bin, als ein Vergehen a priori anrechnen. Dieſer Widerwille mag es auch wohl geweſen ſeyn, welcher, verbunden mit der ſtäts mehr überhand nehmenden Sitte unſerer Literatoren, die Geſellſchaft von Frauen zu vermeiden, ihn bei ſeiner Anweſenheit in Wien, vor einigen Jahren, beſtimmt hat, mich ganz zu ignoriren, obwohl er in's Haus der B. Pereira kam, und ſomit eine leichte Berührung zwiſchen uns möglich geweſen wäre. Nachdem ich dieſe Erzählung geendigt und abgeſchickt hatte, wandte ich mich wieder zu meinem Friedrich dem Streitbaren, aber die erſte Stimmung war zum Theil verſchwunden, die Wärme verflogen, ich endigte zwar meine Arbeit nach dem früher entworfenen Plane, und brachte auch alle Einzeln-

heiten in Ausführung, welche ich schon früher, jede an ihrer Stelle, dazu bestimmt hatte; doch freute mich jetzt diese Arbeit nicht mehr halb so sehr, als wenn ich das Ganze in Einem Zuge hätte fortarbeiten können und ich möchte sagen, mich nicht aus der Atmosphäre von Ansichten, Empfindungen und Schilderungen hätte entfernen müssen, in welcher, wie ich glaube, das Werk auch viel besser beendet worden wäre.

Später, nachdem ich Herrn Korn so meisterhaft seine Rolle des zartfühlenden und seine hervorbrechende Leidenschaft mit männlicher Kraft beherrschenden Vormunds in dem Stücke Raupach's: „Vormund und Mündel," hatte spielen sehen, dachte ich daran, aus dem „Turnier zu Worms" ein Stück zu machen, und Claude de Barre's Charakter und Lage schien mir ganz geeignet, auf ähnliche Art behandelt und dargestellt werden zu können. Ich theilte mir die Handlung in Akte und Scenen ein, und machte auch die Änderungen, welche mir die dramatische Vorstellung an einer Erzählung zu erfordern schien, unter andern auch die, daß der Vorsatz des Kaisers, als Gegner des französischen Ritters aufzutreten, dem Publikum nicht wie bei der Erzählung bis zum letzten Augenblick ein Geheimniß bleiben sollte, weil es sehr möglich war, daß viele Personen im Theater beim Aufschlagen des Visirs den Kaiser vielleicht nicht sogleich hätten erkennen, und folglich das Schlagende der Entdeckung nicht so allgemein wirksam hätte seyn können. Im Stücke sollte der Tausch der

Waffen mit Georg und das Erſcheinen des Kaiſers unter Georg's Namen nur den Hauptperſonen der Handlung unbekannt ſeyn, und das Publikum bloß mit ihnen und für ſie, dem zweifelhaften Ausgange des Kampfes geſpannt entgegen ſehen. Aber ich gab auch dieſen Plan auf und ließ es bei der Erzählung bewenden.

Gegen Ende des Winters brachte der Eisgang, der während der durch viertehalb Monate anhaltenden Kälte ſehr ſtark geworden, große Beſtürzung hervor. Er erfolgte in der Nacht vom letzten Februar auf den erſten März, und richtete ungemein vielen Schaden in den dem Strome zunächſtliegenden Vorſtädten Wien's und in der Umgegend an, wobei ſelbſt Menſchen zu Grund gingen, und der jetzige Kaiſer, damals Kronprinz, wie ein helfender und rettender Engel in den gefährdeten Gegenden erſchien. Auch die Einwohner Wien's zeigten ſich hilfreich, man brachte Geld, Einrichtungs-, Kleidungsſtücke u. ſ. w. in ſolchem Überfluß zuſammen, daß, wie man erzählte, manche Familie durch dieſe Betheilung nun beſſer als vorher eingerichtet und verſehen war.

Den nächſten Monat aber traf auch uns ein trauriges Ereigniß. Das jüngſte Kind meiner Tochter, das eben in der vierten Generation den Namen Caroline bei uns fortſetzen ſollte, ſtarb nach einer kurzen Krankheit von wenigen Tagen an einem Waſſerkopf, wie die Ärzte ſagten. Am Mittwoch Abends, als meine Tochter mich beſuchte, hatte ſich das Kind zuerſt ge-

klagt, das Übel nahm mit Riesenschritten überhand, Konvulsionen traten ein, und am Montag hatte es seine kurze Laufbahn beendigt. Es war ein schönes und für sein Alter von 18 Monaten, sehr verständiges Kind. Wahr ist es, daß es nie sehr munter gewesen war, und daß der Blick seines wirklich schönen Auges oft etwas Melancholisches hatte, das mich schreckte, indem es mich den Grund des Übels ahnen ließ, der sich auch bestätigte. Bald darauf entschloß sich mein Schwiegersohn, um seiner Frau Erheiterung und den Genuß der Landluft zu verschaffen, eine Wohnung auf dem Lande zu nehmen. So lange seine Mutter lebte, pflegte er bloß im Sommer jeden Sonnabend allein zu ihr nach Mödling zu fahren, wo er dann bis Montag blieb, und seine Frau brachte den Sonntag mit den Kindern bei uns zu. Dies Jahr aber war es anders. Sein Präsident, der Baron von Gärtner, bewohnte schon seit ein paar Jahren ein sehr schönes Haus in Döbling. Außer seiner großen Wohnung war noch eine kleine in diesem Hause zu vermiethen. Pelzeln nahm sie auf die freundliche Aufforderung seines Chefs, und so gestaltete sich für meine Tochter, die dieser Aufheiterung wohl bedurfte, ein angenehmer Séjour im Genuß der Landluft und im Umgang mit der sehr würdigen Familie des Barons von Gärtner.

Der strenge Winter hatte einem sehr heißen Sommer Platz gemacht, und wie in der Natur schien in der Menschen- oder eigentlich der politischen Welt wäh-

rend langer Ruhe ſich der Gährungsſtoff gehäuft und jetzt in heftiger Glut entzündet zu haben. Frankreich, ſtäts ſeiner Glanzperiode unter dem Kaiſerreich eingedenk, und nach Art leichtſinniger Gemüther der Niederlage vergeſſend, die eben jene Glanzperiode herbeigeführt hatte, ertrug unwillig die Einrichtungen der Reſtauration und ſo manche, nicht Neuerungen, ſondern Umkehrungen zum Alten, welche die wiedergekehrten Bourbons, beſonders nach des höchſtverſtändigen und würdigen Ludwig's XVIII. Tode, einzuführen begannen. Das war im Weſten von uns. — Im Oſten, oder vielmehr Nordoſten, begann es ſich ebenfalls zu regen. Das unglückliche Polen hatte (vermuthlich auf franzöſiſche Inſtigationen) den Freiheitskampf wieder aufzunehmen angefangen. Unruhen regten ſich hin und wieder. Ein lebhafter Geiſt ſchien Alles zu beſeelen — Hoffnungen lebten auf, Verſuche wurden vorbereitet. Wer dem unglücklichen Lande oder vielmehr der unglücklichen Nation wohlwollte, und die Lage der Dinge genauer betrachtete, konnte ſich über dieſe letzten Zuckungen ſterbender Freiheit nicht erfreuen. Es ging Polen, als Land betrachtet, nicht ſchlimm. Unter Alexander's milder Regierung waren Straßen angelegt, Induſtrie ermuntert, treffliche Einrichtungen für das Wohl der untern Stände gemacht worden. Sicher waren dieſe beſſer daran, als vorhin unter ihrer Pſeudo-Republik. Daher war der Aufſtand auch nicht vom Volke ausgegangen, ſondern die mächtigen Dynaſten konnten die

Zeit nicht vergeſſen, als ſie oder ihre Väter große Gewalt beſeſſen hatten, und eine billige und edle Idee nationaler Freiheit knüpfte ſich an dieſe Erinnerungen, und ſtrebte, ohne die Mittel, die vorhanden waren, zu berechnen, dem glänzenden Ziel errungener Selbſtſtändigkeit zu.

Plötzlich überraſchte die Neuigkeit der Juliusrevolution die ganze Welt, und obwohl diesmal das Ganze ohne viel Blutvergießen vorübergegangen, und Carl X. eben nicht vom Throne geſtürzt, ſondern höflich gebeten, herabzuſteigen und mit Artigkeit aus dem Lande gewieſen worden war, ſo konnte doch Niemand mit Sicherheit vorausſagen, was noch folgen würde. Der Greis La Fayette trat wieder aus der Dunkelheit des Privatlebens hervor, in welcher er als Herr und Hausvater eben ſo ehrenvoll wie früher im Glanz der Öffentlichkeit gewirkt hatte, an die Spitze der Nationalgarde, und gab dem Lande ein Oberhaupt, ganz in dem Sinne ſeiner alten nie verläugneten Grundſätze, was wohl nicht Viele in Frankreich von ſich ſagen konnten. Was auch die Ewigunzufriedenen mit Recht oder Unrecht gegen Louis Philipp ſagen mögen, ſeine Klugheit, ſeine Kenntniß der Menſchen ſowohl als der Kabinete, hat bis jetzt Frankreich und ſomit Europa den Frieden erhalten. Sehr witzig iſt eine bald nach dieſer Thronveränderung erſchienene Karrikatur. Die bekannte Figur des Mayeux ſteht da, in einer Hand einen Apfel, in der andern eine Birne haltend und ſagt: Le diable

emporte les fruits! — Adam nous a perdu par une pomme et La Fayette par une poire! Auch iſt es kein geringer Beweis für die ſeit 50 Jahren vorgeſchrittene Civiliſation und wahre Sittigung der Menſchheit, daß in Frankreich ſo wie in den kleinern deutſchen Staaten, wo ſolche Reibungen entſtanden waren, Alles bald wieder, und durch wen? durch das Bürgerthum, die National-, Kommunal- u. ſ. w. Garden beruhigt worden war.

Indeſſen hatte der politiſche Schwindel doch die Köpfe ergriffen und aufgeregt. Nach ſeinem Standpunkte, ſeinen Anſichten und Abſichten ſah Jeder etwas Anders in demſelben, hoffte, wünſchte, fürchtete etwas Anders, und die Politik hatte in den erſten Monaten nach dieſer erſchütternden Kataſtrophe ſo die Oberhand über Alle, beſonders über die friedlichen literariſchen Intereſſen gewonnen, daß dieſe großentheils unbeachtet auf die Seite geſchoben wurden.

Wir waren eben in Mitte dieſer Wirren nach Baden gezogen, wo wir in dieſem Sommer jene mir ſehr liebgewordene und ſchon öfters innegehabte Wohnung in der Pölzgaſſe bezogen, wo das Wohnhaus mitten im Garten liegt, und von allen Seiten eine köſtliche freie Luft und Ausſicht auf das Gebirg im Hintergrunde, auf die Weilburg und die Weinberge in der Nähe bietet. Auf die furchtbare Kälte des vergangenen Winters war ein eben ſo beſchwerlicher heißer Sommer gefolgt. Kaum daß man Abends, nachdem die Sonne

ſchon hinunter war, einige Kühlung genoß; am wenigſten fand man ſie auf dem gewöhnlichen Spaziergange der Badner, im Helenenthal; dort hatten die Sonnenſtrahlen am längſten verweilt, und die nahen Berge und Wälder behielten noch eine Weile den Dunſt und die Wärme des Thales, bis endlich ungefähr 8—10 Tage nach unſerer Ankunft ein heftiges Gewitter mit Regengüſſen die Luft genugſam abkühlte, und nun ein angenehmes Herbſtwetter eintrat.

Wieder, wie ſonſt jedes Jahr, verſammelte ſich unſere kleine Badner-Cotterie Abends meiſt bei der Baronin Pereira, oder mit ihr bei einer der andern Freundinnen. Da wurde denn, zumal unter den Männern, nichts als politiſirt, und ſelten drangen andere Geſpräche durch. Pichler zumal fand ſo viel Nahrung für ſeinen Geiſt in dem was täglich mehrere Zeitungen ihm Neues brachten, daß ich mit Ernſt wachen mußte, daß er nicht, des Zweckes, warum wir in Baden waren (die Bäder allein ausgenommen) ganz vergeſſend, darüber Spazierengehen und Bewegung in friſcher Wald- und Bergluft verſäume.

Vielleicht lag es in der Beſchaffenheit meines letzten Romans, Friedrich des Streitbaren ſelbſt, daß er in der literariſchen Welt viel geringeren Succeß als meine früheren Arbeiten gefunden, vielleicht aber erſtickten die gar zu lebhaften, politiſchen Intereſſen, welche damals alle Geiſter aufregten, die Aufmerkſamkeit für literariſche Erſcheinungen, vielleicht wirkte Bei-

des zuſammen. Das Reſultat blieb ein Unerfreuliches für mich, und ſpannte meine Luſt zu künftigen Arbeiten ſehr herab.

Zurück in die Stadt gekehrt, fand ich meine Tochter nicht unbedeutend krank an einem kalten Fieber, das ſie in Döbling durch Erkältung ſich zugezogen, und das in ihrer damaligen Lage, ſie war das fünftemal in geſegneten Umſtänden, uns mit gerechten Beſorgniſſen erfüllte. Dennoch ging es, Gott ſei Dank, vorüber, und ſie erholte ſich allmälig. Unſere häusliche Ruhe ſtellte ſich wieder her, und unſere häuslichen Freuden wurden bald darauf (5. Dezember) durch die glückliche Geburt eines hübſchen und geſunden Mädchens erhöht, das uns die verlorne Caroline erſetzen ſollte, wenn bei ſolcher Art von Verluſt ein Erſatz denkbar iſt, indem nie Ein Individuum das Andere vollkommen repräſentirt, und in unſer Aller Herzen Raum auch für dieſe neben der Andern geweſen wäre. Auch konnten meine Tochter und ich uns nicht entſchließen, das Kind, obwohl es Pelzeln ſeiner Frau wegen wünſchte, Caroline taufen zu laſſen, weil uns dies gar ſo wehmüthig vorkam. Es wurde alſo Maria nach der allgemeinen Patronin unſers ganzen Geſchlechts der heiligen Jungfrau getauft.

Indeſſen war die Revolution in dem bedauernswürdigen Polen mit großer Lebhaftigkeit und von all-

gemeinen Enthusiasmus angefacht, fortgeschritten. Die Russen wurden an mehreren Orten tüchtig geschlagen, und die polnischen Patrioten erhoben ihre Häupter mit größerer Zuversicht. Unter ihnen zeigten sich Männer wie Chlopicky, Miskiewitz, an die nur zu denken einem rein menschlichen Sinn wohlthat; selbst Jene, die von vornherein, aus den Gründen, die ich früher entwickelt, der Sache wenig Erfolg versprochen und die unglücklichen Opfer einer edlen Selbsttäuschung oder fremder Verführung im Voraus beklagt hatten, fingen nach und nach an, an ein mögliches Gelingen zu glauben, und wer sich für die gute Sache erwärmen konnte, rief sich den ebenfalls ungleichen Kampf der Schweizer, der Niederlande, endlich Nordamerika's ins Gedächtniß, und fand Bestärkung in seinem frommen Glauben. Graf Diebitsch, der sich ein oder zwei Jahre vorher durch seinen Übergang über den Balkan den Ehrennahmen Sabalkansky erworben hatte, schien dießmal mit seinem Feldherrntalente gegen die Begeisterung einer Nation nicht auszureichen, und in Wien wurde über seinen Nahmen ein Witz gemacht, und er Sobald-kannstnicht genannt.

In mein Haus war drei Jahre früher ein Pole aus Galizien, Herr Botos v. Antoniewitz gekommen, ein Mann von sehr guter Erziehung, ein vermöglicher Edelmann und ein Jüngling von vielleicht nicht 22 Jahren, über dessen Kenntnisse und vielseitig ausgebildeten Geist ich oft erstaunte, und ihn einst so wie jenen Zög-

ling der Ecole polytechnique, den Lieutenant Raymond fragte: Woher er denn die Zeit genommen, das Alles zu lernen? Carl v. Antoniewitz war auch ein zierlicher Dichter, und es ist mir noch immer komisch, daß, als er sich, ehe ich ihn gesehen, mit einem mir sehr schmeichelhaften Gedicht bei mir ankündigte, aus welchem aber tiefe Klagen über sein Unglück durchtönten, ich ihn, mehrerer ähnlicher Erfahrungen zufolge, für einen pauvre honteux gehalten hatte, der seine Bettelei unter einer respektablen Maske anzubringen dachte. Wie war ich erstaunt und insgeheim beschämt, als nun statt des alten schnurbärtigen armen Polen, wie ich mir den Botos von Antoniewitz nach seinem Briefe vorstellte, ein gebildeter und höchst eleganter junger Mann vor mir stand.

Er kam nur gelegentlich nach Wien, wohnte dann bei den P. P. Mechitaristen, und schien sich mit Literatur zu beschäftigen, obwohl er vielleicht insgeheim für sein Vaterland thätig seyn mochte. Wenn er hier war, besuchte er mich oft, und schrieb mir, wenn er wieder nach Swarzowa, seiner Besitzung im Zolkiewer Kreise zurückgekehrt war, ziemlich fleißig. Ein oder zwei Jahre darauf lernte ich durch ihn seinen Vetter Niclas Antoniewitz kennen, dessen Vater, wenn ich nicht irre, Appellationsrath in Galizien war; auch einen ziemlich artigen jungen Mann, der sich nebst seinen Studien mit Poesie beschäftigte, und aus Byrons Korsar ein Trauerspiel gemacht hatte, das einige hübsche Szenen

bot. Sein Vetter hatte indeß einen Sonetten-Kranz, leider aber für mich in polniſcher Sprache gedichtet, und mit einem deutſchen Sonette mir gewidmet. — Das war nun eine Art von Tantalus-Mahl — denn ich kann kein Polniſch; aber einige von den Herren, die unſer Haus beſuchten, und dieſe Sprache verſtanden, überſetzten mir Einiges, beſonders nahm ſich Baron Maltitz dieſer Verdeutſchung freundlich an, und ſo konnte ich doch Einiges davon genießen.

Jetzt, in dem Winter von 1831 war Niclas Antoniewitz plötzlich aus Wien verſchwunden, Carl war ſchon lange nicht mehr hier — der Krieg in Polen hatte begonnen, und ich konnte mir leicht denken, daß die beiden jungen Leute ſich mochten haben hinreiſſen laſſen, obwohl in unſerm Galizien Alles ruhig blieb, an dem Kampf ihrer Landsleute Theil zu nehmen. Und ſo hatte der Eine, Nicolas, auch gethan; Carl aber war ruhig in Swarzowa geblieben. Lange erfuhr ich nichts von Beiden. Nach dem Neujahr kam ein Brief von dem Erſten, ganz voll Begeiſterung, ganz voll ſchimmernden Hoffnungen. — Wie lange war es von der Vorſicht der unglücklichen Täuſchung erlaubt, die irregeführten Gemüther zu blenden?

Aber als wäre es an all dem Unglück, welches dieſe unzeitige Schilderhebung der Polen veranlaßt hatte, noch nicht genug, wurde nun durch die Ruſſen ein neues Übel in Europa eingeſchleppt, von deſſen Exiſtenz in Aſien man ſchon ſeit manchem

Jahre Schreckliches gehört, das aber, eben der Entfernung wegen, keinen besondern Eindruck auf die Europäische Welt gemacht hatte, und das nun die Abendländer zu ihrem Entsetzen in der Nähe sollten kennen lernen. Es war das furchtbare Räthsel, wie es Göthe nannte, die Asiatische Cholera. Langsam wälzte sich das zerstörende Ungethüm immer näher; die Märsche, die Gefechte machten die Mittheilung unvermeidlich, so stieg es endlich über die Karpathen herab und drang in Ungarn ein.

Ihm weit voran gingen gräßliche Kunden, und noch gräßlichere Thorheiten von Aberglauben, blinder Nachahmung ungeprüfter Heilmittel, albernem Nachbethen unverstandener Maßregeln und rücksichtslosem Egoismus, der nur bedacht, das liebe Selbst vor jeder möglichen Gefahr zu schützen, zu den widersprechendsten, ja oft zu den gefährlichsten Mitteln griff, nicht weil man sie erprobt gefunden, sondern weil man gehört haben wollte, daß der oder Jener, den man oft nicht kannte, sie gebraucht habe. Welche verkehrten Maßregeln wurden nicht ergriffen, welche Summen ohne genaue Prüfung der jedesmaligen Individualität, ja oft ohne den Rath eines Arztes, für Wißmuth, Kamillengeist, präservative Pflaster und Räucherungen verschwendet! Zweierlei Ansichten erhoben sich unter den Ärzten und im Publikum, die von der Kontagiosität und Nichtkontagiosität des Übels. Viele und berühmte Ärzte standen auf jeder Seite, die Erste

behielt die Oberhand — der kaiserliche Hof zog nach Schönbrunn, das ganz abgesperrt und von aller Berührung mit dem Publikum so viel wie möglich frei bleiben sollte. Gegen Ungarn wurde ein Kordon gezogen, Rastele, Quarantaine-Anstalten mit unsäglichen Kosten aufgerichtet — während Viele und eben auch nicht Beschränkte das Alles für ganz nutzlos, ja für schädlich erklärten. Diese behaupteten, durch viele Erfahrungen belehrt, daß die Krankheit nicht nothwendig durch Berührung wie die Pest sich mittheile, daß, wenn dies auch hier und dort so geschienen habe, weil in Einem Hause oder Einer Gegend mehrere Personen erkrankten, Einbildungskraft, Atmosphäre und andere noch unerforschte Einwirkungen thätig gewesen waren. Sicher war es, daß in der Atmosphäre Veränderungen vorgegangen waren, die bei auch nur oberflächlicher Beobachtung auffallen mußten. Diese glanzlosen Sonnenuntergänge, wo das Gestirn des Tages sich gleich dem Vollmond zeigte und betrachten ließ; diese feuerrothen, lange dauernden und oft den ganzen Horizont bedeckenden Abendröthen, diese wunderbaren Nebel! — Hierauf wurde denn auch in Schriften und Gesprächen hingewiesen, und die allerseltsamsten Hypothesen nicht bloß aufgestellt, sondern mit den sinnreichsten Gründen zu unterstützen versucht. Die Meteorologie wurde zu Hülfe gerufen, die Geschichte, Geographie, frühere dagewesene Seuchen, besonders der sogenannte schwarze Tod v. J. 1349, der ebenfalls aus Asien nach Europa herüberge-

kommen, citirt, und endlich ſogar Inſektenſchwärme, die ſich in der Luft befinden ſollten, als möglicher Urſprung der Seuche angegeben. Kurz man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, in Hypotheſen, in Überlegungen, wie die Krankheit, wenn ſie Wien erreichte, am zweckmäßigſten zu behandeln ſeyn werde. Jede Haushaltung verſah ſich, nach den verſchiedenen Anſichten der Ärzte, mit Eſſig, Wachholderbeeren, großen Töpfen voll Aſche, die im Nothfall gehitzt werden ſollten und mit allerlei Arzneien, wie ſie Dieſer oder Jener nach eigenen oder fremden Erfahrungen probat gefunden hatte. Aber ſo wie in dem Fall der beiden feindlichen Invaſionen ſah man auch diesmal Viele gerade die verkehrteſten Maßregeln ergreifen. — Eine bekannte Frau nahm Wismuth als Präſervativ, weil ſie irgendwo dies Mittel anrathen gehört oder davon geleſen hatte, und ſtarb daran. — Andere gebrauchten im Voraus allerlei Kuren; wieder Andere verließen Wien, ja Öſterreich, und ſuchten Schutz in fernen Gegenden, beſonders in Gebirgsländern, wo ſie ſich von der reinen Luft viel verſprachen. Hier muß ich eines freundſchaftlichen Anerbietens erwähnen, welches mir von einem alten Bekannten in der Schweiz, den ich vor vielen Jahren durch unſern Freund Hofrath Büel aus Zürich als ganz jungen Mann hatte kennen lernen, von Herrn Peter, Kaufmann in Winterthur, gemacht worden war. Büel lebte damals nicht mehr, wiederholte Schlagflüſſe hatten in den letzten Jahren ſeine körperliche und Geiſteskraft ge-

ſchwächt — ſeine Briefe waren ſelten — unbefriedigend geworden. Eben durch dieſen Herrn Peter erfuhr ich nach einiger Zeit den Tod dieſes gemeinſchaftlichen treuen verehrten Freundes; und eben von Herrn Peter, der faſt jedes anderte Jahr nach Wien kam und uns freundlich beſuchte, erhielt ich nun in der verhängnißvollen Cholerazeit einen recht herzlichen Brief, in welchem er uns eine Zuflucht bei ſich in Winterthur anbot, wenn wir der Seuche — wie ſo Viele Andere — zu entfliehen und uns in der reinen Gebirgsluft zu bergen gedächten. Ich kann ſagen, daß mich dieſer Antrag ungemein erfreute, und obwohl Pichler's Dienſtverhältniſſe uns nicht erlaubten, ihn anzunehmen, fühlten wir uns doch dem wohlwollenden Freund zu eben dem Dank verpflichtet, als wenn wir Gebrauch von ſeinem Anerbieten hätten machen können. Es iſt gar ein erhebendes und beglückendes Gefühl, auf einen Freund in der Noth zählen zu können.

Die Gefahr der Seuche kam immer näher. Bereits hatte ſie in den benachbarten Komitaten von Ungarn viele Verheerungen angerichtet. Man erzählte ſich von 27,000 Opfern, die ſie nur allein im Neutraer Komitat geholt — und auch die mir bekannten und befreundeten Familien blieben nicht verſchont. Der Gemahl meiner Freundin Zay, ein vorzüglich edler und gebildeter Mann, ſtarb daran, und ihm folgte bald darauf eine eben ſo ſchätzbare Freundin ſeines Hauſes, die Gemahlin des Vicepräſidenten Baron Maloniay.

Meine Kinder brachten auch dieſen Sommer in Einem Hauſe mit der Familie des Appellations-Präſidenten v. Gärtner zu. — Pelzeln ſah ſich geehrt durch das Wohlwollen ſeines Chefs, meine Tochter fand Vergnügen an dem Umgang ſeiner ſehr vorzüglichen Töchter, und wären nicht die Sorgen wegen der Cholera geweſen, und mehrere Unpäßlichkeiten meines Schwiegerſohnes, ſo würden ſie den Sommer ſehr vergnügt zugebracht haben. Aber, ſo wie im Jahre 1813 waren auch jetzt den großen Geſchicken ihre Geiſter vorausgegangen, und mehrere Menſchen, zumal von zarterer Konſtitution, fühlten vorahnend die Einflüſſe des Übels, welches ſich in der Atmoſphäre immer weiter verbreitete. Pelzeln war überhaupt von nicht ſtarker Natur — eine kränkliche Jugend, eine umfaſſende Geiſtesbildung, die nur von Wenigen ganz ohne Schaden des körperlichen Wohlſeins erlangt wird, und eine Gewiſſenhaftigkeit, die ihm ſeine Pflichten in zu ſtrengem Licht zeigte, trieben ihn zu außerordentlichem Fleiße in ſeinen Arbeiten, veranlaßten ihn, manche Nacht dieſen Arbeiten aufzuopfern, untergruben allmälig eine ohnedies ſchwächliche Konſtitution, und legten den Grund zu ſeinem viel zu frühen Tode, der nicht lange nach der eben geſchilderten Epoche eintrat.

Eben dieſe deutliche Erkenntniß, wie ſchädlich eine zu weit getriebene geiſtige Anſtrengung für jugendliche Körper ſei, veranlaßte ihn zu der Beſtimmung, daß ſein Sohn, ein ſehr kluges und hoffnungsvolles Kind,

erſt nach vollendetem ſechsten Jahre zum Lernen angehalten werden dürfe. Er ſelbſt, Pelzeln, war in ſeiner Jugend dieſer geiſtigen Anſtrengung beinahe unterlegen, ſo daß ſein Vater ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, den Sohn, trotz ſeiner bedeutenden Geiſtesanlagen, vom Studieren aufhören zu laſſen. Das war dem Sohn ſehr unangenehm, und die Mutter, eine kluge, ſehr ſelbſtſtändige Frau, nahm es auf ſich, trotz des Verbots des Vaters, den Sohn insgeheim ſeine Studien fortſetzen zu laſſen — ein Wagniß, wozu ich an ihrem Platze ſo contre vent et marée nicht den Muth gehabt hätte. Der Sohn ſtudierte alſo insgeheim, und trat dann vor dem erſtaunten und vielleicht nicht ganz erfreuten Vater, mit einem glänzenden Examen auf, wurde angeſtellt, und durchlief ſeine Bahn mit großer Auszeichnung. Aber ſeine körperliche Kraft war geſchwächt und ſeine Geſundheit oft erſchüttert. Erſt ſpäter, im männlichen Alter, ſchien er ſich zu erholen, und als wir ihn kennen lernten, war keine Spur von früherer Kränklichkeit vorhanden. Doch leider blieb die Anlage in der Tiefe der Natur, zeigte ſich ſchon in Prag, und wurde wahrſcheinlich durch die üble Beſchaffenheit der Atmoſphäre in dieſem unſeligen Jahre wieder aufgeregt.

Dieſer Anſicht gemäß wurde in dieſem Sommer bei Auguſt mit dem Kennenlernen der Buchſtaben angefangen. Ich brachte ihm ein Paar Schachteln mit einzeln auf kleine Kartenblättchen gedruckten Buchſta-

ben, lehrte ſie ihn kennen, wobei mich des Knaben ſchnelle Faſſungskraft und ſein glückliches Gedächtniß oft in Erſtaunen ſetzte, und er fing an, von ſeiner Mutter und von mir unterrichtet, hübſch zu buchſtabiren. Schon früher hatten ſich jene zwei Geiſtesanlagen wirkſam gezeigt, indem er alle Bände des Bertuch'ſchen Bilderbuches nicht blos durchgeſchaut und ſich damit unterhalten hatte — ſondern jeden Gegenſtand zu nennen wußte, und ſich genau Alles merkte, was ihm ſeine Kindsfrau über dieſe Thiere aus dem Buche vorgeleſen — und ſo zu unſer Aller Erſtaunen ein überaus lebhaftes Intereſſe für Naturgeſchichte entwickelte.

So war der Sommer zur Hälfte verfloſſen, die Seuche näherte ſich Öſterreich von Oſten her immer mehr und mehr — und je nachdem eine Perſon oder eine Familie dem Syſtem der Kontagioſität oder dem der Nichtkontagioſität anhing, ſperrten ſich Jene ab, ließen alle Wäſche zu Hauſe waſchen, weil ſie bei gemeinſam gewaſchener Wäſche Mittheilung der Krankheit beſorgten, räucherten mit Chlor und andern Subſtanzen; desinficirten ſich und ihre Hausgenoſſen nach jedem nothwendigen Ausgange, kurz, ſuchten ihr Heil in Iſolirung — und änderten ihre ganze Nahrungsweiſe, indem ſie durchaus kein Obſt, kaum einiges Gemüſe u. ſ. w. genoſſen, dafür aber recht viel Fleiſch, Wein u. ſ. w. Andere blieben, überzeugt, daß alle jene Verwahrungsmittel unnütz, ja vielfältig ſchädlich ſeien, bei ihrer gewohnten Koſt und Lebensweiſe, beſonders da

viele Ärzte ein Beharren beim Gewohnten, mit Vermeidung des anerkannt Schädlichen, wie der Gurken, geräucherten oder Schweinefleisches, empfahlen; auch ein ruhiges, furchtloses Gemüth als ein Hauptschutzmittel gegen eine Krankheit ansahen, bei der die Irritation des Nervensystems so wichtig und so gefährlich war. Aber es war für die meisten Menschen schwer, sich dies ruhige Gemüth zu bewahren, da die Zeitungen so viele Nachrichten von der Cholera, von ihren Progressen, ihren Verheerungen und von Schutzmitteln dagegen enthielten, auch noch überdies zahllose kleinere oder größere Broschüren erschienen, in welchen Ärzte oder andere wissenschaftlich Gebildete dem Publikum ihre Ansichten mittheilten, so daß der Hauptgedanke der meisten Menschen in dieser verhängnißvollen Zeit, die Cholera, ihre Natur und Wirkung, und das Verhalten gegen sie war.

Der August war warm genug gewesen, auch die ersten Tage des Septembers blieben noch sehr angenehm. Wir bewohnten ein schon mehrmals von uns gemiethetes Quartier in Guttenbrunn. Baden war ziemlich besetzt, weil unter den vielen bei dem Anlaß der Cholera verbreiteten Meinungen sich auch diese fand, daß man in der Nähe dieser Heilquellen vor den Einflüssen der Seuche sicherer seyn könnte. Da fiel plötzlich, im Gefolge eines mehrtägigen Regens und Sturmes — wie es in der Nähe des Äquinoctiums oft geschieht — eine empfindliche Kälte ein, und nun war die Losung zu

dem allgemeinen Unglück gegeben. In einer kalten Nacht ließ sich aus dem regnerischen Dunkel das Ungethüm auf die Stadt Wien, und zunächst auf das Schottenviertel herab. Eine große Anzahl von Menschen erkrankte plötzlich in dieser Gegend. Die Cholera war da! Ärzte und Priester, welche man berief, wußten nicht, zu wem sie am ersten eilen sollten. Die Wägen der Ersten, die Glöcklein der Letzten, welche die Sterbesakramente zu den Kranken trugen, die Leichenbesorger, welche nach den Sanitätsvorschriften nicht genug eilen konnten, die Todten fortzuschaffen, und aus Furcht vor Ansteckung vielleicht manchen kaum Erkalteten aus den Armen der Seinigen rissen, kreuzten sich auf den Straßen. — Schrecken, Bestürzung, Jammer herrschten in der sonst so lebensfrohen Hauptstadt, und in diesem Schrecken und Schmerz vergrößerte die Phantasie die an sich schon großen Übel noch um ein Beträchtliches. Jeden Abend wurden uns in Baden neue Todesfälle von bekannten oder ausgezeichneten Personen erzählt, von denen viele, ja oft die meisten, nicht wahr, und wovon die Nachricht nur durch Mißverständniß oder aus bösem Willen verbreitet worden war. Jeden Tag sollten sich neue schreckliche Erscheinungen gezeigt haben — so z. B. alle Vögel die innere Stadt verlassen und sich aufs Glacis geflüchtet haben u. s. w. Das Auffallendste für mich, was mir oft Stoff zu psychologischen Bemerkungen gab, war dieß: daß gerade die lebenslustigsten, leichtsinnigsten Personen, die elegantesten

und durch Erziehung und Bildung sonst von jedem Aberglauben, oft auch vom echten religiösen Glauben Entferntesten, solche Ammengeschichten, die schon den Stempel der Unglaublichkeit an der Stirn trugen, am ersten auffaßten und am gläubigsten nacherzählten.

Zunächst nach diesen folgten an Todesfurcht und Zagen die Reichen, die Lebemänner, diejenigen, die bloß genießend, selten nützend, allein für sich standen, und wohl füglich sagen konnten: morto me, morto tutto il mondo. Ein solcher war ein Handelsmann in Wien, der sich beim Ausbruch der Seuche ganz absperrte, mit der größten Vorsicht jede Berührung mit der Außenwelt vermied, seine Kost ganz nach den Vorschriften, welche damals häufig von Ärzten publicirt wurden, einrichtete, und eines der ersten Opfer der Cholera ward. Andere zogen sich durch Vermeidung aller vegetabilischen Nahrung und durch zu vielen Genuß von Fleisch und Wein Schlagflüsse zu. So starben Viele, welche, wenn sie nicht eine so thörichte Liebe zum Leben getrieben hätte, das Albernste zu versuchen, das Gefährlichste zu unternehmen, nur um den Athem eines vielleicht mühseligen Lebens innerhalb seiner Bande zu erhalten, noch lange auf Erden hätten wallen können. Wohl konnte auf sie angewendet werden, was Schlegel in einem seiner Trauerspiele von einem Könige sagt: »Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben!«

Man konnte mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß, je ruhiger und furchtloser Jemand die Sache be-

trachtete, je weniger (wie es auch vernünftige Ärzte riethen) er sich von seiner gewohnten Lebensweise und Kost entfernte, und, wie schon oben gesagt worden, nur die längst als ungesund bekannten Speisen vermied, je weniger dem Übel Macht über diesen Menschen gegeben wurde. Dies hatte ich dreimal, denn so oft grassirte die Seuche in Wien und Österreich, Gelegenheit zu beobachten, und indem ich mich nebst meinen nächsten Liebsten nach diesen Ansichten verhielt, blieben wir auch mit Gottes Beistand verschont von diesem Übel. Aber ich sah und erfuhr auch aus öffentlichen Blättern, wo die Zahl der von der Seuche Ergriffenen so wie der daran Verstorbenen angegeben, und das Verhältniß dieser Personen zu der ganzen Bevölkerung berechnet war, daß doch kaum der hundert- oder hundert und fünfzigste Mensch erkrankte, von diesen wieder Viele genasen, und überhaupt die Masse der Hingerafften nicht so groß gewesen war. So dachte ich, daß ich ja nicht gerade dieser Hundert oder Hundert und fünfzigste seyn müßte; ferner, daß nicht durchaus alle Erkrankten sterben müßten; endlich, daß man bei einem Alter von sechzig Jahren sich jeden Falls den Tod gegenwärtig halten müsse, daß dieser, wenn er durch die Seuche beschleunigt würde, „für's künftige Sterben abgerechnet werde," endlich, daß, wie schmerzhaft auch die Choleraleiden seyn mochten, nachdem was man davon erzählte, sie doch im Vergleich mit andern langwierigen Krankheitszuständen nur kurz währten, und so fand ich denn keine Ursache, mich so sehr davor zu fürchten. Vielmehr blieben wir, Pich-

ler und ich, ganz ruhig und befanden uns ziemlich wohl dabei, während so manches uns befreundete Haus hart mitgenommen wurde und nicht selten mehrere Personen in einer Familie der Seuche unterlagen.

Viel mochten die damals noch ganz unklaren und darum oft verkehrten Ansichten von der wahren, noch bis jetzt nicht ganz ermittelten Natur dieser Seuche zu den vielen Sterbefällen beitragen. Niemand kannte das Übel aus frühern Erfahrungen. Kein Arzt hatte es bis jetzt in Deutschland behandelt. Hypothesen und luftige Systeme wurden in Unzahl erbaut, das Verfahren darnach eingerichtet, und Viele starben wegen dieser Unkenntniß an verkehrter Behandlung. Einer unserer ausgezeichnetsten Ärzte sagte mir im folgenden Jahre, als die Cholera wieder erschien: „Hätte ich voriges Jahr gewußt, was ich jetzt weiß, so wäre mir mancher Kranke nicht gestorben.“ So wurde denn im zweiten Jahre Vieles als schädlich erkannt, was früher vorgeschrieben und allgemein angenommen worden war. Was mußten die ängstlichen Charaktere nicht durch das Absperrungssystem leiden, wie schrecklich marterte man die Kranken mit Bürsten und Frottiren, verschärfte dadurch ganz umsonst die ohnehin schweren Leiden derselben, und erhöhte durch solche grauenhafte Apparate und Methoden die Angst der noch nicht Angesteckten um ein Großes!

Unter allen diesen Befürchtungen, Schrecken und Trauer kam die Zeit des Herbstes, und wir kehrten

nach Wien zurück, wo wir denn freilich manchen Bekannten nicht mehr und manche befreundete Familie in tiefer Trauer über geliebte Verstorbene fanden. Meine Kinder traf ich, Gottlob, bis auf Pelzeln selbst, sehr wohl. Dieser aber hatte, wie schon erwähnt, den ganzen Sommer über sich nicht ganz gesund gefühlt, und war es auch im Anfang des Oktobers nicht. Dafür überraschte mich sein Knabe mit einer völlig ausgebildeten Fertigkeit im Lesen nicht bloß der deutschen, sondern auch lateinischen Druckschrift, worin er unter Anleitung seiner Mutter unglaubliche Fortschritte gemacht, und einen Beweis für die Ansicht, welche auch die seines Vaters war, geliefert hatte, daß man bei der Methode, die Kinder sich ihrer ersten Lebensjahre ungestört erfreuen zu lassen, und mit dem Lernen später anzufangen, nichts versäumt, indem das entwickeltere Kind leichter begreift und behält, was es zu lernen hat. Auch sammelt ein gutbegabtes Kind seine Kenntnisse ja nicht bloß aus Lehrbüchern und eigentlichem Unterricht, im Hause gebildeter Ältern lernt es aus jedem Gespräch, aus jedem Buch, das man ihm zur Unterhaltung gibt, aus jedem Spiel, womit man es erheitert. —

Der Winter, welcher auf diesen Herbst folgte, war sehr trüb. Wahrscheinlich hatte dieselbe Beschaffenheit der Luft, welche die Erscheinungen der Cholera hervorgebracht, und beinahe auf jeden Menschen, hier stärker, dort schwächer gewirkt hatte, auch auf den

ohnehin schwächlichen und reizbaren Organismus meines Schwiegersohnes schädlich gewirkt. Wie denn auch das ältere Mädchen von einer Art von Cholera lange nachdem diese in Wien aufgehört hatte, ergriffen, aber glücklich wieder hergestellt wurde. Den ganzen Sommer über hatte Pelzeln gekränkelt, bald rheumatische, bald nervöse Affektionen gehabt, und so dauerte dieser Zustand auch nachdem die Seuche sich schon größtentheils entfernt und nach andern Gegenden gewendet hatte, zu meiner Tochter großer Sorge fort. Hämorrhoidal-Leiden, wie sie bei Geschäftsmännern, die viel zu sitzen und ihren Geist anzustrengen bemüssigt sind, nur zu häufig vorkommen, zeigten sich. Seine Kräfte sanken sichtbar. Um's neue Jahr herum mußte er sich zu Bette legen. Wohl stand er zuweilen wieder auf, ging oder fuhr spazieren auf die nahe Bastei, aber die Unheilbarkeit des Übels, das in ihm wucherte, wurde seinen Umgebungen und seinen Ärzten immer deutlicher. Er selbst litt die großen Schmerzen, welche mit seiner Krankheit verbunden waren, mit wahrhaft stoischer Kraft und christlicher Geduld, welche ihm nie die Klarheit des Geistes und die dankbare Empfänglichkeit für die Beweise von Liebe, Anhänglichkeit und Treue benahm, die er von seinen Freunden, seinen Umgebungen, am meisten aber von seiner Frau erhielt, die ihn mit beispielloser Liebe und Aufopferung pflegte, und kaum ihrer Dienerschaft die untergeordneten Leistungen überließ. Wie sehr und dringend ich sowohl als ihre Freundin-

nen ſie ermahnten, beſchworen, eine Krankenwärterin anzunehmen, theils um ſie am Tage zu überheben, theils ihr des Nachts einige Ruhe zu vermitteln — alle unſere Bemühungen ſcheiterten an ihrem feſten Willen und der Vorſtellung, daß Niemand ihrem Gemahle die nöthige Pflege ſo gut und ſo zu ſeiner Zufriedenheit leiſten würde als ſie ſelbſt, und an ihrer unendlichen Liebe zu ihm, die ihr jedes Opfer, ſelbſt das ihrer Jugendkraft, ihrer Geſundheit, ihres ſo nöthigen Schlafes leicht machte. So leiſtete ſie ihm allein faſt Alles, weſſen er bedurfte, durch drittehalb Monate, und erregte in uns Allen große Beſorgniſſe für ihre eigene Geſundheit. Am 23. März 1832 machte endlich ein ſanfter Tod ſeinen Leiden, aber auch zu unſer Aller Schmerz einer ſehr glücklichen Ehe ein Ende, und meine Tochter blieb als Witwe mit drei unverſorgten Kindern zurück, wovon das älteſte ſieben, das jüngſte anderthalb Jahre alt war.

Es wurde unter uns ſogleich beſchloſſen, daß die Tochter mit den Kindern alsbald ihre Wohnung in der Stadt aufgeben und zu uns in die Allervorſtadt ziehen ſollte. Es fiel nicht ſchwer, ihr Quartier bald zu vermiethen, und ſie indeſſen, wenn gleich etwas enge, in dem unſrigen für den Sommer mit unterzubringen. Eine gemeinſame werthe Bekannte hatte die an die unſerige ſtoßende Wohnung ſeit drei Jahren inne, ſie war freundlich und zartſinnig genug, um einzuſehen, daß wir derſelben bedürfen werden, und kündete ſie deß-

halb selbst auf. So war denn dieser Verlegenheit auch abgeholfen.

Wie der Gemüthsstand meiner armen Tochter war, ist wohl unnöthig zu schildern. Aber sie faßte sich und beherrschte ihren unsäglichen Schmerz aus Liebe zu ihren Kindern und zu uns. Eine sehr ernste, ich möchte sagen heilige Ansicht von ihren Pflichten bildete sich nun in ihrem Geiste. Die Kinder erschienen ihr nicht sowohl als ihr Eigenthum, an welches sie als Mutter wenigstens das halbe Recht hatte; — sie betrachtete sie bloß als das Vermächtniß des über Alles geliebten Gatten, und daher als ein anvertrautes kostbares Pfand, von dessen guter Verwaltung sie dem Geliebten einst Rechenschaft und Verantwortung schuldig sei. Dies machte ihr die Pflege der Kinder zu einer noch heiligeren, aber auch noch ängstlicher überwachten und erfüllten Pflicht, und erzeugte manche Erörterungen zwischen ihr und uns, ihren Ältern, weil wir über diesen hochwichtigen Punkt ihre Ansicht wenigstens nicht so uneingeschränkt theilen, und daher manche Maßregel, die uns zu ängstlich schien, nicht billigen konnten. Jetzt, da ich dieses schreibe, sind die Kinder mehr als halberwachsen, der Sohn hat bereits die Gymnasialstudien mit großer Auszeichnung und Anerkennung vollendet; die Mädchen treten in's jungfräuliche Alter, sie sind herzlich gut, geistvoll, unterrichtet (obwohl sich ihr Kunstdilettantismus auf Klavierspielen und Tanzen bisher beschränkt), vor Allem

aber sind alle drei wahrhaft fromm, wohlgebildet und gesund. Sie haben jedoch sehr reizbare Konstitutionen, und obwohl nur der Knabe ernsthaft krank gewesen ist, so zeigen sich doch an allen die Folgen dieser Reizbarkeit bei vielen Gelegenheiten. Es bleibt aber problematisch, ob diese Anlage bei den Kindern eines kränklichen früh verstorbenen Vaters, sich selbst überlassen, sich eben so ausgebildet hätte, oder nicht gerade durch die allzu sorgsame Bewachung noch mehr entwickelt worden sei?

Gegen den Herbst dieses Jahres zeigten sich abermals die Vorboten der furchtbaren Seuche, aber man rüstete sich, von den früheren Erfahrungen belehrt und gewitzigt, nicht mehr mit so großer Angst und mit so mannigfachen und unpassenden Waffen und Schutzmitteln dagegen, als voriges Jahr. Die Absperrungs- und Desinfektions-Maßregeln der Furchtsamen unterblieben, man sah die Seuche als das, was sie war, als eine bittere Schickung, vielleicht eine Züchtigung, die Gott über die Menschheit gesandt, an; man ergab sich darein, man litt wohl, aber man litt mit mehr Ruhe, und weil die Übertreibungen der Furcht und Selbsthilfe aufhörten, weit weniger als im vorigen Jahr. Als ein Beweis dieser größern Ruhe war es wohl anzusehen, daß die Versammlung der Naturforscher, welche im vergangenen Jahr wegen der An-

näherung der Seuche in Wien, wie es früher bestimmt gewesen war, nicht abgehalten wurde, nun ohne Anstand stattfand und zahlreich besucht wurde.

Wir waren damals sammt Tochter und Enkeln auch wieder nach Baden gezogen, und wohnten in derselben Wohnung am Josephsplatz, die wir im Jahre 1829 nach Pichler's schwerer Krankheit inne gehabt hatten, und in der ich fast die ganze Zeit mich nie recht wohl befand, aber die Ursache dieses Übelbefindens in den Nachwirkungen jenes traurigen Ereignisses suchte. Dies Jahr herrschte nun die Cholera in Baden, und sie ergriff mich, zwar nicht mit ihrer ganzen Macht, aber Baron Türkheim, der zu meiner großen Beruhigung seine Ferien in Baden fast zugleich mit uns zubrachte, nannte mein Übel eine Cholerine, und es war theils schmerzhaft, theils abspannend und Nervenangreifend genug, um für eine solche Abart der mächtigen Seuche zu gelten. Durch mehr als acht Tage lag ich zu Bette, und eine große Reizbarkeit so wie eine anhaltende Schwäche bewährten sich noch lange, nachdem das Übel vorüber war, als das echte Gefolge der Cholera.

Damals erkrankten und starben viele Menschen in Baden an dieser Seuche, und auch hier machte sich die Bemerkung ihrer räthselhaften Natur geltend; indem einerseits die in manchen Häusern oder Häuserbezirken überaus häufig vorkommenden Sterbefälle auf Kontagion schließen machten, und andererseits Beispiele

genug vorlagen, wo die treueste Pflege, die stäte und unbeschränkte Berührung der Kranken, ihren Umgebungen nicht den mindesten Krankheitsstoff mittheilte. Auch in diesem Jahre, obwohl jene übermäßigen Ängstlichkeiten und unüberdachten, ich möchte sagen knechtischen Nachahmungen von anderer Leute Verfahren nicht mehr so häufig und so heftig auftraten, gab es doch gewisse Mittel und Mittelchen, die Eins dem Andern anrieth, und auch hier und da ein Beispiel für deren Nützlichkeit anführen konnte, und die dann eifrig nachgebraucht wurden. Ich muß gestehen, daß während dieser zwei Jahre sich mir die Vorstellung sehr bestimmt aufdrängte, daß der Mensch nicht bloß ein geselliges, sondern auch ein instinktmäßig nachahmendes Geschöpf ist, und daß dieser Nachahmungstrieb so wie die geheimnißvollen und noch unenträthselten Triebe und Wirkungen der Sympathie aus weisen Absichten vom Schöpfer in die menschliche Brust gelegt worden sind, um an ihren feinen Fäden die Menschen auf die wenigst gewaltsamste und doch ausgiebigste Art zur Kultur, zu Kenntnissen und zur Sittigung zu führen. Seitdem habe ich noch viel über diese Erscheinungen des Nachahmungstriebes und die oft unwiderstehliche Kraft der Sympathie nachgedacht, und wenn es meine Zeit und Stimmung erlauben, will ich diese Gedanken einst niederschreiben.

Damals herrschten besonders zwei Mittel, und wurden häufig empfohlen und gebraucht: ein gewisses

Pflaster, von dem in den Apotheken trotz allen Fleißes nicht genug für den ungeheuern Bedarf verfertigt und gestrichen werden konnte, und dann ein Anhängsel, aus einem Kupfer- und einem Zinkblättchen zusammengelöthet, das man auf der bloßen Brust tragen sollte. Vor dem Pflaster, das auf den Magen gelegt wurde, fühlte ich einige Scheu, weil mir dessen Bestandtheile unbekannt waren, aber jene Blättchen, die mir galvanischer Art zu seyn schienen, verschaffte ich mir, und gab sie auch meinen Hausgenossen zu tragen, da sie mir ein sonst sehr geschickter Arzt gerathen hatte. Bei dem Pflaster rechtfertigte sich meine Furcht bald dadurch, daß mehrere Personen entzündliche Übel im Magen oder Unterleib bekamen, aber auch die Blättchen schaffte unser Freund und Arzt B. Türkheim sogleich ab, als ich sie ihm zeigte, indem er äußerte, daß die natürliche Feuchtigkeit der Ausdünstung bald das Kupfer angreifen und Grünspan entwickeln würde; die Blättchen wurden weggeworfen, und mit ihnen der letzte Rest der Verwahrungs- und Furchtsamkeitsmittel gegen die Cholera.

Während dies Ungethüm die Bevölkerung von Wien mit seiner Umgegend und Baden noch in seinen unsichtbaren Krallen hielt, zeigten sich eben wie im vergangenen Jahr, nur mit weniger Intensität, auffallende Erscheinungen am Himmel, vorzüglich Abends. Weitverbreitete flammend helle Röthen, deren eine

einſt ſo ſpät nach Sonnenuntergang und ſo ſtark zu ſehen war, daß Einige ſie für ein Nordlicht, Andere für eine Feuersbrunſt, für einen Waldbrand hielten, bis ſich aus Himmelsgegend und ſpätern Nachrichten die Richtigkeit dieſer Vermuthungen nachwieſen.

Allmälig ließen alle dieſe Symptome nach, und ein anderes Ereigniß beſchäftigte in Wien und Baden die Gemüther: die ſchon im vorigen Jahr angekündigte Verſammlung der Naturforſcher, welche in der literariſchen, aber auch in der geſelligen eleganten und uneleganten Welt Epoche machte. Aber nicht bloß Naturforſcher und Ärzte hatten ſich in den Katalog der Verſammelten einſchreiben laſſen. Man fand die Nahmen von Geſchichtforſchern, Geographen, Dichtern, kurz von vielen Literatoren, die nicht unmittelbar jenem Fache angehörten, in dem Verzeichniß, wunderte ſich auch wohl darüber, und dachte zuletzt, daß Jedermann, der ſich einer höhern Bildung erfreuen konnte, ſich doch auch gern an dem Umgang mit ausgezeichneten Geiſtern unſerer und fremder Länder, und mitunter auch an den Feſten und Genüſſen, die ihnen in Wien mit wahrhaft kaiſerlicher Munificenz bereitet wurden, erfreuen mochte.

Auch bei dieſer — wie leider bei ſchon ſo mancher Gelegenheit — begegnet die Erinnerung den Schatten verſchwundener Freunde — wie bei Young den Geiſtern geſchiedener Freuden (the ghosts of my departed joys). — Die Koriphäen, die Repräſentanten der Öſterreichiſchen Naturkundigen: Jacquin und Lit-

trow, welche damals an der Spitze dieser Versammlung standen, ihre Zusammenkünfte, ihre gemeinschaftlichen Arbeiten, ihre Ergötzlichkeiten regelten — sind seitdem — es ist freilich schon eine Reihe von Jahren darüber hingeschwunden — in die bessere Welt gegangen, und der Erinnerung an jene fröhlichen lebhaften Tage im September 1832 mischt sich ein wehmüthiges Gefühl bei.

Am 23. September sollten die Naturkundigen — die fremden Gäste sowohl als die Einheimischen, die sich unter allerlei Titeln an sie schlossen, nach Baden kommen, um dort die Gegend, die Heilquellen, und was von geschichtlichen Notizen über diesen Ort existirte, den schon die Römer gekannt, und Aquae comagenae genannt hatten, kennen zu lernen. Von unserm Kaiserhofe wurde eine hinreichende Anzahl größerer und kleinerer Eilwagen ihnen zur Verfügung gestellt, und in Baden erwarteten Einwohner und Badegäste, Ärzte und Nichtärzte sie mit Neugier. Im Redoutensaal war ihnen ein stattliches Diner bereitet, an dem auch die Bewohner Badens zu 2 fl. C. M. die Person, Antheil nehmen konnten, und Alles harrte ihrer Ankunft, welche uns zwischen 11 und 12 Uhr verheißen war. Es war die Zeit des Hochamts, und in der sehr alterthümlichen Pfarrkirche eine Menge Menschen zur Andacht versammelt, während draußen auf dem Platz, in den Straßen vor der Stadt, überall, wo der Wagenzug vorbeikommen mußte, eine noch viel größere Menge sich herum-

trieb. Die Meſſe war beinahe zu Ende, als auf einmal das herannahende Rollen vieler Wagen ſich hören ließ — und ein Geflüſter: Sie ſind's! ſie kommen! ſich murmelnd unter den Anweſenden verbreitete. — Nun lief Alles aus der Kirche — wo zum Glück ſchon das letzte Evangelium geleſen wurde, und es erſchien der endloſe Zug von Wägen, in welchen man nebſt vielen gänzlich Unbekannten, doch auch einige befreundete Wiener erblickte.

Auch die Zuſeher eilten nach Hauſe; — man kleidete ſich um, man dachte daran, den berühmten Gäſten bei ihren Spaziergängen durch Baden zu begegnen. Wirklich machten ſie auch, von den Badeärzten bewillkommt und begleitet, die Runde bei den Bädern, prüften deren mineraliſchen Gehalt, hörten Reden an, die bei dieſer Gelegenheit gehalten wurden, und begaben ſich dann nach der Weilburg, um dem Erzherzog Carl ihre Aufwartung zu machen, der ſie mit ſeiner gewohnten Güte aufnahm. Wir wohnten damals am Joſephsplatze und ſahen dann die Herren in einer langen Reihe paarweiſe in ſchwarzen Fracks vorüber defiliren; es ſah bald aus wie die Begleitung eines ſtattlichen Leichenzuges.

Mittlerweile hatte Baron Jacquin, der um meinen Aufenthalt in Baden wußte, und mit dem ich ſeit meiner Kindheit bekannt war, obwohl wir uns, wie das in einer großen Stadt leicht geſchieht, oft lange nicht ſahen, zu uns geſchickt, und meinen Mann und

mich zum Diner einladen lassen. Pichler mochte nicht gehen, ihn genirte das; daher ersuchte ich die Baronin Doblhof, mich gütigst abzuholen, und unter ihrem Schirme, als Herrschaft von Weikersdorf und eine der ersten Notabilitäten von Baden, zum Diner in der Redoute mitzunehmen. Das geschah denn auch, und wir traten ein in den sehr großen Saal, in welchem seiner Breite nach vier lange Tafeln gedeckt waren, an denen bereits viele Mitglieder der Versammlung Platz genommen hatten. Frau v. Doblhof führte mich zu meinem alten Jugendbekannten Baron Jacquin, der mich sehr freundlich begrüßte, und mir einen Platz an einer andern Tafel anwies, wo ich zu meinem Vergnügen mehrere Bekannte, B. Hammer, Graf Ferdinand Colloredo, Dr. Jäger, Pastor Lumnizer, den ich in Bucsan gesehen hatte, und noch Andere traf, mit denen mich der Augenblick bekannt machte.

Die Tafel war gut, sehr reichlich, aber wie es denn bei so vielen Gästen nicht anders möglich war, nicht eben sehr elegant. Das vorzüglichste war die vergnügte Stimmung der Gäste. Man war sehr fröhlich, selbst zuweilen laut, doch stäts innerhalb den Grenzen des feinsten Anstandes. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, auf den k. k. Hof, die Versammlung, manche einzelne Gäste — sogar meiner Wenigkeit ward gedacht, was mich vor so vielen Menschen in nicht geringe Verlegenheit setzte. Endlich erhob sich Graf F. Colloredo und brachte dem »Sieger von Aspern und sei-

nem Sänger“ einen Toast aus, in den Alles jubelnd einstimmte, und nur ich bemerkte still in meinem Herzen, daß der 23. September Körner's Geburtstag war. Während wir noch saßen, wurden mir die Prof. Dr. Froriep aus Weimar, Burdach aus Königsberg, Harleß aus Bonn und Zeune aus Berlin vorgestellt, und es freute mich sehr, solche ausgezeichnete Menschen persönlich kennen zu lernen. Mit Froriep dauerte das Gespräch am längsten und lebhaftesten, denn unsere Erinnerungen begegneten sich in dem Buchhändler Bertuch (Sohn) in Weimar, den ich in der Kongreßzeit in Wien kennen und schätzen gelernt hatte, und der, so viel ich weiß, mit Froriep verwandt ist. Professor Harleß aber sprach mir von meiner Freundin der Gräfin Zay, deren schöne Kenntnisse in der Arzneikunde er rühmend anerkannte, und mir auch versprach, ihr ein Buch zu senden, worin sie nebst andern Frauen, welche sich um die Naturwissenschaft verdient gemacht, angeführt war. Das Buch erhielt ich auch später und übergab es meiner Freundin.

Professor Burdach, mit dem ich indeß nur während der Bewegung, die nach dem Aufstehen von der Tafel entstand, wo ich an B. Jacquin's Arme mit den Übrigen in einen andern Saal geführt wurde, um den Kaffeh zu nehmen, flüchtige Worte gesprochen, war mir darum wichtig, weil er es war, der in dieser Versammlung, und wohl schon früher, eine alte Hypothese, durch Klopfen an der Brust sich

von dem Zustand der Lungen zu überzeugen, wieder ans Licht gezogen und zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht hatte. Diese Hypothese aber war in meiner Kindheit und ersten Jugend von einem hiesigen, übrigens ganz unbedeutenden Arzt, Dr. Auenbrugger, zuerst vorgebracht, damals aber von Ärzten und Laien als eine unhaltbare Chimäre verlacht worden. Und siehe da! Nach mehr als einem Jahrhundert kommt unser alter Landsmann aus dem Staube der Vergessenheit zu medicinischen Ehren, und das Horchrohr spielt seitdem in der Hand unserer Ärzte eine bedeutende Rolle. Mir aber (es braucht sich Niemand an meiner Ansicht zu ärgern, denn ich verstehe nichts von der Sache und urtheile bloß nach dem gesunden Menschenverstand) erscheint die Sache noch stäts, wie jenen gescheuten Männern vor 50 und 60 Jahren, als eine Charlatanerie.

Abends kehrten die fremden Gäste in demselben langen Wagenzuge, wie sie gekommen waren, unter Fackelschein wieder nach Wien zurück, und der gute Großvater Pichler machte sich die einzige Freude, die ihm der heutige glänzende Tag in Baden gewährte, und führte seine Enkel auf den Platz hinter der Redoute, wo die Wägen standen, um die Fremden abfahren zu sehen. Es war schon ziemlich dämmerig geworden, und die Sonne schon eine Weile verschwunden. Nachdem unsere Lieben wiedergekehrt waren, gingen wir, Pichler und ich, nach der in Baden eingeführten Sitte, zu

Pereira, wo Viele, die heute den Zug geſehen, oder beim Diner geweſen, gegenwärtig waren, und ſich nun die Freuden oder andere Ereigniſſe des Tages mittheilten. Ich erzählte Frau v. Pereira von dem Toaſt, der unſerm lieben Körner an ſeinem Geburtstage war gebracht worden, und ſie bemerkte, daß wohl außer mir und ihr Niemand ſonſt an Körner's Geburtstag gedacht haben werde; — deſto herzlicher war gewiß unſere Erinnerung. Mit Verwunderung aber vernahm ich dieſen Abend, daß ich mit Manchem der hier Gegenwärtigen heute Mittags nicht bloß in Einem Saale, ſondern an Einer Tafel geſpeiſet, aber der Länge des Tiſches und der vielen Gäſte wegen, meiner guten Bekannten gar nicht gewahr geworden war.

Einige Tage nach dieſem Feſt in Baden ließ der Hof den Naturforſchern ein glänzendes Feſt in Laxenburg bereiten. Unter reichgeſchmückten, mit Blumen gezierten Zelten waren die Tafeln gedeckt; Fürſt Metternich präſidirte an der vorzüglichſten derſelben, und machte die Honneurs des Tages mit eben ſo viel Würde als Anmuth, wie man erzählte. Die Bewirthung war kaiſerlich, und die Kutſcher, welche die Gäſte nach Laxenburg und wieder zurück brachten, machten den Wienerwitz, daß ſie die Geleerten (Gelehrten) hinaus, und die Gefüllten wieder zurück gebracht hätten. Häufig auch wurden dieſe vom Volke, aus Unverſtand, ſtatt Naturforſcher, Naturmenſchen genannt.

Wie wir nach Wien zurückkehrten, fanden wir noch einige derselben die sich verspätet hatten, so den Professor Zeune, Herausgeber des Nibelungenliedes und Direktor der Blindenanstalt in Berlin, der unter der Rubrik eines Geographen sich der Versammlung angeschlossen hatte. Er war ein genauer Bekannter unsers vieljährigen Freundes, des Herrn O. Regierungsrathes Streckfuß, und schon als solcher uns herzlich willkommen. Ich mußte ihm auch alle Erinnerungen an diesen, die sich noch in unserm Hause erhalten hatten, aufweisen, und er saß gern an den Stellen, wo Jener, wie wir ihm sagten, zu sitzen gepflegt hatte. — So feierten wir das Andenken des längst Entrissenen in wehmüthiger Freude.

Die Cholera hatte sich indessen auch aus Wien verloren. Meine Gesundheit war vollkommen hergestellt, und der Winter versprach sich angenehm zu gestalten.

Schon früher hatte Kurländer (Franz) uns mit einem jungen Italiener, dem Dr. B. Bolza, bekannt gemacht, der sich mit Literatur überhaupt und besonders mit Sprachforschung beschäftigte. Wie viele schöne Geister in Wien war auch er ein Beamter der Hofkammer, und es ist wirklich sonderbar, daß das Finanzfach sich so leicht mit den Musen verbinden lassen soll, da es doch etwas so Trockenes und gar Prosaisches an sich hat.

Dr. Bolza zeigte sich auch als Dichter bei verschiedenen Anlässen, aber es scheint, daß sein eigent-

liches Fach die Philologie ist, auch war er mit aller neuern Literatur und vor Allem mit der Literatur seines Vaterlandes wohl bekannt, wodurch ich die sehr willkommene Gelegenheit erhielt, ebenfalls die besten neuesten Erscheinungen dieses Landes kennen zu lernen. Einige Zeit nachher fing ein junger Dichter, der in jene früher bemerkte Reihe der „Ärzte und Poeten“ gehörte, Dr. Frankl an, in Wien einiges Aufsehen zu machen. Er war zuerst mit seinem Habsburg-Liede aufgetreten, worin er die merkwürdigsten Episoden aus der Geschichte dieses Regentenhauses in sehr zierlichen Versen besang. Die Gedichte waren unstreitig recht hübsch — nur schienen sie mir, so viel ich nämlich davon gehört hatte, jenes warmen Hauches, jenes innerlichen Lebensgefühles zu entbehren, das z. B. Collin's Landwehr-Lieder, Körner's oder Schenkendorf's patriotische Dichtungen beseelt. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Dichter zeigte sich auch wohl hier und da die Ursache dieser kälteren Ruhe, indem seine Ansichten als Israelit und als Anhänger der modernen Philosophie, so wie überhaupt der modernen Lebensauffassung, sich mit einem warmen Durchdrungensein von ächt österreichischer Gesinnung und einem, unsern heiligsten Gefühlen gläubigen Sichhingeben nicht wohl vertrugen. Sein Columbus und mehrere kleinere Gedichte, die er seitdem herausgegeben hat, und unter welchen sich auch die „Sagen aus dem Morgenlande,“ welche er so gütig war, mir zu widmen, befinden, vor Allem aber sein bis jetzt

noch nicht vollendetes Heldengedicht: „Juan d'Austria,“ scheinen mir viel gelungenere Arbeiten. Bei B. Hammer, bei uns und in mehreren Häusern unserer Bekannten eingeführt, wurde er bald heimisch in unserm Kreise und wohl war nicht leicht in einer von diesen Familien ein kleines Fest, eine feierlichere Versammlung, wozu Frankl nicht wäre gebeten worden. Oft auch trug er durch das Vorlesen seiner eigenen oder auch fremder Gedichte die eigentlichen Kosten einer solchen Versammlung, unterhielt und erheiterte sie durch seine Talente.

Im Sommer zogen wir wieder nach Baden, wo nach dem Tode des vorigen Badearztes, des geschickten und wohlverdienten Dr. Beck, ein ganz junger Mann, Dr. Habel, dessen Stelle erhalten hatte. Eine Krankheit meiner Köchin, die sich durchaus nur von diesem behandeln lassen wollte, — ein Wunsch, dem ich bei meinen Leuten mich nie widersetzen mochte, weil das Vertrauen eine Frucht der eigenen Überzeugung ist, wogegen sich keine Autorität geltend machen darf — verschaffte uns dieses Arztes nähere Bekanntschaft, und ich fand nachher vielfältig Gelegenheit, mich dieser zufälligen Veranlassung zu erfreuen. Habel wurde bald einheimisch in unserm Hause sowohl als in dem Kreise unserer Badner-Societät. Sein gebildeter Geist, seine Bekanntschaft mit der neuen Literatur in unserer und den fremden Sprachen, sein feines Betragen, und ein herzliches Entgegenkommen machte ihn bald uns Allen werth, und fügte zu den Annehmlichkeiten, die uns der

Badneraufenthalt jährlich gewährte, auch noch das Vergnügen und die Beruhigung, dieſen ſchätzbaren Freund und geſchickten Arzt dort zu finden, was beſonders in der letzten Beziehung um der Kinder willen ſehr vielen Werth hatte, wie ſich in ein paar Jahren ſpäter erprobte.

Im Winter dieſes Jahres, in dem mein häusliches Leben übrigens ſo wie das öffentliche, ſtill und gewöhnlich ohne merkwürdige Ereigniſſe verfloß, war eine ſehr intereſſante Fremde, Mrs. Jameſon in Wien eingetroffen, welche durch ihre Schriften: „Shakeſpeare's Weibliche Charaktere;“ „Memoiren berühmter weiblicher Souveraine,“ und andere Werke ſich einen bedeutenden Namen in der europäiſchen Literatur bereits erworben hatte. Ich lernte ſie im Hauſe des amerikaniſchen Konſuls, Herrn Schwarz, kennen, deſſen Bekanntſchaft ich ſelbſt ein oder zwei Jahre früher bei Dr. von Biſchoff gemacht hatte. Mrs. Jameſon war nicht mehr ganz jung, — ſie mochte in den dreiſſigen ſtehen; ihre Züge waren nicht eigentlich ſchön zu nennen, ihr Wuchs eher zu klein und zu voll; — dennoch gaben ein blendend weißer Teint, ein Ausdruck von unverkennbarer Güte und Milde, der, verbunden mit einem lebhaften Geiſte, aus ihren Augen, ihren Mienen, ihrem ganzen Weſen ſprach, ihrer Geſtalt ſo viel Anziehendes, daß man ſie mit Recht für eine hübſche Frau erklären konnte. Als ich ſie das erſtemal ſah, erhoben ein Anzug von ſchwarzem Sammt, eine einfache Perlenſchnur um den blendend weißen Nacken,

ein niedliches Blondenhäubchen auf den etwas zu ſtark blonden Locken, noch die natürliche Wohlgeſtalt, und wenn man ſie ſprechen, wenn man ſie mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Kenntniß, mit eben ſo viel Geiſt als Milde ſich äußern hörte, mußte man ſie lieb gewinnen, und das war auch der Fall beinahe mit allen Perſonen, die hier in nähere Beziehungen zu ihr kamen.

Sie war in Begleitung einer Freundin, der Schwiegertochter des hochberühmten Göthe, die ſelbſt eine ſehr geiſtreiche und beachtenswerthe Frau war, nach Wien gekommen. Mrs. Jameſon hatte in Weimar bei Frau v. Göthe gelebt, ſie waren mit einander hieher gereiſet, und wohnten zuſammen.

Im Äußern kamen mir dieſe zwei Frauen ſehr verſchieden vor. Frau v. Göthe mochte älter ſeyn als ihre Freundin, ihre Geſtalt war durchaus nicht angenehm, obwohl ihre Züge geiſtvoll, ihr Geſpräch lebhaft und bedeutend waren, und ihre Beziehungen zu ihrem berühmten Schwiegervater, die Erziehung, welche ſie genoſſen, ihr Aufenthalt in Weimar u. ſ. w. ihren Geiſt vielſeitig ausgebildet hatten. Dieſer Vorzüge war ſie ſich ſehr wohl bewußt, ſie ſuchte ſie geltend zu machen und von Männern bemerkt zu werden, was ihr auch ziemlich gelang. In meinen Augen aber gewann neben dieſer Frau, die ſich viel zu auffallend und zu jugendlich für ihre Geſtalt kleidete, ihre jüngere Freundin unendlich durch ihren einfachen aber paſſenden Anzug und durch ihr anſpruchloſes Benehmen.

Mrs. Jameson besuchte mich öfters und ich sie. — Nur daß sie in, mir ferneren Vorstädten wohnte, hinderte mich, sie so oft zu sehen, als ich wohl wünschte. Auch daß wir Beide nur in einem uns fremden Idiom, im französischen nämlich, uns unsere Gedanken mittheilen konnten — da Mrs. Jameson Deutsch verstand, aber nicht sprach, und ich eben so Englisch las, aber es nicht sprechen konnte — stand oft störend wie eine Scheidewand zwischen unsern Geistern. Nie fühlt man wohl drückender, wie wenig ausreichend eine solche Bekanntschaft mit einer fremden Sprache ist, die wohl für den gesellschaftlichen oberflächlichen Verkehr genügt, als wenn man dann über tiefergehende Ideen, über innerliche Zustände oder Vorgänge sprechen, und gern von einer verwandten Seele verstanden seyn möchte. Dieß hätten wir nun Beide gewünscht und Beide fühlten wir uns durch den Mangel an Geläufigkeit in dem uns fremden Sprachmedium gehemmt. Alles, was ich an Mrs. Jameson bemerken und beurtheilen konnte, flößte mir Achtung für ihren Charakter ein, die kindliche Liebe für ihren Vater, die hingebende Freundschaft für Frau v. Göthe, der sie in ihrem vielfältigen Kranksein treulich beistand und sie liebevoll pflegte; endlich der Geist, der aus ihren Schriften sprach, und der nur Menschenfreundlichkeit, Milde, versöhnende Güte athmete, so z. B. aus ihren „weiblichen Charakteren Shakespeare's," wo sie sogar an Lady Macbeth noch einen milden Zug fand, und die Unthaten, welche sie beging,

mit einer zu leidenschaftlichen Liebe für ihren Gemahl entschuldigte, dessen ungemessenen Ehrgeiz sie kannte und zu befriedigen beflissen war.

In einem andern ihrer Werke: „Über die weiblichen Souveraine“ — fand ich so viele mir zusagende und ganz mir aus der Seele geschriebene Ansichten und Urtheile, daß ich im Innersten mich dieser Übereinstimmung freute. Bei ihr lernte ich auch einen unserer jetzigen ausgezeichneten Dichter kennen. Ich war zu ihr und Frau v. Göthe gebeten, um ein neues Stück Herrn von Bauernfeld's: „Fortunat“, von ihm lesen zu hören, was denn auch mit vielem und nicht bloß höflichen Beifall geschah. Es hatte wirklich bedeutende Schönheiten, ich erkannte diese gewiß von Herzen; im Ganzen aber war der Eindruck nicht sehr tief, vermuthlich weil das Märchenhafte des Inhalts, indem das reinmenschliche Interesse sich durch die zauberhafte Einwirkung höherer unberechenbarer Motive verflüchtigt, mich abkühlte. Übrigens fand ich es seinem Gange und tiefern Sinn nach sehr ähnlich Grillparzer's Stücke: „Der Traum ein Leben,“ das nicht lange vorher zuerst auf der Bühne erschienen, aber, wie man sagte, eine ältere Arbeit des Verfassers noch aus der Zeit seiner Sappho war. Das Grillparzer'sche Stück hatte viel Aufsehen gemacht und allgemeinen Beifall gefunden, weit größern als Alles, was dieser Dichter seit der Sappho und dann wieder nach diesem „Traum“ noch zur Aufführung hatte bringen lassen, und so ist die Ver-

muthung wohl nicht ungegründet, daß es noch ein Product aus seiner jugendfrischen Periode sei, als er mit Jünglings-Muthe zu Italien sprach, das er bereisen wollte:

und schaff' in stolzer Ruh',
Was jung soll seyn wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du!

Die Ähnlichkeiten, welche ich zwischen dem Traum ein Leben und dem Fortunat fand, sind folgende:

In jedem Stücke tritt ein sehr junger Mensch auf, dem es ungestüm in der Brust kocht, den die Mauern seines Vaterhauses beengen, der sich hinaussehnt ins Leben, in die weite Welt, um zu wirken, zu schaffen, auch wohl zu zerstören. Beide lieben bereits, und Beiden genügt diese Liebe nicht, füllt die Leere in ihrer Seele nicht aus. Rustan wird durch ein übernatürliches Mittel in den Schlaf gewiegt, in dessen Traum er sein Leben fortsetzt. Fortunat tritt zwar ganz natürlicher Weise in die Dienste eines Herzogs, der durch Famagosta reist, aber erhält bald darauf den Zauberbeutel und Zauberhut, die ihn zu übernatürlichen Dingen befähigen. Beide Jünglinge kommen an Höfe großer Herren, Beide werden Kriegshelden, Beide dürfen um Fürstentöchter werben. Aber das Blatt wendet sich, die stolzen Hoffnungen zerrinnen, die Jünglinge erkennen deren Trug und Nichtigkeit; Rustan erwacht körperlich aus dem Traum, der bisher ihm sein Leben vorspiegelte, und findet sich mit Vergnügen in der vä-

terlichen Hütte, an der Seite seines Mädchens wieder. — Fortunat, nachdem er seine Zauberschätze verloren, kehrt freiwillig, von seinem Pagen begleitet, in welchem er (etwas unwahrscheinlicher Weise) sein ihm folgendes Mädchen nicht erkannt hat, nach Famagesta zurück, und ist froh, im Vaterhause zu seyn.

Mir schien diese Übereinstimmung so auffallend, daß ich mich damals und auch jetzt noch wundern muß, mit dieser Ansicht so ziemlich allein gestanden zu haben, obwohl jene Personen, denen ich sie mittheilte, mir, gleichsam überrascht, beipflichteten. Wohl mag der Umstand dazu beigetragen haben, daß das Stück nur ein einzigesmal, und das mit Unglück, war aufgeführt worden, und also Vielen unbekannt geblieben war.

Nach der Vorlesung wurde von der Aufführung gesprochen. Es ergab sich, daß das Hoftheater Schwierigkeiten mache, weil dieser Fortunat gleichsam eine Zauberkomödie sey, und Graf Czernin schon aus ähnlicher Rücksicht beim Traum ein Leben Anstände gemacht habe. Bauernfeld beabsichtigte daher, ihn dem Josephstädter Theater zu übergeben. Ich konnte mich nicht enthalten ihm zu sagen, das sei so gut als ein Kindesmord, denn sein Stück werde dort gewiß schlecht gegeben werden. Er aber behauptete das Gegentheil, ja, war davon überzeugt, und so machte Niemand mehr einen Einwurf. Das Stück aber ward nicht lange darnach eben auf dem Josephstädter Theater gegeben und mißfiel, wozu wohl die Kabalen des

berühmten oder berüchtigten S***** das meiste beigetragen haben mochten, der mit seiner Partei im Theater erschien, und gegen dessen böswilligen Vorsatz das laute Applaudiren einiger Freunde des Autors, die sich in einer Loge befanden, einen grellen Gegensatz bildete, ja vielleicht eben durch den Widerspruch jenen rohen Lärm noch mehr hervorrief. Kurz das Stück ward richtig „ermordet," wie ich es dem Autor vorausgesagt hatte.

Nicht lange darnach ließ er sich durch Frankl bei uns aufführen, und mir schien aus manchem kleinen Umstande, daß er mich das vorige Mal bei Frau v. Göthe und Mrs. Jameson gar nicht gekannt, oder meinen Namen nicht gehört hatte.

Der Sommer, welcher auf diesen Winter folgte, brachte uns eine unerträgliche Hitze, die denn, wie ich das öfter und aus sehr begreiflichen Ursachen in heißen Sommern erlebt hatte, Anlaß zu vielen Feuersbrünsten gab. Wir waren wieder in Baden, und wohnten in der schon genannten Wohnung am Josephsplatze, als man uns eines Abends (ich glaube es war der Frauentag Maria Geburt, im September) meldete, man sehe gegen Süden zu den Schein eines großen Feuers, der sich immer mehr ausbreitete. Bald erfuhren wir auch, daß dies Unglück die bedauernswerthe Neustadt (die allzeit treue) getroffen hatte. Allerlei schreckliche Kunden von dieser Feuersbrunst gelangten nach Baden, von wo viele Menschen nach dem nur ein paar Stunden ent-

fernten Neustadt eilten, theils um ihre Neugierde zu befriedigen, theils aus bessern Beweggründen, um etwa Verwandten und Freunden in solcher Noth beizuspringen oder zu retten. Nur zu bald erfuhr man, daß viele Menschen dabei das Leben verloren hatten; der Feiertag hatte viele veranlaßt, sich ohne Sorge weit vom Hause zu entfernen, die mit der Ernte des Jahres gefüllten Scheuern außerhalb der Stadt wurden von der Flamme ereilt, und diese war von einem sich erhebenden starken Wind wieder gegen die Stadt zurück getrieben worden. Es war ein Tag des Jammers und Schreckens für Neustadt, aber auch für die Umgegend und ganz Österreich. Mildthätig und hilfreich suchte dieß nachher den verunglückten und verarmten Landsleuten durch bedeutende Spenden und Unterstützungen zu Hilfe zu kommen. Sehr lange, vielleicht zwei oder mehrere Jahre darnach, soll ein Bauernknecht, der lange an körperlichen Leiden und Gemüthskrankheit in Neustadt gesiecht, auf seinem Todbette sich angeklagt haben, durch sträfliche Nachlässigkeit beim Tabakschmauchen die erste Ursache dieses entsetzlichen Unglücks gewesen zu seyn.

Fürwahr, wenn man zusammenrechnen könnte, wie viel Unheil und Brandschaden durchs Tabakrauchen entstanden, wie großen Verlust der feinere Ton, die geistreiche Mittheilung und die gesellige Sitte erlitten, wie schädlich endlich das Verschlucken des Tabakdampfes und das oftmalige Ausspuken der Gesundheit junger

Leute geworden, so würde sich leicht eine Summe von Übeln und wirklichem Nachtheil ergeben, gegen welches man doch das egoistische und halb gedankenlose Vergnügen, das der Tabakraucher in seiner Dampfwolke und dem Hinaufwirbeln der Rauchsäulen findet, nicht geltend machen könnte.

Dies Tabakrauchen und die rasende Liebe dafür, welche sich unter dem Scepter der Mode jetzt bis beinahe in das kindische Alter des männlichen Geschlechtes erstreckt, ist es denn auch, was die stäts mehr zunehmende Trennung der beiden Geschlechter im geselligen wie im häuslichen Leben begünstigt, ja nothwendig macht. Mit der Pfeife im Munde kann man doch nicht in Gesellschaft anständiger Frauen erscheinen, von der Pfeife will man sich aber nicht trennen, so trennt man sich von den Frauen, überläßt diese sich selbst, und in ihren Haremssocietäten aller Nichtigkeit, Frivolität und Klatschhaftigkeit, die in solcher Einseitigkeit unvermeidlich sind, und ergibt sich mit gleichgesinnten Freunden aller Ungenirtheit, Rohheit, mitunter Grobheit, welche eben so unabtrennbar von burschikosem Leben sind.

Noch aber wäre gegen eine solche Absonderung der Geschlechter, welche uns in die mittelalterliche, ja in die antike Welt zurückzuführen scheint, nichts oder wenigstens nicht viel einzuwenden, wenn der große Gewinn eines wirklichen Erstarkens des männlichen Charakters im Allgemeinen davon zu hoffen wäre; wenn diese Tabaksorgien zu einer heiterern Ansicht des

Lebens, zu kräftigen Entschlüssen, vor Allem zu muthiger Bekämpfung eigner und fremder Leidenschaften, zu der Kraft zu entbehren und zu opfern für einen höhern Zweck führen würden. Aber ich frage meine Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, ob diese Zerrissenheit, diese allgemeinen und ewigen Klagelieder, diese Unzufriedenheit mit sich und der Welt, diese innerlichen Zerwürfnisse uns ein kräftiges Erheben des Männergeschlechtes andeuten? Ob nicht gerade diese Sehnsucht nach Bequemlichkeit, nach ungestörtem und recht raffinirten Genuß körperlicher Erquickung, guten Essens, Trinkens und andern Comforts, auf ein eigentliches Erschlaffen der Kraft deute? Ob nicht das unselige Geschwätz von der Emancipation der Frauen, dieser schrecklichsten Abirrung vom Pfade der Natur, recht eigentlich dahin weise, daß die Frauen an der Seite solcher verweichlichter Männer, die nur zu klagen, aber nichts zu bessern wissen, sich nicht an ihrem Platz (nämlich dem untergeordneten) finden, und daher den erschlafften Händen ihrer komoden Ehehälften den Kommandostab entwinden möchten, und dieß auch für leicht halten müssen? Frau von Staël, diese doch wahrlich nicht allzu weibliche Frau, ruft, von einem richtigen Naturgefühl überwältigt, in ihrer »Corinna« einmal aus: Il avait pour elle les soins protecteurs, qui font le plus doux bien de l'homme à la femme. — Ne faut-il pas pardonner aux coeurs des femmes les regrets déchirants qui s'attachent à ces jours où

elles étoient aimées, où à tous les momens elles se sentoient soutenues et protégées? Das war ein Naturſchrei, den ihr beſſeres Gefühl dieſer femme supérieure vielleicht gegen ihren Willen entriß. Und ich möchte alle meine ältern oder jüngern Schweſtern fragen können, ob ſie ſich in dem natürlichen Verhältniſſe von Abhängigkeit und Unterordnung (nicht Erniedrigung und ſklaviſchem Gehorſam) gegen ihre Männer nicht glücklich fühlen und an keine Emancipation denken würden, wenn die Männer es verſtünden, recht eigentlich Männer zu ſeyn?

Sehr natürlich knüpft ſich an dieſe Betrachtungen die Beobachtung, daß, ganz entgegen den früheren Gewohnheiten der Geſelligkeit in Wien, jetzt die Männer, und beſonders die höher gebildeten, alle gemiſchten Geſellſchaften fliehen. Es iſt, als litten ſie Alle an der „Salonſcheue," wie an einer geiſtigen Waſſerſcheue! — Auch ſuchen ſie die Einwirkung der Salons auf die Geiſter als etwas Verflachendes und Erſchlaffendes darzuſtellen, und wohl mag das, was man jetzt „Salonleben" nennt, ſolche Wirkung hervorbringen. — Ich beſuche die Salons ſeit Jahren nicht mehr; früher aber wirkten die Geſellſchaften, die Soiréen hier und auch in Paris nicht ſo, nicht erſchlaffend, nicht abſpannend. Gebildete Frauen, geiſtreiche und gelehrte Männer, vielgereiſete Fremde, Künſtler u. ſ. w. verſammelten ſich in denſelben. In lebhaften Geſprächen über intereſſante Gegenſtände berührten ſich die Geiſter, Witz-

funken sprühten, energische oder eigenthümliche Ansichten wurden geäußert, fanden Theilnahme oder Widerspruch. Es war ein lebendiges Aufeinanderwirken der Geister, das oft Gedanken entwickelte oder Gesichtspunkte aufstellte, welche neu und merkwürdig erschienen, Gedichte wurden gelesen, die neuesten Erscheinungen in der Literatur besprochen, Kunstwerke vorgezeigt, zuweilen Musik gemacht. So waren die Abendunterhaltungen vor 20, 30 Jahren in Wien, so mußten sie nach dem, was wir durch Journale, durch Frau von Staël, durch ihre Zeitgenossen wissen, nur vielleicht in größerm Styl, in Paris gewesen seyn, wenn diese Frau von ihrem Salon nach der Restauration sagen konnte: qu'il avoit été comme un hôpital pour les blessés de toutes les parties.

Jetzt freilich ist das vielleicht sogar in Paris anders geworden. — Aber ich bin der Meinung, daß jenes Absonderungs-System, dem wenigstens bei uns — hauptsächlich das Tabakrauchen zum Grund liegt, den meisten Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaften, und somit auf den gesellschaftlichen Ton und besonders auf die Sitten und das Benehmen der jüngern Männer hat, welches Alles seit ungefähr zwanzig Jahren wenigstens nicht besser oder feiner geworden ist, als es früher war.

Vieles mag zu dieser Flachheit in dem Ton der gemischten Gesellschaften und zu diesem Bequemlichkeits-System die zahllose Menge der öffentlichen Orte,

Kaffehhäuser, Gasthäuser, Reunionen, Gärten u. s. w. beigetragen haben, die sich jetzt in und um Wien überall aufgethan, und wo auch Frauen aus den bessern Ständen ohne die Sitte zu verletzen, erscheinen können, was ehemals nicht war und nicht für möglich gehalten worden wäre. Bequemer ist es nun freilich, sich in einen Gasthof oder ein Kaffehhaus hinzusetzen, für sein Geld zu zehren, Niemand eine Verbindlichkeit schuldig zu werden und sich um Niemand zu kümmern, wegen Niemand geniren zu müssen. Ob aber nicht auch durch ein solches Isolement viele zarte Fäden feinerer Rücksicht, verbindlicher Höflichkeit zerrissen, ob nicht selbst die Ökonomie unter diesen so oft wiederkehrenden Ausgaben an öffentlichen Orten leiden werde, das wäre immer einer Betrachtung werth?

In diesem Jahre war ich mit einem längern Roman, „Elisabeth von Guttenstein“ beschäftigt. Der Leser wird in dem Anfang dieser Blätter bemerkt haben, in welch heiliger Erinnerung und ehrfurchtsvollem Andenken die Kaiserin Maria Theresia, welcher meine Mutter ihre ganze Erziehung, Ausbildung und nachmalige günstige Lage verdankte, in unserm ganzen Hause lebte, und wie tief diese Empfindungen auch in meinem Herzen Wurzel gefaßt. Es war mir nun eine eben so angenehme als würdige Beschäftigung, die Thronbesteigung dieser großen Regentin, die unglücksvollen Umstände, die sie damals umdrängten, die Gefahren, mit denen sie zu kämpfen hatte, diesen für Österreich so wich-

tigen Zeitpunkt, zum Hintergrund eines geschichtlichen Romans zu machen, und denselben mit allen Äußerlichkeiten in Sitte, Kulturstufe, Lebensweise u. s. w. jener Zeit zu umkleiden, in der ich zwar nicht selbst gelebt, die aber theils noch mit einzelnen Zügen in meine eigene Kindheit hineingeleuchtet hatte, und theils von meinen Ältern und bejahrten Verwandten und Bekannten mir geschildert, und wohl noch selbst in ihrer eignen Persönlichkeit repräsentirt wurde. So z. B. die Art des geselligen Umganges, die starke Einwirkung der französischen Bildung und Literatur, der ersten Morgenstrahlen der deutschen, die Manie des Geldmachens u. s. w.

Der Roman wurde ziemlich günstig recensirt, aber, wie ich zu fühlen glaubte, ziemlich kalt aufgenommen. Es war auch meine letzte Arbeit dieser Art, denn die Zeitbilder, welche vier oder fünf Jahre darnach erschienen, sind durchaus nicht als Roman, als poetisches Erzeugniß, sondern lediglich als Sittenschilderung meiner Vaterstadt in den Jahren 1770 und 1780, dann dreißig Jahre später zwischen 1800 und 1810, und endlich wieder nach einem ähnlichen Zeitraum zwischen 1830 und 1840 zu betrachten und zu beurtheilen.

Nach dem neuen Jahre, das heißt ungefähr in der Hälfte des Februars, ward mir wieder die Ehre, dieses Werk: „Elisabeth von Guttenstein," Ihrer Majestät der Kaiserin und der Frau Erzherzogin Sophie überreichen zu dürfen. Ich wurde huldreich aufgenommen, fand die beiden erlauchten Schwestern beisammen

in den Zimmern der jungen Prinzen, wo dieſe einen ganz militäriſchen Apparat, Schilderhäuſer, Gewehre, Trommeln u. ſ. w. zum Spielzeug hatten, und die Kaiſerin ſich zu ihnen am Boden niederſetzte, um mit ihnen zu ſpielen. Da äußerte denn auch ſie die Grundſätze, welche bis in die neuere Zeit von jedem erfahrenen Erzieher aufgeſtellt wurden, daß nämlich pünktlicher Gehorſam ein Haupterforderniß ſei, auf welches man bei den Kindern dringen müſſe. Jetzt aber ſcheint dieſer Grundſatz, wie ſo vieles Andere, als veraltet betrachtet und bei Seite geſchoben zu werden, indem man vielfach die Anſicht ausſprechen hört: ein Kind, beſonders ein Knabe, der gehorſam ſei, könne keine Energie des Charakters haben, und ſehr oft ſieht, wie die Ältern ſich in der Widerſpenſtigkeit ihrer Kinder ſogar mit einigem Stolze gefallen.

Aber nur zu oft nimmt man bei Söhnen Ungezogenheit für Kraft, und ſchmähliches Nachgeben an augenblickliche Gelüſte für Unabhängigkeit des Charakters. Überhaupt aber ſcheinen mir, ſo weit ich es bei den ſehr kurzen und ſeltenen Gelegenheiten zu beurtheilen im Stande war, die Methode und vorzüglich die Anſichten über Erziehung im kaiſerlichen Hauſe, das des Erzherzogs Carl mit inbegriffen, eben ſo verſtändig als zweckmäßig. Nur ſelten habe ich ein kleines Kind von nicht drei vollen Jahren geſehen, das ſo zutraulich mit ganz Fremden, ſo herzig und zugleich ſo entwickelt geſchienen hätte, wie die, leider nur zu bald verſtorbene

Erzherzogin Maria Anna Pia, die ich in dem Zimmer ihrer Mutter fand, als ich im Jahre 1838 eine Audienz bei derselben hatte.

Nicht lange nach jenem Tage, an dem ich den obenerwähnten Roman überreicht hatte, erkrankte, zur größten Bestürzung der Stadt und des Landes, unser väterlicher Monarch auf so ernsthafte Weise, daß das Lebensgefährliche sogleich erkannt und gefürchtet wurde. Jeden Tag klangen die Nachrichten bedenklicher. Viel wurde von der christlich heitern Fassung des Kaisers, von dem rührenden Schmerz seiner Umgebungen, besonders von den Äußerungen tiefer kindlicher Liebe des Kronprinzen erzählt. Andere Ärzte wurden noch nebst den gewöhnlichen Leibärzten berufen; — Alles erwies sich als erfolglos. — Ein Leben voll moralischer Leiden, schmerzlicher Verluste, Selbstüberwindungen (gewiß der aufreibendste Kampf des menschlichen Herzens) und Resignationen hatte bei einem von Jugend an zarten Körperbau, trotz einer musterhaften Mäßigkeit und eines höchstgeregelten Lebens, dennoch die Kräfte des Monarchen erschöpft, ohnedies scheint Longävität kein Erbtheil des lotharingisch-habsburgischen Stammes gewesen zu seyn, indem nur wenige Glieder desselben das 60. Jahr erreichten. — Eine allgemeine Entzündung, wie man die Todeskrankheit des Monarchen nannte, machte in der Nacht vom 1. auf den 2. März 1835 seinem Leben ein Ende, nachdem er eben auch am 1. März vor 43 Jahren den Thron seines Vaters bestiegen hatte.

Jedermann erinnert ſich gewiß dieſer Epoche noch lebhaft; — doch in unſerm öffentlichen Leben ging keine bedeutende Veränderung vor. Der neue Herrſcher ſchien mit kindlicher Pietät Alles, was ſein Vater und wie er es gethan, feſthalten und als Norm ſeines eigenen Wirkens und Handelns befolgen zu wollen; ſo blieb Alles ziemlich wie es geweſen, und das Privatleben geſtaltete ſich nach gewohnter Weiſe. Nur der Zeitgeiſt und manche, wie es Anfangs ſchien, unbedeutende Veränderung im täglichen Verkehr brachten nach und nach bedeutendere Umwälzungen in der geſelligen Lebensweiſe hervor und auseinander fallend, wie ſo Manches, was früher in unſern Begriffen und Gemüthern feſt und kompakt an einander gehalten hatte, zerſplitterten ſich die verſchiedenen Kreiſe der Bevölkerung. — Nicht bloß durch den Unterſchied in Ariſtokratie der Geburt oder des Geldes, im Gegenſatze mit dem bürgerlichen Leben, nein, ſelbſt in Mitte der ſtillen Häuslichkeit erzeugten die veränderten Amtsſtunden in Kanzeleien und Comptoiren, die neuen Einrichtungen bei der Aufgabe der Briefe, endlich ſelbſt die Abfahrts- und Ankunftsſtunden der Eilwagen und Dampfboote, eine ganz veränderte Eintheilung des Tages. Hierzu kam noch, daß viele ältere Einrichtungen, z. B. die Stunden für Schulen und Kollegien, ſo wie für's Theater, beinahe dieſelben blieben, und ſo kam eine Vielgeſtaltigkeit und Unbeſtimmtheit in den Tageslauf, die zwar keine weſentlichen Nachtheile, aber

doch viel unangenehme Störungen erzeugten. Es wurden die Eßstunden außerordentlich ungleich, und von 1 bis 6 und selbst halb 7 Uhr konnte man in verschiedenen Häusern die Familie bei Tische finden. Dies späte Tafeln machte die Déjeûnés à la fourchette nothwendig, indem man nicht leicht von 8 oder 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends aushalten konnte, ohne etwas zu sich zu nehmen, und so erzeugten sich eine Menge Differenzen und Kollisionen. In einigen Häusern ließ man die Dienstboten vor der Herrschaft essen, weil es sonst zu spät geworden wäre, in den Häusern alter Art aßen sie nach derselben. Für die studierende Jugend mußte bei der grellen Verschiedenheit zwischen der altmodischen Schul- und Theaterzeit und den modernen Eßstunden wieder eine andere Einrichtung getroffen werden, und so irrt das Alles noch, wie mir scheint, ziemlich chaotisch durcheinander, bis im Verlauf mehrerer Jahre die Unterschiede aufhören, die alten Gewohnheiten nach und nach ganz verschwinden, und die neue Gestaltung des geselligen Lebens überall durchgreifen und allgemein herrschen wird. Daß Menschen, die $\frac{3}{4}$ oder $\frac{7}{8}$ ihres Lebens auf die alte Weise zugebracht, sich in diese Zustände und Gewohnheiten hineingelebt haben und mit ihnen gleichsam Eins geworden sind, sich nur mit Mühe und widerstrebend in das Neue fügen und es überall unbequem finden müssen, ist wohl auch natürlich, und so wird es ihnen billiger Weise nicht übel genommen werden, wenn sie in der Unruhe und Geschäftigkeit die-

ſes neuen Aufbaues rings um ſie her wenigſtens darauf hoffen, daß ſie dieſe Neuerungen nicht mehr lange werden mitzumachen haben.

Zwiſchen den Jahren 1833 und 1835, wie ich glaube, war es, daß ich bei einer ſehr werthen Freundin Fräulein v. Iſenflamm, den als Dichter, Schauſpieler und Menſch gleich intereſſanten Raymund kennen lernte. Fräulein Iſenflamm, die Schweſter der Frau von Piquot und eine treue warme Freundin unſers verehrten Freundes Streckfuß in Berlin, war auch, wie das leider ältern Menſchen öfters geſchieht, von ihrem ganzen Hauſe allein übrig geblieben. Marie, das treffliche Mädchen, ihre Nichte, war ſchon im J. 1822 am Nervenfieber geſtorben, ihr Bruder Carl folgte ihr ein Vierteljahr darauf, und die armen Ältern blieben kinderlos zurück. Aber bei dem erſten Erſcheinen der Cholera im Herbſt 1831 ſtarb der Vater Piquot und ein halbes Jahr darauf ſeine Frau, Thereſens Schweſter — und es ſtand vielleicht nicht zwei Jahre an, ſo raffte die Grippe, die dazumal ſehr bösartig war, den Bruder derſelben, Herrn v. Iſenflamm weg, mit dem die Schweſter ſeit Langem zuſammen gelebt und gewohnt hatte. Die Arme blieb einſam zurück, das bedeutende Vermögen, das durch ſo viele Todesfälle an ſie gelangt war, konnte ſie nicht recht erfreuen, ſie kränkelte immer, und nur der Umgang mit einem vieljährigen Freund, Herrn Schooner, der ſchon während ihres Bruders

Leben mit ihnen zusammen gewohnt hatte, war noch das einzige Band, das sie an die fremdgewordene Welt knüpfte.

In ihrem Hause lernte ich denn Herrn Raymund, der Schooners alter Freund war, kennen, und sowohl Pichler als ich fühlten uns von seiner Persönlichkeit sehr angezogen. Seine Gestalt erinnerte an Grillparzer, und schon dieser Eine Umstand sprach bei uns zu Raymund's Vortheil. Im Verlauf der Unterhaltung aber offenbarte sich ein so tiefes und anspruchloses Gemüth, eine so herzliche einfache Weise sich auszudrücken, daß er meinem Manne und mir Achtung und Wohlwollen einflößte, und wir nur im Stillen bedauerten, daß bei ihm eben so wenig als bei Grillparzer auf einen bleibenden freundschaftlichen Verkehr zu hoffen war; denn diese beiden ausgezeichneten Menschen glichen sich, wie in schönen geistigen Anlagen und einer seltenen Gemüthstiefe, auch an trüber hypochondrischer Laune, welche sie jeden Umgang fliehen machte.

Später sahen wir Raymund bei Fräulein Isenflamm noch ein paarmal, einmal besuchte er auch uns, speiste bei uns mit Frankl, und schien ungemein viel Freude an den Kindern meiner Tochter zu finden, die denn auch ihrerseits sich kindlich freimüthig mit ihm unterhielten. Als er in der Josephstadt Gastrollen spielte, erhielten wir durch seine Vermittlung ein paarmal Logen, die sonst schwer zu bekommen waren, und als er als Valentin (im Verschwender) er-

ſchien, und unſere Kinder dem berühmten Mann, der ſo freundlich mit ihnen geweſen war, zuklatſchten, blickte er herauf und lächelte ihnen gütig zu, worüber ſie ſehr erfreut waren.

Im Sommer 1835 brachten wir wieder die beiden Monate Auguſt und September in Baden, und zwar wieder im Hauſe bei der Landſchaft zu; aber wieder wie faſt jedesmal, wenn wir in dieſer Gegend, in der Nähe des Baches wohnten, fühlte ich eine unangenehme Einwirkung der Luft, oder des Trinkwaſſers? ich weiß es nicht — auf meine Geſundheit. Ich litt wieder im Unterleibe und mußte mich im Eſſen und Trinken, und auch vor Verkühlung ſehr in Acht nehmen. Doch waren Pichler, die Tochter und die Kinder recht wohl, und wir kehrten vergnügt von Baden in die Stadt zurück. Kaum aber waren wir acht oder zehn Tage in der Stadt, ſo wurden wir durch ein Ereigniß erſchreckt, das an und für ſich ſchon ſehr beunruhigend, uns mit noch bangeren Ahnungen für die Zukunft erfüllte. Pichler ſtand eines Morgens, wie es ſchien, wohl und geſund auf, ging in ſein Zimmer, um ſich anzukleiden, kam dann wieder zu mir herüber, die noch im Bette lag, und erzählte mir mit ganz heiterer Miene, daß ihn heute Nacht ein Schlagfluß getroffen habe. — Ich erſchrak, wie natürlich; da ich Pichler aber ſo heiter und kräftig wie ſonſt vor mir ſtehen ſah, hielt ich es für Scherz, aber für unerlaubten, und ſagte es ihm auch, daß dieß Frevel ſei. — Er aber

versicherte mich dessen noch einmal, und nun glaubte ich auch ein kleines Hemmniß in seiner Aussprache zu bemerken. Sehr bestürzt drang ich in ihn, zu Hause zu bleiben und den Arzt rufen zu lassen. — Er aber ließ sich nicht abhalten und ging in sein Bureau. Sobald er das Haus verlassen, schrieb ich an unsern Arzt und Freund B. Türkheim, der zum Glück noch zu Hause war, und mit seiner gewohnten Güte erhörte er sogleich meine Bitte, eilte zu Pichler ins Bureau, fand ihn aufgeregt, mit starkem Andrang des Blutes gegen den Kopf, und bewog ihn, sogleich nach Hause zu fahren, und nach seiner Angabe, die er ihm schriftlich mitgab, sich behandeln zu lassen. So wurden ihm denn im Nacken Egel gesetzt, Sinapismen, Fußbäder u. s. w. gebraucht, und in der That hatte sich in wenigen Tagen der Andrang des Blutes gelegt, die übrigen furchtbaren Symptome waren verschwunden, und wir athmeten wieder freier. Doch blieb in unser Aller Herzen eine große Besorgniß wegen möglicher Wiederkehr dieses Übels zurück, das sich nur zu gern wiederholt, und leider sollten wir — wenn auch erst zwei Jahre nach diesem Anfall — unsere Sorge nur zu wohl begründet finden! —

Ein vieljähriger Freund in Prag, Herr Gerle, schickte uns diesen Winter einen sehr jungen Mann, dessen er sich mit lebhaftem Interesse annahm, Herrn Uffo Horn, mit einem Briefe zu. Der Jüngling schien Geist und ein hübsches Talent zur Dichtkunst zu

haben, auch war ſein Äußeres empfehlend. Aber ſchon im erſten Geſpräch ſah ich das junge Deutſchland und den Thatendurſt der Studentenwelt aus jedem Worte hervorgucken, ſo daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm zu ſagen: Thatenluſt und Eifer für das, was ihr gut ſchiene, möchte die Jugend wohl haben und gelegentlich auch beweiſen; frei aber und bloß nach ihrer Willkühr handeln zu dürfen, könnte ſie doch wohl nicht fordern, weil es ihr bei allen Talenten doch noch an Erfahrung mangele. Er nahm das freundlich hin, kam auch noch öfters zu uns, und ſchrieb für den Telegraphen (ein Journal, das damals entſtand, aber nach 18 Monaten wieder zu Grabe ging) einige artige Aufſätze, in deren Einem er meiner mit mehr Lob als mir gerade angenehm war, gedachte, weil dies oft nur Unwillen bei Andern erregt. Später ließ er ein Stück: „Die Vormundſchaft,“ das er mit Gerle gemeinſchaftlich gedichtet hatte, mit ziemlichem Beifall aufführen, ſchloß ſich eng an Herrn Saphir an, was ich ihm ebenfalls widerrieth, kam in Händel mit der Cenſur und Polizei; verlor ſich aus unſerer und unſerer Bekannten Nähe, und verſchwand endlich auch aus Wien. Nach einiger Zeit kam er in Hamburg bei Gutzkow wieder zum Vorſchein, und ſpielt nun wahrſcheinlich ſeine Rolle unter den ſogenannten jungen Deutſchen, oder deutſchen Jungen — einer Menſchenart, die für mich etwas ſo Widerwärtiges hat, daß ich mich nie auch nur von fern damit befreunden konnte. Ihr gan-

zes Streben, sobald es aus dem Kreis der Burschenschaft in die Wirklichkeit, ins Staatsleben treten wollte, oder wie im Hambacher Fest und in ähnlichen Explosionen wirklich ins Leben getreten war, kam mir stäts wie eine bedauernswerthe Verblendung vor, vermöge welcher sich Knaben und unerfahrne Jünglinge Männer zu seyn dünken; das, was sie nicht zu übersehen im Stande sind, nicht allein zu beurtheilen, sondern zu verändern, zu bessern sich anmaßen, und darum, weil sie bei der Juliusrevolution in Paris durch Pflastersteinaufreißen und muthiges Kämpfen mitgewirkt haben, sich einbilden, die Revolution gemacht, geleitet, vollendet zu haben, und in Deutschland dasselbe thun möchten.

Der Winter von 1835—1836 verging im Ganzen ziemlich ruhig, was das äußere Leben betraf, aber es schien, als ob aus einer Zusammenstimmung verschiedener unbekannter Ursachen, der Tod durch den Verlust vieler werthen Freunde sich mir in diesem Jahr auffallend nähern, und mich auf einen noch herbern Todesfall, der nicht mehr lange ausbleiben sollte, vorbereiten wollte. Im Mai starb nach langem Krankenlager und vielen Leiden die Baronin v. Richler, eine Frau, mit der ich mehr als 30 Jahre in engem Freundschaftsbunde, und durch einige Zeit selbst in Einem Hause gelebt, sie fast täglich gesehen, und mich ihres geist- und gemüthsvollen Umgangs stets erfreut hatte, obwohl unsere Sinnesart wenig Ähnlichkeit hatte,

und die meiſten Dinge, ſo wie hauptſächlich die Erſcheinungen in der neuern Literatur, uns Beide auf ganz verſchiedene, ja entgegengeſetzte Weiſe berührten. Ihre Geiſtesbildung war zwar in der nämlichen Epoche (denn wir waren gleichaltrig) aber auf ganz verſchiedenem Wege bewirkt worden. In Heidelberg von mittelmäßig begüterten Ältern geboren, und ſtill, ohne vielen Unterricht, bloß für Häuslichkeit erzogen, aber mit einem lebhaften Geiſte und warmem Gefühl fürs Schöne begabt, waren es zuerſt Romane und Gedichte, welche den Funken höherer Bildung in ihre Seele warfen. Lafontaine's Gefühlswelt ging zuerſt wie eine Sonne in ihrem und ihrer Schweſtern Gemüthe auf; Matthiſſon, Salis, ſpäter Göthe, Schiller und Andere nahmen Platz in dem erhellten Raume, aber ſie Alle erſchienen mehr oder minder in dem Reflex des Lafontaine'ſchen Lichtes, ſo wie die Welt überhaupt; und wir Übrigen pflegten oft im Scherz zu ſagen, daß bei Frau v. Richter und ihren Schweſtern nur die Handlungen, Empfindungen, Geſinnungen als zuläſſig und geſetzmäßig betrachtet würden, welche mit Lafontaine's Romanen übereinſtimmten. Von Göthe's Werken ging ihnen nichts über Werther und Taſſo. — Don Karlos ſtand in ihrer Meinung viel höher als Wallenſtein oder Tell — und das Unnatürliche oder Geiſterhafte ſtörte ſie nur wenig, während ſie irgend eine wahre Naturäußerung, z. B. im Götz von Berlichingen oder in Wallenſtein's Lager beleidigte. Von der bezauber-

ten Rose von Schulze, die übrigens in der Welt ein sehr ephemeres Dasein hatte, waren sie auch bezaubert, und die Schuld erfreute sich ihres ungemessensten Beifalls. Hingegen war es ihnen nicht möglich, an der Poesie der Psalmen das geringste Interesse zu fassen, und irgend ein ungewöhnlicher echt orientalischer Ausdruck schreckte sie auf immer zurück, so wie sie auch Öhlenschläger's Werken durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten, eben weil einige grellere Worte darin vorkommen.

Aller dieser Dissonanzen ungeachtet, achteten und liebten wir einander herzlich, unsere Gesinnungen und Grundsätze begegneten sich einander nicht im Lafontaine'schen, sondern im Lichte tüchtiger Menschheit, und so stand unsere gegenseitige Achtung und Freundschaft fest durch mehr als 30 Jahre. Gemeinschaftlich getragene Sorgen und Leiden, so wie gemeinsam genossene Freuden verbanden uns stäts inniger, und es war ein wahrer Verlust für mich, als Frau v. Richler starb; aber es war ja nur der Anfang einer ununterbrochenen Kette ähnlicher Fälle. Schon seit einiger Zeit fühlte mein Schwager Kurländer (Franz) zunehmende Beschwerden eines Übels, das er sich selbst nicht erklären konnte oder wollte, das uns Übrigen aber zu unserer großen Besorgniß apoplectische Symptome zu haben schien. Zuweilen konnte er sich nicht mehr auf das besinnen, was er kurz zuvor gethan oder gewollt hatte, zuweilen versagten ihm die Worte, um auszudrücken,

was er beabſichtigte, und das Alltäglichſte fiel ihm nicht ein. Beim Spiel, das er mit eben ſo großem Eifer als Glück als ſeine Lieblingsbeſchäftigung trieb, und das ihm — auf eine ſonſt ganz ungewöhnliche Weiſe den Zutritt in den Häuſern der Großen und des höchſten Adels öffnete — verließ ihn manchmal die Beſinnung, und er ſpielte ſo thöricht, daß ihn ſeine Mitſpielenden ermahnen mußten. Uns Allen kamen dieſe Zuſtände bedenklich vor, wir baten und beſchworen ihn, ſeinen Arzt zu befragen, aber der gute — dem Weltverkehr und den Zerſtreuungen zu ſehr ergebene Freund konnte ſich nicht entſchließen, vielleicht, ja wahrſcheinlicher Weiſe einen Ausſpruch zu vernehmen, der ihn zum Zuhauſebleiben, zum Zurückziehen, zu einer ſtillen Lebensweiſe verdammt haben würde, und ſo dauerten jene bedenklichen Symptome fort, und nahmen vielleicht durch die eben um dieſe Zeit wieder ausbrechende Cholera einen bedenklichern Charakter an. Denn das iſt eine ſich Jedem aufdringende Beobachtung, daß in den Epochen, wann dieſe Krankheit herrſcht, in der Atmoſphäre eine auffallende Veränderung vorgehen müſſe, wovon ſchon die dichten, ſonſt in dieſer Jahreszeit ungewöhnlichen Nebel, die bald ganz ſtrahlenloſen, und bald mit dem höchſten und dauerndſten Krokusgelb gefärbten Sonnenuntergänge Zeugenſchaft geben. Bald brach die Seuche mit Macht aus, und hatte wieder, wie ſchon die beiden erſten Male, gewiſſe Gegenden zu ihrem eigentlichen Heerde auserſehen. Zu unſerm Unglück war es dießmal

die Alſervorſtadt, und in dieſer eigentlich der Umkreis des Platzes und Brunnens, wodurch denn auch wir mit in den verhängnißvollen Kreis gezogen wurden. Wirklich erkrankte zuerſt eine ſehr würdige Familienmutter, welche zu gleicher Zeit Vorſteherin einer Mädchenſchule in unſerm Hauſe war. Ihr folgten in kurzen Zwiſchenräumen ihre drei erwachſenen Kinder; das kleine Kind einer andern Miethspartei, und endlich eine hochbejahrte Frau, die, eine langjährige Freundin meiner verſtorbenen Mutter, ſeit 24 Jahren bei uns gewohnt hatte. Es war eine ſchauderhafte Zeit damals. Kaum verging eine halbe Stunde, daß man nicht die Glöckchen des Chorknaben klingeln hörte, der den Prieſter mit den Sterbeſakramenten zu irgend einem Kranken begleitete, oder daß in den Nachmittagsſtunden ein Leichenzug durch die Straßen ging. — Später wurden, um das Entſetzen der übrigen Bewohner nicht zu vermehren, das Läuten auf der Gaſſe eingeſtellt und die Todten ohne Begleitung fortgebracht. Kein Tag verging, wo man nicht von dem Todesfall eines Bekannten in der Nachbarſchaft hörte, die der vielen Unbekannten gar nicht zu rechnen. Bei uns allein hatte die Seuche ſechs Opfer in Einem Hauſe geholt. In einem andern gegenüber waren ihrer neun geſtorben. Zwei ſonderbare Bemerkungen hatte ich Gelegenheit zu machen, und ich denke, es wird nicht ganz überflüſſig ſeyn, wenn ich ſie mittheile.

Alle ſechs Perſonen, welche in kurzer Friſt bei uns ſtarben, wohnten auf Einem Flügel des Hauſes,

und bedienten ſich — nach der Bauart unſers Hauſes, desſelben heimlichen Gemaches in den beiden Stockwerken. Wir ſelbſt und die Bewohner des rechten Flügels hatten einen andern ſolchen Ort, und auf dieſer Seite erkrankte Niemand. — Auch hatte ich gleich von Anfang, als mir dieſer Umſtand aufgefallen war, meinen Leuten eingeſchärft, ſich niemals jenes Bedürfniſſes wegen auf den linken Flügel zu begeben, und wir blieben Alle geſund, obwohl ſich hier und dort eine Neigung zur Diarrhöe gezeigt hatte.

Die zweite Bemerkung iſt folgende: So lange die Cholera wüthete, war es warm und trocken geweſen. An jenem Sonntag Nachmittag, als unſere alte 90jährige Mitbewohnerin beerdigt werden ſollte, brach um dieſelbe Stunde ein heftiges Gewitter aus, mit Donner, Blitzen und Regen. Die Luft wurde merklich abgekühlt, und das zweite Kind jener Miethpartei, die ſchon Eines an dieſer Seuche verloren hatte, und deſſen Tod man ſtündlich erwartete, erholte ſich gegen Mitternacht, bedurfte der Arznei, die man auf den äußerſten Fall bereitet hatte, nicht mehr, beſſerte ſich allmälig, genas endlich, und die Seuche ließ von dieſem Tag an nach. Mich dünkt, dieſe beiden Bemerkungen zeigen wohl, wie oft durch Mangel an Beobachtung oder unvermeidliche Bedingungen die Seuche ſich verbreiten kann, und wie viel Einfluß die Luftbeſchaffenheit darauf hat.

Allmälig reinigte ſich die Luft, und gleichzeitig beſſerte ſich die Geſundheit der Bewohner Wiens. Auf der Wieden war die Anſteckung ebenfalls ſehr ſtark geweſen, und ich glaube, es wäre nicht unnützlich, einzelne Data über die Lokalitäten und deren Beſchaffenheit, wo ſich die Seuche am früheſten oder am ſtärkſten gezeigt (wie z. B. im Jahr 1831 im Schottenviertel in der Stadt) über die Witterung, die Lufttemperatur u. ſ. w. zu ſammeln, und hieraus wenigſtens allgemeinere Beobachtungen und Ergebniſſe zu notiren, die vielleicht doch einmal zu einigen Aufſchlüſſen über das furchtbare Räthſel führen könnten, an deſſen tauſend Schlöſſern die Natur- und Arzneikunde vergeblich ſeit beinahe dreißig Jahren in allen Welttheilen herum klimpert, ohne auch nur Eines öffnen zu können.

Unſer kränklicher Freund Kurländer war nun ernſtlich und ſehr bedenklich krank geworden. Eine Art Schlagfluß rührte ihn an einem warmen Julius-Nachmittag, als er eben im Begriff ſtand, mit dem Dr. Bolza, mit welchem er ſchon früher eine Reiſe nach Paris und London gemacht, ſpazieren zu fahren. Von dem Augenblicke an ging ſein Übel raſch vorwärts — und — ſei es Delikateſſe, ſei es Abneigung geweſen, ſich vor ſeinen Freundinnen in dem Zuſtand ſeiner Hülfloſigkeit ſehen zu laſſen — weder ich noch ſeine Schwägerin (Maly Schechtern), noch ſelbſt ſeine alte Freundin Gräfin Fekete wurden vorgelaſſen, und ich mußte mich begnügen, mich manchmal im Vorzimmer

bei den Freunden, die ihn fleißig besuchten, wie z. B. eben jenem Dr. Bolza, nach seinem Befinden genauer zu erkundigen. Dr. Bolza erwies ihm wirklich kindliche Treue, und pflegte seiner Tag und Nacht, was Kurländer auch in seinem Testamente dankbar anerkannte.

Indessen während der letzten Hälfte des Julius und dem ganzen Augustmonat wechselte sein Zustand zwischen besser und schlimmer. — Es war die Rede vom Ausfahren, von nach Baden gehen, um die Trinkkur zu gebrauchen, wir hofften; — plötzlich verschwand der lichte Hoffnungsschimmer wieder, und wir mußten das Schlimmste fürchten.

Wir waren indeß, unserer Gewohnheit gemäß, nach Baden gezogen, und wohnten im Mayerschen Hause in Guttenbrunn, wo wir schon oft gewohnt hatten, und woselbst ich mich, das Cholerajahr 1831 ausgenommen, stäts recht wohl befunden hatte. Auch dießmal würde mir der Aufenthalt gedeihlich und angenehm gewesen seyn, wenn nicht so manche trübe Vorfälle vorausgegangen wären und ihn begleitet hätten. Kurländer's Krankheit bekümmerte uns Alle, der Tod der B. Richler hatte mir sehr leid gethan, es war eben wieder eine Gestalt aus der lieben Vergangenheit in der ich so manche Freude genossen, so manchen Aufschwung des Geistes, so manchen Schmerz, so manche begeisternde Erhebung gefühlt, und deren Einwirkungen in dem trauten Freundeskreise, wozu die Richler ge-

hörte, ausgebebt hatten. Auch Kurländer gehörte zu diesem Kreise, wir hatten Vieles, Böses und Gutes mit einander erlebt, wir hatten uns gegenseitig handeln gesehen, und unsere gegenseitige Achtung war dadurch — ich darf es wohl sagen — gewachsen. Nun war die Eine geschieden, des Andern Scheiden stand mir nahe bevor, und eben um diese Zeit erschreckte uns Alle in Baden die Kunde von dem unglücklichen — und verfehlten Selbstmordsversuche des Schauspielers Raymund, der durch sein poetisches Talent, durch seine mimische Kunst einen europäischen Ruf mit Recht erworben hatte, und mit eben so viel Recht um seiner Persönlichkeit, seines einfachen wohlwollenden Charakters wegen allgemein geschätzt wurde. Nicht weit von Baden, auf seiner kleinen Besitzung zu Pernitz in einem der lieblichen Thäler des Schneeberges wohnend, wo er durch Wohlthaten und Gutmüthigkeit sich viele dankbare Herzen verpflichtet hatte, hatte er das Unglück, eben wie er im Begriff stand, eine Reise nach Maria Zell anzutreten, von einem Hunde gebissen zu werden, dessen Gesundheitsstand verdächtig war. Ein Mensch von kühlerer — von gefesselter Phantasie würde in diesem Augenblicke die Abreise aufgegeben, den Hund einsperren und genau beobachten lassen haben. Aber der Dichter fuhr nach Maria Zell, — ließ den Hund zu Hause, und erfuhr bei seiner Rückkehr in Pottenstein, noch ehe er Pernitz erreichte, daß der Hund, der während der Zeit noch ein paar andere gebissen hatte, erschossen worden war. — Nun hatte des unglücklichen

Dichters Phantaſie volle Freiheit, ſich allen Wahrſcheinlichkeiten und Möglichkeiten einer verzweiflungsvollen Todesart zu überlaſſen — und — er faßte den furchtbaren Entſchluß, allem dieſen grauenhaften Elend durch Selbſtmord zu entgehen.

Zu ſeiner Entſchuldigung, ja ich möchte ſagen zur Rechtfertigung und rührenden Anſicht dieſes Entſchluſſes will ich hier beifügen, was ich einige Monate nach Raimund's Tode, von meiner Freundin, Fräulein Thereſe v. Iſenflamm, über ihn erzählen hörte. Raimund hatte (ſo erzählte Thereſe) von jeher eine entſetzliche Furcht vor dem Zuſtand der Waſſerſcheu gehabt, und mehr als Einmal hatte er geäußert, daß man einen Menſchen, der das Unglück gehabt hätte, von einem wüthenden Hunde gebiſſen zu werden, auf der Stelle erſchießen ſollte, um andere Menſchen vor ähnlichem Schickſale zu bewahren. Und nun traf den Unglücklichen gerade dieß Loos, vor dem er ſo ſehr gebebt! Es iſt mir alſo mehr als wahrſcheinlich, daß der Unglückliche eine heilige Pflicht zu erfüllen wähnte, wenn er in ſich ſelbſt einen Gegenſtand der Gefahr und des Verderbens für Andere aus der Welt ſchaffte.

War die Piſtole, womit er ſich in den Mund geſchoſſen, ſchlecht geladen; — zitterte des Selbſtmörders Hand, indem ſie den furchtbaren Entſchluß ausführen ſollte? — in ſchrecklicher Verirrung blieb die Kugel oben in der Hirnſchale ſtecken, und namenloſe Leiden des zerriſſenen Körpers wie des denkenden ſelbſtbewuß-

ten Geistes mochten nun für den Unglücklichen beginnen, bis nach drei entsetzlichen Tagen der letzte Augenblick endlich von Gott gesandt, diesen Qualen ein Ende machte. Die nähern Umstände dieser grauenvollen Geschichte erfuhren wir sehr zuverlässig durch Dr. Rollet, den man sogleich nach Pottenstein zu dem Unglücklichen gerufen, und der ihn dann wieder besucht hatte. Auch brachte Rollet ein Blättchen Papier mit herüber von Pottenstein, auf welches Raimund nach der entsetzlichen That, und wie er sich wahrscheinlicher Weise seines Zustands deutlich bewußt geworden war, mit Mühe die Worte gekritzelt hatte: Gott anbeten! — Mich dünkt, diese zwei Worte, in dieser Lage geschrieben, machen die schönste Schutzschrift für den von Phantasie und Angst betäubten Selbstmörder aus, und werden, vereint mit so manchem Zuge seiner Gutmüthigkeit, auch vor Gottes Thron, der Herzen und Nieren durchforscht — vor dem Thron des barmherzigen liebenden Vaters Aller, seine Sache am besten geführt haben. Und in ihnen fand ich auch eine Bestätigung meiner Ansicht von den Beweggründen, die den Verstorbenen zu der entsetzlichen That bestimmt hatten. Nach seinem Tode erhob sich noch ein hitziger Streit zwischen seiner zurückgelassenen Familie und unserm Dr. Rollet, der sich bei der Section des Verstorbenen der Hirnschale, in welcher die plattgedrückte Kugel noch stak, bemächtigt hatte, und sie im Interesse der Wissenschaft, wie er sich in seiner Antwort an die Behörde ausdrückte,

in seinem Museum aufbewahren wollte. Was endlich entschieden, und ob die Hirnschale zurück gegeben worden, weiß ich nicht.

Abermals aber fand ich hier bei des armen Raimund's Tode bestätiget, was ich oft im Laufe meines Lebens beobachtet hatte, daß nämlich, nicht eben allen, aber vielen Menschen, am Ende ihres Lebens der Himmel gerade das Leiden, die Sorgen oder Entbehrungen zusendet, vor denen sie sich von jeher am meisten gefürchtet hatten. Und ich fand die Bekräftigung einer Ansicht Fenelon's in dieser Erfahrung, der sagt:

Souvent ce que nous offrons à Dieu n'est point ce qu'il veut le plus de nous. Ce qu'il veut le plus, c'est ce que nous voulons le moins lui donner, et que nous craignons qu'il ne nous demande. C'est cet Jsaac, fils unique, bien aimé, qu'il veut qu'on immole sans compassion. — O wie oft habe ich diesen harten aber wahren Ausspruch an Vielen bewährt gefunden, denen Gottes Rathschluß gerade jenen Stand der Dinge, oder jenes körperliche Leiden zugesendet, das ihnen von jeher das Schwerste zu ertragen geschienen hatte. Es war eben cet Jsaac ce fils bien aimé, der rücksichtslos geopfert werden mußte.

Kurländers letzte Stunden waren indeß auch gekommen. Zwar hatte man ihm, wie oben gesagt worden, Hoffnung auf Besserung gemacht, ja es war sogar eine Weile die Rede davon gewesen, daß er mit Bolza nach Baden kommen sollte; aber wahrscheinlich

war dieß nur zu seiner Beruhigung gesagt worden, oder es war eine plötzliche Verschlimmerung eingetreten — kurz, er starb am 6. September und hinterließ ein Testament, in welchem er fast alle seine Freunde und Verwandten mit größern oder kleinern Andenken in Effecten oder in Geld bedachte, und so seiner Sitten Freundlichkeit dadurch bestätigte. Wirklich weiß ich wenig Menschen, die im Gewühl der großen Welt, unter lauter nichtigen Beschäftigungen, in Berührung mit so verschiedenartigen, meist hohlen, zerstreuungssüchtigen, überreichen, überstolzen, übermüthigen Leuten, wie sie die haute volée und die Geldaristokratie häufig darbieten — (ohne daß ich diese Schilderung auf diese beiden Klassen ohne Ausnahme ausdehnen möchte, unter denen ich selbst viele Verehrungswerthe kenne) so viel reinmenschliche Gefühle, so vielen Sinn für einfache Freuden, für Familienbande u. s. w. bewahrt hätten, als unser unvergeßlicher Freund Kurländer. Trotz eines in lauter Zerstreuungen hingebrachten Lebens war er davon nicht blasirt worden; jede neue Erscheinung, jede einfache Freude, so wie jede geräuschvolle Unterhaltung fand Anklang in seinem Herzen, er gab sich ihnen offen hin, und beobachtete nur mit einer Sorgfalt, von der ich nicht weiß, ob ich sie mehr seinem guten Herzen oder seiner Klugheit und Welterfahrung beimessen soll, jede Regel der Schicklichkeit, jede Rücksicht, jede Schonung gegen Andere, so daß er ja niemals etwas tadelnd er-

wähnte, was in einem der vielen Häuser vorging, mit denen er in Beziehung stand, nie eine noch unverbürgte Neuigkeit verbreitete, keiner liebloſen Auslegung ſein Gehör lieh, und ſo bis an ſeinen Tod mitten im Gewühl der Welt das Kleinod ſeines beſſern Ichs treu und fleckenlos erhielt. Uns Allen, mit denen alte Freundſchaft von Kindheit auf und ſpäter Verwandtſchaftsbande ihn verbanden, bewahrte er dieſe Zuneigung bis an ſeinen Tod, hinterließ Pichler'n und meinen Enkeln ein kleines Legat in Geld, mir ein Etui mit Silberbeſtecken, und verordnete noch überdieß, daß Herrn Korn, dem Hofſchauſpieler, einem vieljährigen Freund und Bekannten von uns Allen, und mir, jedem 500 fl. C. M. übergeben werden ſollten, um Arme damit zu bedenken. Er dachte überhaupt ſehr menſchenfreundlich, und noch während ſeines Lebens waren viele Wohlthaten von ihm durch meine Hände an verſchämte Arme gelangt. So geſchah es auch mit den 500 fl., aber es gab manche lächerliche und manche ärgerliche Auftritte, viel unbeſcheidenen Überlauf, und manche Erfahrung tiefen Elends, bis dieſe Summe nach beſtem Wiſſen und gehöriger Würdigung der Dürftigen vertheilt war.

So war denn dieſer Freund auch von uns geſchieden, der durch mehr als 40 Jahre ein treuer Theilnehmer all unſerer Leiden und Freuden geweſen war, von dem wir mit Sicherheit wußten, daß Alles, was uns begegnete, antwortende Empfindungen in ſeiner treuen Bruſt wecken würde, der unſere kleinen häusli-

chen Feste froh mit uns beging, nie eines, und wenn es des kleinsten Kindes Geburtsfest war, versäumte, manche glänzende Einladung dahinten ließ, um nicht bei unserer häuslichen Freude zu fehlen, und sich durch kleine Geschenke, Aufmerksamkeiten und stäts heitere Gefälligkeit Allen lieb und werth machte. Wer kann, wer soll uns einen solchen Freund ersetzen? — und zumal in höhern Jahren, wenn das Herz durch manche bittere Erfahrung scheu oder kalt gemacht, sich nur schwer an spätere Bekannte anzuschließen vermag.

Im November desselben Jahres befiel mich ein langes, und wenn auch nicht schmerzhaftes oder bedenkliches, doch auf jeden Fall ein sehr unangenehmes Übelbefinden. Meine Nerven waren angegriffen; — Türkheim und Dr. Seeburger, unser nachbarlicher Arzt, zu dem wir immer zuerst unsere Zuflucht zu nehmen pflegten, weil der ältere Freund weiter entfernt von uns wohnte, gaben mir allerlei Arzneien, riethen mir, auszugehen, mich in der Luft zu bewegen; — es wollte nichts anschlagen, und wenn ich auch, einige Tage ausgenommen, die ich im Bette zubringen mußte, wohl nicht eigentlich krank war, fühlte ich doch, daß meine Gesundheit erschüttert worden, und allerlei störende Symptome und Empfindungen eingetreten waren. Eines Morgens, nachdem mir den Tag zuvor — zum erstenmal in meinem langen Leben — eine Blutentleerung, und zwar durch Egel, war gemacht worden, die auf meine Nerven beunruhigend und doch auch abspan-

nend wirkte — erzählte mir B. Türkheim ohne alle Vorbereitung, daß in der vergangenen Nacht die alte Gräfin Chorinsky, die Witwe des Kammerpräsidenten, am Schlagfluß gestorben sei. Er wußte wohl nicht, und konnte es wahrscheinlich nicht wissen, daß wir Jugendfreundinnen, daß sie mir, obwohl unsere Lebensverhältnisse und Bahnen sehr divergirend gewesen, noch immer lieb und werth geblieben, wie ich sie denn wirklich noch den Sommer vorher, wo sie auf kurze Zeit zu Baden im Sauerhofe gewohnt, oft gesehen und gesprochen hatte. Wie ein electrischer Schlag, der uns auf einmal in allen Gelenken lähmend trifft, — so erschütterte mich diese Kunde von dem so wenig geahnten Tode meiner Jugendfreundin, die ich erst ein paar Wochen vorher gesund und wohl gesehen, und heiter verlassen hatte. Vielleicht trug der krankhafte Zustand, in welchem ich mich damals befand, viel bei, ein Ereigniß, das mich jederzeit betrübt haben würde, jetzt so erschütternd zu machen. Ich fühlte, wie meine Kraft gebrochen war, ich wollte in die Stadt gehen, — denn Türkheim drang immer auf Bewegung in freier Luft — aber auf die Freiung gelangt, mußte ich in einen Wagen steigen und nach Hause fahren, denn meine Füße trugen mich nicht mehr, und dieser Zustand von Schwäche und Reizbarkeit dauerte mit wechselndem Besser- und Schlimmerbefinden gegen drei Monate.

Sophiens Tod (so hieß Gräfin Chorinsky) hatte heftig, wie schon gesagt, auf mich gewirkt; — unsere

Jugend, alle trüben und frohen Ereigniſſe in jener und den nachfolgenden Lebensperioden — traten wieder hell vor meine Phantaſie. Ihres verſtorbenen Gemahls Bild, dieſes vortrefflichen, in jeder Beziehung achtungswürdigen Mannes, ſtellte ſich mir lebhaft dar, mit ihm alle jene jugendlichen Verhältniſſe zwiſchen ihm, meinem Manne und meinem Bruder, deren Freund und Bruder er geweſen, — und eine tiefe Wehmuth ergriff mich. Ich dichtete eine Strophe, die ſo hieß:

So biſt du todt — und biſt dahin gegangen
Wo ſchon ſo Viele deiner Lieben ſind;
Wo Ältern, Schweſtern, Brüder dich empfangen,
Und manches theure heißbeweinte Kind.
Und der Gemahl, die Liebe deiner Jugend —

Weiter kam ich nicht, und ſelbſt dieſe kleine Anſtrengung wurde mir zu einer erſchöpfenden Aufregung, ſo wie ſie aus einer eben ſolchen Aufregung entſtanden war.

Endlich beruhigte ſich auch dieſer Sturm wieder, und allmählig beſſerte ſich mein krankhafter Zuſtand im Ganzen, ich fühlte meine Kräfte wiederkehren; aber eben ſo beſtimmt fühlte ich auch, daß ich mich nicht mehr wie vorher auf meine Geſundheit verlaſſen könne, daß ich mich vor Manchem, was ich ſonſt gethan, gewagt hatte, in Acht nehmen, und manche Vorſichtsmaßregel, die ich ſonſt als überflüſſig, trotz meiner Jahre, hatte betrachten können, jetzt und künftig noch mehr beobachten werde müſſen. Mit Einem Worte: die Jugend und ſelbſt das kräftige Alter war von dem

Schwesterlein fein geschieden, und das höhere Alter mit seinen Beobachtungen, diätetischen Vorschriften und unzureichenden Kräften, die jeden Augenblick uns einen Dienst versagen und an unsere hohen Jahre erinnern, war nun auch für mich gekommen. Noch aber mußte ich Gott danken, daß die Veränderung so gemach, ohne große Erschütterung geschehen, und mir für ein stilleres Leben und Walten genugsame Heiterkeit und mit ihr die Ruhe gelassen hatte, dem Lebensende, das sich nun allmählig immer mehr zu nähern schien, und auf das jeder Verlust eines befreundeten Wesens mich mahnend hinwies, mit Ergebenheit, wo nicht mit frohem Gefühl entgegen zu sehen. Wer war mir nicht schon Aller vorangegangen? Wie viel treue, liebende, heißbeweinte, mich ganz verstehende Seelen waren schon dort versammelt, wohin ich nun auch bald zu gehen überzeugt war, und wo diese auch mich liebreich empfangen sollten? Dieß ist eine sehr natürliche Betrachtung, die sehr geeignet ist, uns das Weggehen aus dieser Welt zu versüßen, und die doch von so Wenigen beherzigt wird.

Das Jahr 1836 war nun mit allen seinen trüben und einigen heitern Stunden vorübergegangen. Es hatte aber, ich möchte sagen, als Bodensatz aller Sorgen, Bitterkeiten und Schmerzen, die es mir gebracht, noch eine gar trübe Spur in meinem Innern zurückgelassen, die mein Gemüth auf eine vielleicht noch drückendere Weise belästigte, da ich zu Niemanden um Hülfe oder auch nur

Beruhigung mich wenden konnte, und das Übel, so wie es in mir von ſich ſelbſt entſtanden war, nun auch bloß innerlich und bloß auch von mir ſelbſt getheilt werden konnte.

Schon in meinen frühern Jahren, als ich kaum zwanzig Jahre oder wenig darüber zählte, hatten, wie ſich der Leſer dieſer Blätter vielleicht noch erinnert, die Schriften mehrerer Franzoſen und einiger Deutſchen in jener ſehr irreligiöſen Zeit, die man die aufgeklärte nannte, einen eben ſo mächtigen als verderblichen Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Mein Gefühl war aufs tiefſte verletzt, als die Gegenſtände meiner bisherigen kindlich frommen Verehrung, nach und nach unter dem kalten, zerſetzenden Licht allzukühner Forſchungen zu ſchwanken anfingen und mir zu entſchwinden drohten. So gewiß es iſt, daß die Religion Sache des Glaubens, folglich des Gemüths iſt, ſo wenig ſich auf dieſem Felde mit Beweiſen und mathematiſchen Sicherheiten ſtreiten läßt, um ſo gefährlicher ſind ſolche Geſinnungen, Bücher, Geſpräche für junge Gemüther, die das Täuſchende vom Wahren, das Flüchtighingeſpiegelte vom Bleibenden nicht zu unterſcheiden, und die tiefe Wahrheit des Satzes, den ich irgendwo geleſen, nicht zu erkennen vermögen, „daß das Reſultat und der Eindruck des großen Ganzen um uns her Glaube an Gott iſt, und der Zweifel nur aus einem ſublimirten Theilchen aufſteigt.“ Es iſt daher ein Unglück, daß ſolche Bücher geſchrieben worden ſind und

noch geſchrieben werden, und es iſt Pflicht jedes Erziehers, wie ich glaube, die ihm anvertrauten jungen Seelen von dieſem Gifte ſo fern als möglich zu halten, bis ihr Verſtand reif genug iſt, um durch die Nebel einer blendenden Sophiſtik den echten Kern der Wahrheit dennoch zu erkennen und an ihm feſtzuhalten. Wie oft mußte und muß ich noch eines Epigrammes von Pfeffel — wenn ich nicht irre — gedenken, das unter der Regierung Kaiſers Joſeph II. in einem Journale erſchienen, und ſo lautete:

Hans Affe ſteckt' einſt einen Wald
Von Cedern Nachts in Brand,
Und freute ſich ganz ungemein,
Als er's ſo helle fand!
Seht, Brüder, ſeht, was ich vermag,
Ich — ich verwandle Nacht in Tag!

Die Brüder kamen allzumal,
Bewunderten den Glanz,
Und Alle fingen an zu ſchrei'n:
Hoch lebe Bruder Hans!
Hans Affe iſt des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt!

Wie viele Cedernwälder frommen Glaubens, der Ruhe im Leben und des Troſtes im Tode ſind auf die ebengeſagte Weiſe durch die ſogenannte Aufklärung niedergebrannt worden! und derjenige, der ſich einmal aus dieſem Brand gerettet, wird doch, wie im Evangelium ſteht, immer wie Einer ſeyn, der dem Feuer mit Noth entkommen iſt. Jene freudige Zuverſicht, jene Sicherheit des

für wahr Haltens, die keinen Zweifel zuläßt, die nur durch Lehre und Beispiel eingeflößt und mit ſpäter Wachſamkeit in jungen Seelen erhalten wird, iſt für ihn doch ſchon erſchüttert. Sehr weiſe und zweckmäßig gibt Hufeland den Ältern, vorzüglich den Müttern, den Rath, die religiöſen Gefühle, Begriffe und Lehren ſo feſt in die Seelen der Kinder zu pflanzen, daß ſie ſie gleich angebornen Ideen nie mehr abſchütteln oder ſich rauben laſſen können.

Ich ſelbſt ſollte in ſpäten Jahren noch einmal dieſe bittere Erfahrung machen. Es war im Winter 1836 — 1837, als durch die vielen pantheiſtiſchen Ideen, welche ſo häufig in den Schriften unſerer jetzigen Philoſophen und ſelbſt der Dichter unſerer Zeit gelehrt werden, zwar mein Glaube an einen perſönlichen und ſelbſtſtändigen Gott nicht erſchüttert wurde, der von der Natur verſchieden das Schickſal der Welt nach ſeinen unveränderlichen Geſetzen lenkt und mit väterlicher Liebe überwacht; aber über die Beſchaffenheit unſerer Seelen, über die Fortdauer der Perſönlichkeit nach dem Tode ſtieg doch dann und wann ein beunruhigender Zweifel auf, den ich, unerfahren in den eigentlichen Tiefen der Philoſophie und Metaphyſik, nicht in jedem Moment aufzulöſen, und die irrenden Gedanken in die rechte Bahn zu weiſen vermochte. Vielleicht konnte ich es auch in jener Periode weniger, weil meine Nerven durch die Kränklichkeit, die mich nun ſchon drei Monate gefangen hielt, angegriffen und aufgeregt waren,

ſo daß jedes ſtrenge Denken mich ermüdete. So ſchlich denn die trübe Zeit hin, trüb durch krankhafte Gefühle, durch die Erinnerungen an ſo manchen ſchmerzlichen Verluſt, den ich im verfloſſenen Jahr erlitten, und trüb durch die unfreundlichſte Witterung des ganzen Jahres, da im Dezember und Jänner die ſtrenge Kälte mich an jedem Ausgang hinderte.

Ein Beichtvater iſt nach meiner Anſicht für Jedermann, der auf dem Wege des Heils weiter ſchreiten will, eine ſehr wichtige Perſon, und zu wünſchen wäre es, daß er — der Arzt der Seele — ſo wie der des Körpers zu den nähern Bekannten, ja zu den Freunden des Hauſes gehöre. Im alltäglichen Leben, bei gewöhnlichen Ereigniſſen, bei der Mahlzeit, bei angenehmen oder unangenehmen Vorfällen, könnten dieſe Beiden ihre Beobachtungen unvermerkt anſtellen, um nicht erſt dann, wenn ein moraliſches oder phyſiſches Übel ausbricht, im Beichtſtuhl oder am Krankenbett davon unterrichtet werden zu müſſen. Dann hätte der körperlich oder geiſtig Leidende nicht vonnöthen ſeine Krankheitsgeſchichte zu erzählen, und auf alle Symptome aufmerkſam zu machen. Der Arzt hätte dann vielleicht ſchon längſt den erſten Keim des Übels ſich entfalten geſehen, ihm durch guten Rath entgegen zu wirken geſucht, und wenn dieß nicht gefruchtet, ſich doch im Stand geſehen, das ausgebrochene Übel mit Kraft und voll-

kommener Kenntniß zu bekämpfen. Aber leider ist dieses wünschenswerthe Verhältniß selten anzutreffen, und solcher geistiger wie leiblicher Ärzte, deren unfehlbare Diagnose auf den ersten Blick die Natur des Übels und die Hülfsmittel dagegen erkennt, gibt es wenige. Mein unvergeßlicher P. Marcellian war ein solcher psychischer Arzt. Nach seinem Tode wählte ich dazu unsern damaligen Pfarrer P. Constantin aus dem Minoriten-Orden, einen sehr frommen, sehr verständigen Mann, der auch meine Tochter getraut hatte, aber leider im J. 1831 als eines der ersten Opfer der Cholera gefallen war, und wenn er auch dem tiefgelehrten und gründlichen Menschenkenner Marcellian nicht gleich kam, verstand er es doch gut, meine geistigen Angelegenheiten zu leiten. Nach P. Constantin's Verlust versuchte ich es mit einigen sehr renomirten Beichtvätern in der Stadt, die man mir vorschlug. Aber theils die Entfernung derselben von meiner Wohnung, die mir den nüchternen Besuch am Morgen beschwerlich machte, theils ihre Art, sich zu benehmen, sagten mir nicht zu, und so wählte ich endlich auf den Rath einer sehr verständigen Frau in unserer Nachbarschaft abermals einen Geistlichen aus unserer Pfarre, einen zwar noch ziemlich jungen, aber wohlunterrichteten frommen Mann, dessen anständiges Betragen ihn sehr empfahl. Ihm hatte ich schon vor einiger Zeit die von jenen pantheistischen Ansichten erregten beunruhigenden Zweifel vertraut, er hatte mir recht verständige aber allgemeine Rathschläge gegeben, weil

er mich eben nicht so genau kannte, als ich es bei dem geistlichen Arzte für nothwendig halte. Diese Rathschläge waren, wie gesagt, allgemein, daher für jeden Fall passend, aber für keinen einzelnen ganz auslangend, und so mußte ich meine innere Unruhe fort dulden, bis ich, nach dem Gebrauch, den ich seit der Lesung der Philothée von François de Sales angenommen hatte, alle Monate einmal, so fern es die Umstände gestatteten, zur Beicht und zum Tische des Herrn zu gehen, bei milder gewordener Witterung und gebesserter Gesundheit es vermöchte, dieser Gewohnheit zu folgen. Sobald dies geschehen konnte, führte ich es aus. Ich verrichtete meine Beichte mit aller möglichen Sammlung, empfing eben so das heilige Abendmahl, und — (mag auch ein Spötter über dies Geständniß lächeln, ich weiß doch, daß wahrhaft fromme Seelen es glauben und sich daran erbauen werden) — und fühlte mich gleich darauf durch eine selige Ruhe erquickt. Nie — einzelne Augenblicke im Freien, in einer schönen Gegend zuweilen ausgenommen — hatte ich vor dieser Beicht eine so bestimmte Empfindung von der Gegenwart, der Nähe Gottes gehabt, die mich wohlthätig erhebend, selbst körperlich — möchte ich sagen — beseligend umfing. Dieses Gefühl kam mir von nun an, wenn ich still und gesammelt in meinem Zimmer beten konnte, oder auch einsam mich im Freien befand, oft wieder, und zuweilen dünkte es mich auch, in meinem Innern eine Stimme deut-

lich zu hören, deren Worte mir, je nachdem meine augenblickliche Lage war, Troſt, Rath, Beruhigung, Kraft zuſprachen. Natürlicher Weiſe ſprach ich mit Niemanden davon, denn ſolche Erfahrungen werden in der Mittheilung leicht mißverſtanden und dadurch entheiligt. Wenn aber der, der ſie gemacht, ſchon längſt in einer beſſern Welt iſt, und ſeine Worte nicht ſo leicht mißdeutet werden können, möge er ſie ſpätern Leſern zum Troſt und Frommen hinterlaſſen.

Fenelon ſagt über eine ſolche begnadigte Stimmung ſehr ſchön, indem er vom Reiche Gottes in uns ſpricht:

Heureux qui a des yeux pour voir ce royaume. La chair et le sang n'en ont point. La sagesse de l'homme animal est aveugle là-dessus, et veut l'être. Ce que Dieu fait intérieurement lui est un songe. Pour voir les merveilles de ce royaume intérieure, il faut renaître, et pour renaître il faut mourir.

Bei meiner nächſten Beichte erzählte ich dem Geiſtlichen die erwünſchte Veränderung, welche ohne mein Zuthun durch Gottes Gnade ſich ſeit der letzten Communion in mir entwickelt hatte. Er hörte mich mit Aufmerkſamkeit und froher Theilnahme an, und gab mir eine Antwort, die mich tief im Innerſten ergriff. »Unſtreitig, ſagte er, iſt Ihnen wegen dieſer Veränderung Glück zu wünſchen. Solche Wirkungen der Gnade ſind wohl zuweilen freies Geſchenk der Gott-

heit, zuweilen aber auch Vorbereitung und Befähigung, um ein kommendes großes Unglück beſſer zu ertragen.“ Ich war tief bewegt. Die Möglichkeit, welche er in Ausſicht ſtellte, erhob ſich düſter vor meinem Geiſte, ich konnte nicht errathen, was es ſeyn würde, das Gott über mich ſchicken wolle, und da ich mich des freien Gnadengeſchenkes in demüthigem Gefühl meiner vielen Schwächen nicht würdig glaubte, ſo war mir die andere Alternative — das kommende Unglück — das bei weitem wahrſcheinlichere. Aber eben dieſe ſelig fromme Stimmung, die mich ſeit einigen Wochen beglückte, gab mir Unterwerfung, und in dieſer Unterwerfung die Kraft, das, was Gott, mein liebender, mich ſegensvoll umgebender Vater ſchicken würde, geduldig zu erwarten und zu ertragen.

Von jetzt an ſann ich oft über ſolche Gegenſtände nach. Das Gebet und ſeine Erhörung, die ſich oft in wunderbarer Schnelligkeit folgen, öfters aber durch lange Zeiten der Prüfung getrennt ſind; die verſchiedenen Stufen der religiöſen Erkenntniſſe bei verſchiedenen Völkerſchaften und in verſchiedenen Zeitperioden; — die Allgemeinheit der Gotteserkenntniß bei den zahlloſen und oft unbegreiflichen Nüancirungen dieſer Begriffe unter den Völkern alter und neuer Zeit, wie Geſchichte, Geographie und Reiſebeſchreibungen ſie uns ſchildern, machten ſehr oft den Vorwurf meines Nachdenkens und Grübelns aus. Beſonders beſchäftigte mich der Gedanke von der Allgegenwart Gottes, von

ſeiner Bewußtnahme der unzähligen Bitten, Seufzer und Zumuthungen, welche in jedem Augenblick, in allen den zahlloſen Weltkörpern (denn es läßt ſich ſeine Gegenwart und Fürſorge doch nicht mit vernünftiger Wahrſcheinlichkeit auf unſern kleinen Erdball, dieſen Punkt im Unermeßlichen, einſchränken) an ihn gerichtet werden. Wenn ich ſo dieß Alles durchdachte und allerlei Möglichkeiten ausſann, blieb ich doch zuletzt mit dem Gefühle der höhern Wahrſcheinlichkeit, Bibelgewißheit und paſſenden Auslegung bei der Idee ſtehen, daß unſere Gebete in dem Maße Erhörung verdienen und dieſelbe auch erhalten würden, als unſere Gedanken und Empfindungen ſich inniger und höher zu Gott erhöben, je mehr wir dem Ausſpruch des Erlöſers in ſeinen Abſchiedsreden gemäß, wie das Rebſchoß ſeyn würden, das feſt am Rebſtock haftet, nur von ihm Leben und Nahrung empfängt, wenn es aber getrennt iſt, verwelkt und ſtirbt. So müßten unſere Seelen mit Chriſto vereinigt ſeyn, und in dieſe Stimmung unmittelbarer Nähe und feſten Haftens an dem Erlöſer, müßten wir uns verſetzen, wenn unſer Gebet fruchtbringend ſeyn, wenn es erhört zu werden hoffen dürfe.

Die Frucht dieſes langen und aufrichtigen Forſchens war ein Aufſatz, den — ſeit den ſechs Jahren, als er geſchrieben worden iſt — Niemand geſehen und geleſen hat, weil ich für ihn nirgends — am allerwenigſten in einem unſerer ſo vielen Frivolitäten gewidmeten

Journale — einen paſſenden Platz wußte; von dem ich aber glaube, daß er mancher wahrhaft frommen und kindlichen Seele zum Troſte dienen könne. Daher möge er, um ſo mehr, als dieſe Blätter aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt nach meinem nicht mehr fernen Tode erſcheinen werden, hier ſtehen:

Das Gebet und ſeine Erhörung.

Wie unter allen Völkern des Erdbodens, zu jeder Zeitperiode und bei jedem Culturgrade (einige dumpf- und ſtumpfſinnige Menſchenheerden, die unglücklichen Feuerländer vielleicht, aber auch nur vielleicht, ausgenommen) Spuren von religiöſen Begriffen angetroffen worden ſind, welche nur, eben nach dem Culturſtande, mehr oder minder entwickelt waren, ſo hat auch jedes Volk die Vorſtellung von einem Verhältniß oder Zuſammenhang mit dem deutlicher oder undeutlicher gedachten göttlichen oder wenigſtens übermenſchlichen Weſen, das es verehrte, in ſich getragen, und auf mannigfache Art angeſchaut und ausgebildet. Daher die Spuren der Opfer bis in die dunkelſte Ferne der alten Geſchichte; die Opfer Kains und Abels, das Opfer Abrahams, Melchiſedeks u. ſ. w.; — endlich die weitverbreiteten Opfer des Polytheismus auf dem ganzen durch die Geſchichte bekannten Erdenrunde, welche bald in Früchten oder anderen Erzeugniſſen des Pflanzenreiches, bald und am häufigſten aus Thieren verſchiedener Art beſtanden, ja, nicht ſelten — ſelbſt bei den Verehrern des einzigen Gottes, ſich bis zu Men-

ſchenopfern verirrten, wovon eben das beſchloſſene, obgleich nicht vollzogene Opfer Abrahams ein Beleg iſt, und anzeigt, daß die Idee, Menſchen zu opfern, den Erzvätern nicht ganz fremd war, und ſie wenigſtens gewohnt ſeyn mußten, Beiſpiele davon unter den umwohnenden Völkerſchaften zu ſehen.

Dieſe Opfer, was ſollten ſie anders, als — einerſeits die Abhängigkeit und Nichtigkeit des Menſchen im Verhältniß zu jenen unbegriffenen und mächtigen Weſen darthun — andererſeits dieſe, durch einen ſehr nahe liegenden Antropomorphismus gleich Königen, Fürſten, Gewaltigen der Erde dem Bittenden günſtig ſtimmen und zur Erfüllung der Wünſche der Opfernden vermögen? Bei dieſen Opferhandlungen wurden denn auch Bitten vorgetragen, und der Bittende mußte in ſeinem Sinne überzeugt ſeyn, daß die Gottheit ihn *höre*, und wahrſcheinlich *erhöre*; daß ſie gnädig auf ſein Opfer blicke, kurz eine wirkſame Notiz von ihm und ſeinem Thun nehme. Daß dies das Götzenbild, wenn eins auf dem Altar des Opfernden ſtand, an ſich und aus ſich nicht vermöge, — *das* hat wohl wenigſtens die klügere Menge der Polytheiſten eingeſehen. Sie haben nicht bloß vernunftgemäß geſchloſſen, ſondern wohl gewußt, daß jener Stein, jenes Stück Metall oder Holz, welches eine geſchickte oder ungeſchickte Hand zu einem Götzenbild geformt, nicht wirklich die mächtige Gottheit ſelbſt, ſondern nur eine Repräſentation derſelben ſei, eine Nachhülfe für des Menſchen Erinnerung, um

ſich das unſichtbare Weſen leichter als gegenwärtig vorzuſtellen, um ſich mit der demüthigen Bitte an den ſichtbaren Stellvertreter desſelben zu wenden. Solche Verirrungen und Mißgriffe, wenn der in ſeinen Hoffnungen getäuſchte Bittſteller ſeinen Unmuth an dem Bilde, als an einem der Gewährung mächtigen Weſen, auszulaſſen wagte, werden wohl zur ſelben Zeit mannigfach vorgefallen ſeyn, und ereignen ſich noch jetzt — leider nicht bei Götzendienern allein! — Aber ſie können nicht zum Maßſtabe der Erkenntniß und des Glaubens für den Polytheismus alter und neuer Zeit dienen. Vielmehr zeigt ſich in allen Schriften, welche aus dieſen Religionen hervorgegangen ſind, ſie mögen nun aus dem klaſſiſchen oder orientaliſchen Alterthum ſtammen, daß die Menſchen an ſelbſtbeſtehende, mächtige, göttliche Weſen geglaubt, welche ſie ſich bald mehr, bald minder menſchenähnlich gedacht, an Weſen, welche der Schönheitsſinn der Griechen in verherrlichter Menſchengeſtalt darſtellte; die der Hindu in frommer Erhebung zum Unbegreiflichen mit ſo vielen Köpfen, Armen und Attributen ausſtattete, als ſein grübelnder Geiſt von den Eigenſchaften der Gottheit zu faſſen und darzuſtellen vermochte, wobei freilich die Schönheit des Gebildes nicht in Betracht kam. Eben ſo die übrigen Völker nach ihrer Art. — Nur der Iſraelit allein — das einzige Volk der alten Welt, bei dem die Vorſicht die Vorſtellung eines Einzigen Gottes zu erwecken, und dieſe in ihm feſtzuhalten und zu bewahren beſchloſſen hatte —

dieses Volk allein hatte keine Bilder, ja es wagte kaum den Namen seines höchsten Wesens auszusprechen; aber es erkannte allein unter allen, tief und innig, von Gott selbst belehrt, sein richtiges Verhältniß zu ihm: seine Abhängigkeit, aber auch den Schutz und die väterliche wunderbare Leitung, welche es durch unmittelbare Offenbarungen, oder durch die Belehrungen von Gott erweckter Männer erhalten.

Alle diese Völker nun in alter und neuer Zeit kommen mehr oder minder deutlich darin überein:

1. Daß ein mächtiges, wo nicht allmächtiges Wesen vorhanden sei, von welchem die Welt und die Menschen, die in ihr leben, hervorgebracht worden sind.

2. Daß dieß noch immer in selbstbewußter Kraft an dieser seiner Schöpfung, an den Menschen und ihren Schicksalen Theil nehme.

3. Daß man durch Bitten (Gebete) sich an dieß Wesen wenden dürfe, müsse, um die Erfüllung seiner Wünsche zu erhalten, und auch wohl Gaben darbringen solle, um entweder das gütige sich geneigt zu machen, oder das erzürnte zu versöhnen.

4. Daß dieß höchste Wesen die Tugend belohne und das Laster bestrafe, zuweilen schon in diesem Leben, sicher aber nach dem Tode in einem andern, das sich jede Religion auf eigne Weise gestaltete.

Demnach muß in jeder dieser Religionen auch der Begriff enthalten gewesen seyn, oder sich in ihnen herausgebildet haben, daß das göttliche Wesen unsere Gebete

hören könne und müſſe, um ſie zu erhören; daß, da dieſe Gebete meiſtens leiſe, wohl gar bloß innerlich ausgeſprochen wurden, die Gottheit von dem, was in der Seele des Beters vorgeht, unterrichtet, daß ſie folglich allwiſſend und allgegenwärtig ſeyn müſſe. Wenn gleich der kraſſe Antropomorphismus der Römiſchen und Griechiſchen Götterlehre, indem er auf einer Seite dem Schönheitsſinn ſchmeichelt, auf der Andern die Götter zum Menſchen herabzieht, und ihnen die Schwächen und Vergehungen der Menſchen zumuthet, die Gottheit nur um Weniges über die Menſchheit ſtellte, ſo haben doch auch Griechen und Römer ihre Gebete an, ihre Lobgeſänge auf die Götter gehabt, mit denen ſie dieſelben bei feſtlichen Gelegenheiten feierten, und wovon ſich in ihren Schriftſtellern genug Überreſte finden. Freilich ſtehen dieſe Lobgeſänge, ſo viel dichteriſches Verdienſt ſie auch beſitzen, tief unter der erhabenen Poeſie der Pſalmen, — eben ſo tief, als der Begriff von ihren ehebrecheriſchen, diebiſchen, trunkenen Göttern unter dem Bilde ſteht, das Moſes, die Propheten und Pſalmiſten von dem wahren Gott in ſich trugen und dem Volke verkündeten.

Daß Griechen und Römer auch das ſtille, das Herzensgebet, kannten, verbürgt nebſt vielen Andern, die Stelle bei Seneca:

Sic vive cum hominibus, tamquam Deus videat, sic loquere cum Deo tamquam homines audi-

ant; nämlich, daß man nichts Unrechtes, Andern oder sich Verderbliches von Gott erbitten solle.

Seneca hegt überhaupt sehr würdige, wenn auch für uns Christen, die Gott ihren Vater nennen dürfen und sollen, zu stolze, spröde Begriffe. Er sagt einmal, daß jenes Wesen, welches Alles hervorgebracht hat, auch seiner Welt unveränderliche Gesetze gegeben hat, denen es selbst unterworfen ist.

Semel jussit, semper paret.

Ähnlicher Stellen trifft man genug bei andern römischen Schriftstellern, bei Cicero, Plinius, Livius u. s. w. an. Alle beweisen, daß die gebildeteren, klugeren Alten an ein fortwährendes Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer, und hauptsächlich daran geglaubt haben, daß die Gottheit von unsern Bedürfnissen Notiz nehme, und durch Opfer und Gebete für unsere Wünsche günstig gestimmt werden könne.

Da nun die Allgemeinheit dieses Dafürhaltens: daß nämlich die Gottheit unsere Bitten jederzeit vernehme, wir mögen uns befinden wo wir wollen, ja wir mögen unseren Gebeten Worte geben, oder sie nur in der Stille unsers Herzens, „wo der Geist," wie Paulus sagt, „mit unaussprechlichen Seufzern für uns bittet *)," bilden, so folgt, wie mich dünkt, nothwendig daraus, daß unsere Seelen — auf welche Weise? bleibt uns verborgen — in einem stätigen und innigen

*) Paulus an die Römer. V. 26. Cap. 8.

Verhältniß zu dem höchsten, allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Wesen sind, und gleichsam im Zusammenhange mit ihm stehen. St. Paulus sagt in der Apostelgeschichte Cap. 17: in ihm leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechts. Eben so erstreckt sich diese Allgegenwart, Allwissenheit und Allerhaltung auf die ganze Natur, und wird passend durch solche Sprüche ausgedrückt: daß ohne Gottes Willen kein Sperling vom Dache fällt, daß die Haare unsers Hauptes gezählt sind, daß Gottes Odem Alles erhält, und die Creatur erschrickt und zu Staub wird, wenn er sein Angesicht abwendet, daß die Berge rauchen, wenn er sie anrührt, daß der junge Löwe seine Kost von Gott fordert u. s. w. Am öftesten, am erhabensten und wahrsten ausgedrückt finden sich solche Begriffe in den Schriften des Volkes Gottes, welchem Er auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, wie sie Herder nennt, anvertraut hat. Aber auch in Profan-Schriftstellern und in heidnischen Religionsbüchern, wie z. B. im Zendavesta der Parsen sind solche schöne und erhabene Stellen zu finden. — Alles Beweise von den überall verbreiteten, von Gott selbst in die Geister der Menschen gelegten, oder einst den ersten Geschlechtern geoffenbarten Wahrheiten.

Wir nähern uns, nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen, Erfahrungen und geschichtlichen Notizen,

die wohl Niemand in Abrede ſtellen wird, dem eigentlichen Zielpunkte dieſer Betrachtung, dem Gebete und ſeiner Erhörung. Wenn die Allgemeinheit des Gebetes und des Glaubens an ſeinen Erfolg erwieſen iſt, ſo ſucht der menſchliche Geiſt, vermöge ſeines angebornen Hanges zur Erforſchung der Wahrheit, dann auch die Weiſe wohl nicht zu ergründen, aber zu ahnen, auf welche er ſich in den Augenblicken frommer Erhebung ſeinem Schöpfer wirklich nähern und hoffen kann, ſein Gebet, wenn es würdig und den Rathſchlüſſen Gottes gemäß iſt, erhört zu ſehen. Hier fallen uns nun, wenn wir in dieſer Richtung mit Aufrichtigkeit und Ernſt forſchen, zuerſt einige Bemerkungen in die Augen, an welchen wir vielleicht oft achtlos vorüber gegangen ſind, die aber nach meiner Meinung ſehr paſſende Hinweiſungen auf dieſe Wahrheiten enthalten.

Wir finden nämlich zuerſt in der jüdiſchen ſowohl als der auf ſie gepflanzten chriſtlichen Religion, als denjenigen, in welchen ſich die reinſten Wahrheiten dieſer Art geoffenbart haben, den Begriff der Liebe Gottes, ſowohl ſeiner väterlichen für uns, als der kindlichen, die wir zu ihm haben ſollen. So weit mir die übrigen Religionen alter und neuer Zeit bekannt ſind, findet ſich dieſe Vorſtellung vom höchſten Weſen in keiner von ihnen. Es iſt die höchſte Blüthe der Offenbarungen Gottes, das herrlichſte Vorrecht der Menſchheit, und in ihm iſt ihr Adel und ihre angeborne Würde aufs deutlichſte und erhabenſte ausgedrückt. Dasjenige

Weſen, aus dem, durch das, in dem nicht nur wir Menſchen, unſer Erdball, ſondern alle im ganzen Raum der Schöpfung zerſtreuten Welten, alle Sonnenſyſteme mit ihren uns unbekannten Myriaden von Bewohnern ihren Urſprung und ihr Fortbeſtehen haben, dieſes Weſen, welches allmächtig, allgegenwärtig, allwiſſend, ewig und unveränderlich iſt, hat uns Würmern im Erdenſtaube nicht bloß erlaubt, es hat uns befohlen, es zu lieben; es fordert unſere Liebe, es läßt ſich Vater von uns nennen, und nennt ſich in Bezug auf uns ſelbſt ſo.

Das erſte Gebot, welches Er im Dekalog den Menſchen unmittelbar gab, enthält dieſen Begriff: Du ſollſt den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Gemüthe, aus ganzem Herzen und aus allen deinen Kräften. Es iſt hier nicht die Rede von einzelnen Erhebungen der Seele zu Gott. Nein! Unſer ganzes Weſen, all unſere Kräfte müſſen, ſo lange unſer Daſein währt, ihm gehören, mit ihm ſich einigen, in Liebe an ihm hangen, wir müſſen Eins mit ihm ſeyn. Daſſelbe und Ähnliches ſagte der Erlöſer ſeinen Jüngern in jener feierlichen Abſchiedsſtunde, wo er das letzte Mal vor ſeinem nahen Tode mit ihnen beiſammen war: Ihr ſollt Eins ſeyn mit mir, wie ich Eins mit dem Vater bin. Er bedient ſich des Gleichniſſes von der Rebe und dem Schößling, der nur lebt, ſo lange er an der Rebe haftet, aber verdorren muß, ſobald er abgeſchnitten wird. Er ſagt ihnen ſpäter: Ich

bin bei euch heute und alle Tage bis an's Ende der Welt. Er sagt ferner: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Alles dies sind Andeutungen, und mehr als Andeutungen, es sind Aussprüche, welche uns klar sagen: daß zwischen der Gottheit und unsern Seelen ein bleibender, reeller, wirklicher Zusammenhang besteht, und daß Stellen, wie jene vom Rebschößling, nicht bloß auf die Pflicht, uns in unserer Handlungsweise nicht von Gottes Vorschriften zu entfernen, sondern als auf eine wesentliche Verbindung hindeutend, zu verstehen sind. Wie dieser Zusammenhang bestehe, können wir nicht errathen, nicht einmal vermuthen, aber so viel können wir glauben, daß ein brünstiges, herzinniges Gebet uns der Gottheit in solchen Augenblicken näher bringe, daß wir uns gleichsam in ihren Bereich stellen, daß die sonst lockere Verbindung sich fester gestalte, und daß wir die Wirkungen derselben in unserm Innersten spüren. Dann fallen die Schlacken irdischer Begehrlichkeiten, Bedürfnisse und Leidenschaften von unsern gereinigten Seelen ab, und diese kehren für kurze Zeit in den Zustand ursprünglicher Einheit mit Gott zurück. Leider sind diese Stimmungen eben so kurz als selten; indessen sie sind da, und ihre Einwirkungen erstrecken sich, selbst wenn sie vorüber gegangen sind, und den Eindrücken des gewöhnlichen Lebens Platz gemacht haben, auf viele folgende Stunden, wo ein stiller Frieden, eine beglückende

Heiterkeit in unſern Seelen herrſcht. Wir fühlen uns dann Eins mit dem höchſten Weſen, und der Heiland iſt bei uns, unter uns, darauf können wir uns verlaſſen, weil Er ſelbſt es geſagt hat.

Sehr natürlich hat die Kirche darum bei den meiſten ihrer Gebete eine Anrufung Gottes vor allen Bitten angeordnet, damit der Menſch durch eine lebhafte und anhaltende Erhebung des Gemüthes ſich gleichſam von der Erde entferne und in unmittelbarer Gegenwart Gottes fühle. So beginnt die Kirche viele Gebete mit der Formel: Herr! merk auf meine Hilfe, eile, Herr, mir beizuſtehen; ſo beginnt das erhabenſte und zugleich einfachſte aller Gebete mit den Worten: „Vater unſer! der du biſt in dem Himmel, geheiligt werde dein Name, zukomme uns dein Reich!“ hierauf folgen erſt die eigentlichen Bitten. Wir ſollen uns nämlich die Gegenwart Gottes lebhaft vorſtellen, ihn in unſerer Nähe, uns hörend, auf uns merkend, denken; wir ſollen dieſe Gedanken kräftig feſthalten, dann werden wir fühlen, daß Gott um uns, bei uns, in uns iſt, wie die heilige Thereſia ihm im Innerſten ihres Herzens eine Kapelle errichtete, in welcher ſie ihn ſtäts fand, wenn ſie ihn ſuchte, ihm ihre Anliegen vortrug, und gewiß meiſtens erhört ward, weil dieß erhabene geläuterte Gemüth gewiß nur um wirklich Heilſames bat.

Vielleicht wird mancher Leſer dieſer Blätter dieſe Anſichten Myſticismus nennen. Ich ſelbſt habe nur unbeſtimmte Begriffe von dem, was man ſo zu nennen pflegt,

und glaube, daß in dieser Unwissenheit die beste Vertheidigung gegen jene Anschuldigung, wenn es eine seyn soll, zu finden sei. Was ich deutlich, mit klarem Bewußtsein, und mit dem Vorbedacht, mich von keiner Illusion hinreißen zu lassen, erfahren und empfunden habe, muß doch wohl ein natürliches und gewöhnliches Ereigniß seyn, das aber nur deßwegen selten angetroffen wird, weil es selten beachtet wird, weil die Menschen, wenn sie beten, großentheils zerstreut, ohne innere Sammlung, ohne lebhafte Empfindung von der Gegenwart Gottes sind. Und so sage ich, daß ein wahrer Beter das Bewußtsein dieser Gegenwart klar und unwidersprechlich haben, und sich dessen mit einer innerlichen Zufriedenheit, welche kein anderer irdischer Zustand zu geben vermag, erfreuen wird.

Gott ist überall, Er ist um uns, Er ist in allen Räumen der Erde, in allen Räumen der Gestirne; Er hält und trägt jedes Leben, daß es nicht, wenn er sein Angesicht abwendet, wie der 104. Psalm sagt, in Staub zerfalle. Er ist in jedem geschaffenen Ding, und folglich auch in uns, und hier ist es eigentlich, wo wir seine Gegenwart am heiligsten und innigsten erfahren und spüren sollten. Wenn wir also zu ihm beten wollen, müssen wir, wie oben gesagt worden, unser Gemüth anregen, wir müssen uns Gottes Gegenwart lebhaft vorstellen, uns gleichsam in seiner Nähe fühlen, fühlen daß wir mit ihm vereinigt, daß wir das Rebschoß sind, das noch an der Rebe selbst hafter. Dann werden wir andächtig

beten, und dann dürfen wir auch hoffen, erhört zu werden, wenn wir, wie jener weise Heide sagt, so gebetet haben, daß uns die Menschen hören durften, nämlich ganz den Pflichten des Christenthums gemäß.

Was die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer solchen geheimnißvollen, aber von allen wahren Betern deutlich empfundenen Vereinigung der menschlichen Seele mit dem höchsten Wesen betrifft, so wird es in unsern Tagen, wo die wunderbaren Erscheinungen des Magnetismus uns An- und Aussichten in der Seelenerfahrungskunde eröffnet haben, die weit jenseits alles dessen liegen, was man noch vor 70, 80 Jahren für möglich hielt, und die doch wahrlich von zu vielen und zu glaubwürdigen Menschen bestätigt sind, um, wie Manche es möchten, ganz ins Reich der Träume verwiesen zu werden, — es wird, sage ich, in unsern Tagen wohl nicht befremdend erscheinen, wenn ein Alles umfassender Zusammenhang in der Geisterwelt angenommen wird; wenn wir es wagen, zu glauben, daß das höchste Wesen, dem wir und alle Geister ihren Ursprung danken, das selbst Geist, unbegreiflich aber allmächtig, allwissend und allgegenwärtig ist, mit in diesen Zusammenhang gehöre, ja, daß dieser Zusammenhang eigentlich von ihm ausgehe, und mittelst desselben Alles umfaßt, was nur Schöpfung heißt. Er hat uns ja einen nicht aus der Acht zu lassenden Wink darüber in dem Gebote gegeben, daß wir hier auf Erden für einander beten, die Seelen der Verstorbenen in

unser Gebet einschließen, und hoffen sollen, daß unsere vorangegangenen Mitbrüder ebenfalls vor Gottes Thron für uns beten, damit ein allgemeines geistiges Band die Gemeinschaft der Heiligen auf dieser Erde, im Himmel und unter der Erde umfasse. So laßt uns denn mit innerlicher Erhebung, mit frommem Glauben zu Gott dem Allgegenwärtigen beten, und sicher darauf rechnen, daß dies Gebet Erhörung finden werde — so, daß wir entweder den Gegenstand unserer Bitte erreichen, oder falls dies Erreichen für jetzt nicht in den Plan der göttlichen Rathschlüsse passen sollte, doch sicher eine Erhebung, Beruhigung und Läuterung unsers Innern erfahren, welche uns zu bessern, folgsamern und folglich glücklichern Kindern Gottes machen wird.

Das Neujahr 1837 war vorüber. Im vergangenen hatte ich, wie diese Blätter zeigen, viel Unangenehmes erlebt, werthe Freunde durch den Tod verloren, und hätte sogar bald meinen innern Frieden durch unselige philosophische Spekulationen eingebüßt, wenn Gottes Gnade mich nicht gerettet hätte. Ich hatte also alle Ursache, mit trübem Blick auf dasselbe zurück zu sehen, aber es sollte sich bald so gestalten, als ob das kommende Jahr noch viel Schlimmeres bringen würde — und so kam es denn auch!

Die Cholera hatte sich zwar aus unserm Umkreis entfernt, aber das zweite minder bösartige, aber nicht

minder läſtige Übel, das uns nun ſchon nebſt der Cholera ein paar Mal beſucht hatte, die Grippe, zeigte ſich wieder, und viele meiner Bekannten litten daran. Mich hatte es diesmal verſchont, aber meine Tochter wurde davon befallen, und die Krankheit geſtaltete ſich ſo bedenklich, daß durch einige Tage der Arzt fürchtete, es könne in einen Typhus ausarten. Ich laſſe jeden Menſchen urtheilen, wie mir bei dieſem Ausſpruch, der mein einziges Kind, die Mutter dreier unverſorgter Waiſen, in Lebensgefahr erklärte, zu Muthe war! Ich ſah das Unglück immer näher und näher heranſchreiten, und mir blieben keine Waffen dagegen, als Ergebung und Standhaftigkeit. Die Vorſicht fügte es väterlich anders. Dr. Seeburger hatte richtig geſehen, aber auch ein paſſendes Mittel gefunden. Durch eine Reaktion im Magen, mittelſt Ipecacuanha, wurde dem Übel eine andere Richtung gegeben, es folgten Erbrechungen, und die Krankheit war gehoben. Zu unſerer unausſprechlichen Freude beſſerte ſich die Kranke ſchnell, nur warf auch diesmal, wie im Jahre 1825 zu Prag, der Krankheitsſtoff ſich auf den Fuß, erregte Geſchwulſt und Schmerzen, und hinderte die Geneſende noch längere Zeit im Gehen.

Doch auch dieſe furchtbare Periode ging vorüber, wir freuten uns der theuren erhaltenen Tochter, da erkrankte, nur damit die Kette von Unannehmlichkeiten und Sorgen, die ſeit einiger Zeit mein Leben beſchwerte, nicht abreiße, eine mir ſehr werthe

Freundin, Frau von Neumann, deren dieſe Blätter in Verbindung mit dem Zay'ſchen Hauſe öfters Erwähnung gemacht haben, bedeutend an eben der unſeligen Grippe. Marianne (ſo hieß Frau von Neumann) war ſeit mehreren Jahren Witwe und lebte in ſehr knappen Umſtänden, die bei ihren hohen Jahren und zunehmender Kränklichkeit ihr Leben ſehr unangenehm machten. Sie hatte ihren Gemahl, einen angeſehenen Gardeoffizier, der ein ſehr würdiger, aber in Rückſicht der Geiſtesbildung ihr durchaus nicht ebenbürtiger Mann war, nicht bloß treu und innig geliebt, ſie hatte ſich mit all ihrem Verſtande und ihren ausgezeichneten Kenntniſſen ihm willig untergeordnet; ein Betragen, das bei dieſer Frau, deren Charakter von Natur eher heftig und beſtimmt war, doppelt ſchätzbar erſcheinen mußte. Sie war es auch, deren häusliches Verhältniß nebſt dem meinigen, der unglücklichen Louiſe Brachmann, als ſie viele Jahre früher nach Wien gekommen, und durch mich mit Mariannen bekannt geworden war, ſo viel Erſtaunen verurſachte, daß man nämlich eine Schriftſtellerin, eine Dichterin ſeyn, und doch in einem ſehr glücklichen häuslichen Verhältniſſe mit einem ſonſt verehrungswürdigen aber nicht eben dichteriſchen oder genialen Manne leben könne. Das hatte Louiſe Mühe zu glauben, und Pichler, den ſie öfters ſah und ſprach, weil ſie während ihres Aufenthalts in Wien viel bei uns war, erſchien ihr immer als etwas Wunderbares. Ich weiß aber nicht, ob das Wunderbare für ſie darin

lag, daß eine Dichterin ſich recht wohl und glücklich an der Seite eines geiſtreichen gebildeten Geſchäftsmannes fühlen könne, oder daß der Geſchäftsmann ſich nicht als Gemahl einer Schriftſtellerin höchſt unglücklich finden müſſe? Faſt ſchien es mir, als wäre es dieſe letztere Anſicht, was dem herzensguten aber verſchrobenen Mädchen ſo unglaublich bei uns und ſomit auch bei Mariannen vorkam.

Dieſen ſchätzbaren Mann hatte Marianne, wie geſagt, vor einigen Jahren verloren, und in ihrer beſchränkten Lage, ſo ganz vereinſamt, kränklich, von der lebensluſtigen und lebensvollen Welt durch dieſe Umſtände, noch mehr aber durch den raſch fortſchreitenden Gang des Zeitgeiſtes geſchieden, kam ſie ſich ſelbſt, wie ſie es noch in einem recht hübſchen Gedicht ausdrückte: wie ein abgeſchiedener Geiſt vor, der entfremdet und verſtummt die jetzige Welt anſtaunt, in der er ſich ſo wenig heimiſch fühlt. Einiger Maßen erkannte ich ſchon damals die Wahrheit dieſer Anſchauung, bald ſollte ich durch einen gleichen Verluſt die volle bittere Erkenntniß erhalten, daß man wie ein abgeſchiedener Geiſt ſich mitten unter Anderslebenden, Andersdenkenden, Andersfühlenden finden könne.

In ihrer Krankheit, welche eine Folge der Grippe und ſehr bedeutend war, beſuchte ich Mariannen zuweilen, was aber durch die große Entfernung (ſie wohnte in der Marokkanergaſſe neben dem Rennweg) mir ſehr erſchwert wurde. Einmal ſprach ſie ſehr ernſt aber zu-

gleich heiter und ruhig von ihrem wahrscheinlich nicht fernen Tode, und trug mir mancherlei auf, was sie in diesem Falle gern von mir gethan wissen wollte; von Schriften, die ich übernehmen sollte u. s. w. Auch erzählte sie mir mit eben so viel Klarheit als Umständlichkeit, trotz ihres leidenden Zustandes, eine Anekdote aus ihrem frühern Leben, wo es ihr gelungen war, durch Geistesgegenwart, Klugheit und genaue Kenntniß der französischen Sprache, während der zweiten Invasion 1809, ihren Mann und seine Kameraden von dem strengen Spruche, als französische Kriegsgefangene betrachtet und daher nach Frankreich abgeführt zu werden, zu erretten. Die Erzählung war lang, Marianne war bedeutend dadurch angeregt, und ich trachtete, so viel ich vermochte, sie zu beruhigen.

Ihr körperliches Befinden schien mir nicht bedenklich, und ich verließ sie voll guter Hoffnung, sie nächstens außer dem Bette zu finden. Zu meinem großen Schrecken wurde ich 6—8 Tage darnach eines Morgens mit der Nachricht geweckt, daß Frau von Neumann plötzlich sehr schlecht geworden sei, und ich eilen müsse, wenn ich sie noch sehen wollte.

Ich war ungemein über diese Nachricht erschrocken, um so mehr, als ich, meinen Beobachtungen bei meinem letzten Besuche zufolge, sie bereits auf dem Wege der Besserung glaubte. Sogleich fuhr ich hinüber zu ihr, aber der erste Blick auf ihre ganz veränderten Züge

zeigte mir, daß hier der letzte Augenblick nahe sei. — Wirklich hatte ich, die ich schon öfters bei Sterbenden gewesen, eine solche bis zur Unkenntlichkeit gehende Veränderung der Physiognomie noch nie gesehen. Doch verbarg ich meine peinliche Überraschung, und da Marianne mit jener Seelenkraft, die sie schon in vielen Lagen ihres Lebens gezeigt, sich auch jetzt ermannte, und ruhig mit mir über ganz gleichgiltige Dinge, wie z. B. über den Roman: Marco Visconti sprach, von dem sie behauptete, daß sowohl die Anstrengung, welche ihr die ihr nicht ganz geläufige italienische Sprache als auch der ergreifende Inhalt verursacht, wohl Schuld an der Verschlimmerung ihres Zustandes seyn möchte, wagte ich es nicht, meine Besorgnisse zu äußern, weil ich sie, die mir mit ihrer Lage nicht ganz bekannt schien, nicht erschrecken wollte. Beim Fortgehen indessen schien es mir doch, als sagte der Druck ihrer Hand und ihr Blick: es ist ein Abschied fürs Leben! Und so war es auch; um 1 Uhr ungefähr verließ ich sie, um 8 Uhr Abends war sie verschieden. Ihr sowohl als unserm guten Kurländer habe ich in kleinen Aufsätzen, welche im „Telegraphen," wenn ich nicht irre, abgedruckt wurden, ein herzliches Lebewohl nachgerufen; — möchte ich sagen dürfen: Ein baldiges Wiedersehen! nicht mit ihnen allein, sondern mit so Vielen, die ich früher und später so schmerzlich, so unersetzlich verloren!

Der Sommer dieses Jahres brachte unstätes kühles Wetter, und erst gegen Anfang des Augusts wurde

es warm, dann aber auch sehr heiß, und während dieser warmen Tage fand unsere Abreise nach Baden statt.

Hier beginnt nun die traurigste Epoche meines Lebens, eine Zeit der Prüfung, des Leidens, wie sie keine frühere Periode brachte und hoffentlich keine spätere bringen wird.

Pichler fühlte sich, so wie die Hitze eintrat und zunahm, nicht so wohl, und hauptsächlich nicht so heiter und gleichmüthig als sonst. Er wollte es nicht Wort haben, wenn man ihn darüber befragte. Er behauptete gesund und ganz so wie sonst zu seyn, und wir, die ihn zunächst umgaben, fanden doch eine große Veränderung in seiner Laune, in seinem ganzen Benehmen. Dessen ungeachtet nahm er freundlich an allem Theil, was uns anging, und beschäftigte sich, wie schon früher sehr ernstlich, sehr angelegentlich mit seines Enkels Studien, der nun schon in die Gymnasialklassen eingetreten war, für den er mit unverdrossener Mühe Lehrer gesucht, die Studien überwacht, bei jeder Prüfung zugegen gewesen war, und, besonders während der Ferien, den Knaben, der gute Fortschritte machte, mitunter selbst unterrichtet hatte. So geschah es auch dies Jahr, und Pichler hing, wie wir Alle, mit großer Liebe an dem hoffnungsvollen Kinde, das damals zwölf Jahre alt war.

Sehr angenehm war uns Allen die gleichzeitige Anwesenheit unsers vieljährigen treuen und schätzbaren

Freundes, des Regierungsrathes von Perger, mit dem ich in meiner frühern Jugend schon bekannt gewesen, und der uns Allen seit dieser Zeit, das heißt seit einem halben Jahrhundert, in Freud und Leid treu zur Seite gestanden hatte. Daß er und Pichler seit vielen Jahren Kollegen waren, verband uns noch fester, und so verbreitete denn Perger's fast jedes Jahr mit uns gleichzeitige Anwesenheit in Baden viel Angenehmes über diesen Aufenthalt. Seit ein paar Jahren traf es sich auch, daß ein anderer Jugendbekannter, Baron Jacquin, Baden zu gleicher Zeit mit uns besuchte. Seit der Naturforscher-Gesellschaft waren wir einander wieder genähert worden, und auch in dem unglücklichen Jahr 1837 waren die Jacquin'schen in Baden, und wohnten sehr nahe von uns im Sauerhofe, wir wieder in der Landschaft. Ich habe schon erwähnt, daß Pichler's Stimmung und Befinden uns verändert vorkam, obgleich sich eigentlich nichts namhaft machen ließ, was ihm fehlte. Er selbst schob es auf die damals sehr drückende Hitze, und wir hätten es Alle gern geglaubt, wenn nicht die Veränderung gar zu auffallend gewesen wäre. Er, der sonst mit einer wahrhaft stoischen Gleichgiltigkeit sein Ameublement, sein Bette, seine häuslichen Bedürfnisse und Umgebungen betrachtet hatte, fand jetzt auf einmal fast an Allem etwas auszusetzen, bald war ihm sein Bette zu niedrig, bald ein Sessel zu hoch, eine Decke zu warm, ein Kleidungsstück zu kühl u. s. w. Wir Alle fühlten

uns beunruhigt und geängstigt durch diese Reizbarkeit an dem sonst so ruhigen, ja ich darf sagen weisen Manne, der stäts jedem Dinge, belebt oder unbelebt, seine richtige Stelle und Würdigung anzuweisen gewohnt war. So dauerte unsere Besorgniß einige Tage fort, so lange nämlich die Hitze währte. Wie es aber in unserm Klima so oft geschieht; mit einem heftigen Wind trat plötzliche Kühle ein; wir gingen nach Tische in den Sauerhofgarten, weil es zu einem weiten Gang zu stürmisch war, und hier mag wohl der erste Grund zu der nachfolgenden Verkühlung gelegt worden seyn. Bald darauf fühlte sich Pichler von Schmerzen im Unterleibe und den damit verbundenen Unbequemlichkeiten belästigt, aber noch war keine Rede von einem eigentlichen Kranksein. Wir gingen in den Mittagsstunden spazieren, und ich brachte, so wie jedes Jahr, wenn Jacquin in unserer Nähe wohnte, zuweilen mit meinem Enkel, der große Freude an der Naturkunde hatte, einen Abend in diesem Kreise zu, wo mikroskopische Versuche u. s. w. uns, und besonders den Knaben, sehr ergötzten, und unser alter Freund Perger, eben auch ein ehemaliger Schulkamerad von Baron Jacquin, dann auch nie fehlte.

Pichler's Zustand verschlimmerte sich nicht, wir hofften, es sollte glücklich vorüber gehen, und ich nahm eine Einladung der Baronin Doblhof an, den Abend bei ihr in Weikersdorf zuzubringen. In der Mittagsstunde besuchte uns B. Jacquin, und hielt sich etwas

länger auf, um mein Fernrohr von Plößl, das ich ihm zeigte, zu richten. Kaum war er fort, als Pichler, deſſen Schweigſamkeit und geſpannte Haltung mir ſchon während Jacquin's Anweſenheit aufgefallen war, die erſchreckende Kunde mittheilt, daß ihn ſein altes Übel, jener furchtbare Krampf im Unterleibe befallen habe. Das war alſo die Löſung aller dieſer beunruhigenden Erſcheinungen in Pichler's Befinden und Benehmen ſeit ungefähr vierzehn Tagen. Das alte ſo ſehr gefürchtete Übel hatte ſich wieder eingeſtellt, nachdem es ſeit acht Jahren verſchwunden, und jede Gefahr beſeitigt geſchienen hatte! Vermuthlich waren alle früheren Erſcheinungen nur Vorbereitungen dazu geweſen, die wir leider nicht zu deuten und ihnen zuvorzukommen verſtanden, ſondern das Übel nur für eine gewöhnliche Erkältung gehalten hatten.

Es war am 30. Auguſt, einer Mittwoche; — ach, Alles ſteht mir noch ſo hell und ſchmerzlich vor dem Geiſte! Es verſteht ſich, daß Pichler ſich ſogleich zu Bette legte; warme Umſchläge und Alles, was früher für ſolche Fälle war verordnet worden, gebraucht, und nach Dr. Habel geſchickt wurde. Ängſtlich harrten wir ſeines Ausſpruchs, er lautete nicht ſo ſchlimm, als ich gefürchtet. Es war wohl ein Krampf eingetreten, aber er war nicht ſo heftig als ſonſt, und erregte deßwegen auch keine ſo großen Beſorgniſſe. Vier bis fünf Tage währte das ſo, da erkrankte plötzlich der Sohn meiner Tochter, und zwar auf eine Art, die ernſtliche Befürch-

tungen einflößte. Nun waren unsere Sorgen getheilt und mithin verdoppelt. Bei Pichler ging das Übel einen stillern Gang, bei August hingegen schien es sich mit jedem Tag zu steigern, und der gute Großvater, der den Knaben zärtlich liebte, der, wie schon gesagt worden, den regsten Antheil an seinen Studien, seiner Geistesentwicklung nahm, fühlte eine nachtheilige Einwirkung von der Sorge für den geliebten Enkel in seinem eignen Leiden; obwohl wir ihm mit großer Vorsicht und nicht geringer Mühe den bedeutendsten Theil unserer Befürchtungen verbargen. Jetzt trat bei August ein heftiges Nasenbluten ein, und als ich eines Nachmittags von einem kleinen Spaziergang mit den beiden Mädchen, des Kranken Schwestern, zurückkam, fand ich diesen in seinen Gesichtszügen so verändert, so entstellt möchte ich sagen, daß mich eine unsägliche Angst ergriff. Wirklich stieg die Gefahr auch mit jedem Tage. Dr. Habel verlangte, daß noch ein Arzt beigezogen würde, und da wir Alles seiner Einsicht überließen, auf welche wir mit Recht großes Vertrauen setzten, so brachte er uns Herrn Dr. Wolff, Leibarzt des Erzherzogs Carl, der sich damals in Baden befand, und Beide untersuchten nun die beiden Kranken, Pichler und den Knaben. Ihr Ausspruch lautete sehr entmuthigend. Pichler's Zustand behaupteten sie nicht ergründen und daher nichts Entscheidendes vornehmen zu können, weil er sich dießmal wie die früheren Male standhaft jeder chirurgischen Untersuchung, wobei Instrumente

anzuwenden nothwendig gewesen wäre, widersetzte, und dieß durchaus nicht zugeben zu wollen erklärte. Beide Ärzte wußten daher nichts Bestimmtes zu verordnen, und nur Palliative konnten angewendet werden. Bei August war die Entscheidung noch angstvoller. — Dr. Wolff erklärte die Krankheit geradezu für ein Nervenfieber, und mir, nach so vielen Erfahrungen, welche ich seit Jahren gemacht, klang dieser Spruch wie ein Todesurtheil. — Es war mir, als sei der hoffnungsvolle liebenswürdige Knabe bereits verloren. Dr. Wolff sah meinen Schrecken, er suchte mich freundlich und theilnehmend zu beruhigen. Glauben Sie denn, daß wir kein Nervenfieber kuriren können? fragte er mich mit gütigem Ton. Ach mir war eine solche Kur immer wie ein Glückswurf vorgekommen, nie aber wie ein Erfolg, auf den man mit einiger Wahrscheinlichkeit zählen konnte. Zugleich empfahlen uns die beiden Ärzte, den Knaben am folgenden Tage beichten und versehen zu lassen. Mit dieser Gewißheit, mit diesem tödtlichen Bewußtsein im Herzen, mußten wir, die Tochter und ich, zum Vater zurückkehren, und ihm von dem, was die Ärzte ausgesprochen, was auf morgen beschlossen war, Alles verhehlen, was ihn zu sehr beunruhigen konnte; denn beunruhigt war der liebende, seinen Kindern und besonders dem vielversprechenden Knaben anhängliche Vater und Großvater ohnedieß durch das, was ihm bei einem innigen Zusammenleben in Einer Haushaltung zu verbergen unmöglich war; und

ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß die Sorge um dieß geliebte Kind viel beitrug, Pichler's Krankheit zu vermehren, und die Katastrophe zu beschleunigen.

Nach Dr. Habel's Wunsch, der sich in dieser traurigen Periode als eben so geschickter Arzt wie als theilnehmender Freund erwies, wurde nach Wien zu Baron Türkheim und Dr. Seeburger geschickt, um ihre Meinung in diesem wichtigen Fall zu vernehmen. Der Erste war von Wien abwesend, Dr. Seeburger kam den folgenden Tag Abends nach Baden, nachdem Morgens die heilige Ceremonie in größter Stille, damit der Großvater nichts davon erfahre, vollzogen worden war, wobei der Knabe mit großer Anstrengung aber vollkommener Fassung seine Andacht zu unser Aller Erbauung verrichtet hatte. Diese Fassung war um so mehr als eine Kraftäußerung seines Willens zu bewundern, da er vorher und darnach in Phantasien gelegen, und nachdem die Ceremonie vorüber war, geäußert hatte, daß er nun etwas Großes überstanden habe.

Dr. Seeburger untersuchte beide Kranke. Bei Pichler lautete sein Ausspruch ungewiß über den Stand der Krankheit, wie der des Dr. Wolff. — So viel aber konnte ich wohl aus Allem entnehmen, daß der Zustand höchst bedenklich sei, und ich von dieser Seite viel zu fürchten habe. Über August aber sprachen sich beim Weggehen beide Doktoren so entschieden ungünstig aus, daß Seeburger uns mit dem leidigen Trost verließ: So lange das Leben währt, bleibe ja noch immer Hoffnung.

Beim Souper aber, das ſie in demſelben Hauſe, wo wir wohnten, bei Graf Cſaky einnahmen, erklärten ſie, vor den Bedienten, durch die wir es nach einiger Zeit erfuhren, ganz unumwunden, daß der Knabe noch dieſe Nacht ſterben werde.

Aber Gott, unſer Aller Vater, hatte unſern Schmerz gnädig angeſehen, und uns nicht ganz zu vernichten beſchloſſen. Auf eine Arznei, welche Habel verordnet hatte, ſchlief Auguſt in der Nacht einige Zeit, am andern Tage brach der Frieſel aus. Er wurde auf Habel's Befehl, nicht ohne Anſtrengung und unter treuer eigenhändiger Mitwirkung ſeines gütigen Arztes, in ein laues Bad gebracht, dann warm zugedeckt ins Bette gelegt, mit dem Bedeuten, ſich nicht zu regen, keinen Arm oder Fuß aus der Decke zu ſtrecken; — und der zwölfjährige Knabe, der ſich jetzt übrigens völlig bewußt war, gehorchte mit der Folgſamkeit eines Kindes und der Willenskraft eines Mannes. Auch erntete er, und durch ihn wir, die ſchöne Frucht dieſer Anſtrengung; denn ſein Zuſtand fing an, ſich, wiewohl langſam, zu beſſern.

Aber noch war die Gefahr nicht beſeitigt, und obwohl wir zu hoffen anfangen durften, hielt uns Dr. Habel immer noch mit zweifelhaften Äußerungen viele Tage in ängſtlicher Ungewißheit.

Auch mein geliebter Pichler erfreute ſich noch der beſſern Nachrichten von dem theuern Enkel, aber in ſeinem eignen Zuſtande wollte durchaus keine günſti-

gere Wendung eintreten. Er selbst bemerkte dies wohl, und sah, vielleicht klarer, als er aus Schonung für Frau und Tochter zu erkennen geben wollte, das Bedenkliche seiner Lage nur zu wohl ein. Denn sein Geist behielt durch diese ganze Zeit vollkommene Herrschaft über sein Krankheitsgefühl, und Lesen, Vorlesenhören, ja selbst Geschäftsarbeiten füllten die Stunden des Tages. Täglich bekam er ein Paket mit Kanzleischriften zum Bearbeiten oder Unterzeichnen, nebst Zeitungen aus Wien; Rottek's Geschichte las ich ihm vor, und wenn unser Freund Perger kam, arbeitete er oft mit ihm in seinen Kanzlei-Angelegenheiten. So ging es vom 11. an, an dem August gebeichtet hatte, bis zum 16., einem Samstag, meinem letzten ganz glücklichen Tag auf dieser Erde, dem letzten einer einundvierzigjährigen Ehe! Gott hatte mich lange dies seltene Glück genießen lassen. — Ich darf wohl trauern, aber nicht murren, daß er es mir endlich entzog.

Pichler war den Tag über leidend, aber wenigstens nicht sichtbar schlimmer wie schon seit drei Wochen, und ganz klar und kräftig im Geiste. Abends, als ich allein bei ihm war, weiß Gott, welches Vorgefühl ihn aufgeregt haben mochte! rief er mich zu sich, und fing nun an mit dem liebevollsten Tone, aber auch mit einer so ruhigen Fassung von seinem möglich nahen Tode und den Anstalten und Maßregeln, welche für mich und die Kinder in diesem Falle nöthig seyn würden, zu sprechen, als beträfe es einen ganz fremden Menschen. Und

jemehr ich den wahrhaft chriſtlichen Weiſen in dem Manne verehren mußte, der ſo mit ſeinem Weibe von dem eignen Tode ſprach, je ſchmerzlicher und angſtvoller preßte mir der Gedanke an den möglich ſehr nahen Verluſt eines ſolchen Lebensgefährten das Herz zuſammen. Doch faßte ich mich, und bemühte mich, indem ich dieſe ganze Rede nur als eine im voraus zu nehmende, wohl überlegte Maßregel für einen einſt eintretenden Fall zu betrachten ſchien, ihm in dieſem Sinn zu antworten, und ihn auch mit den Maßregeln bekannt zu machen, die ich ſelbſt für meinen Todesfall bereits genommen. So ſprachen wir ernſt aber ruhig über unſer beiderſeitig wahrſcheinlich baldiges Lebensende, bis Freund Perger eintrat, und ich den Herren den Tiſch mit den Amtspapieren u. ſ. w. zurechtrückte, worauf ſie ihre Geſchäftsarbeit gemeinſchaftlich begannen.

Ich bin mit Vorbedacht etwas weitläufiger als vielleicht gerade nöthig war, um anſchaulich zu machen: erſtens, welch ein herrliches Gemüth Pichler beſaß, und dann, wie wenig ich darauf vorbereitet war, ihn, der wohl bedenklich aber durchaus nicht lebensgefährlich krank ſchien, ſo ſchnell und plötzlich zu verlieren.

Unſere Wohnung in Baden war geräumig und hübſch, auch wohl mit Öfen und Vorfenſtern verſehen, wir waren alſo, ſelbſt wenn die Krankheiten unſerer Lieben uns tief in den Herbſt hier halten ſollten, von dieſer Seite ohne Sorge. Aber wir wünſchten die beiden Mädchen aus der Nähe des ſchwer und anſteckend

kranken Bruders zu entfernen, und hatten hierzu keinen Raum. — Da ergab sich aus dem Übel selbst die Abhülfe. Bei August wurden Umschläge von aromatischen Kräutern und Bisampulver für nöthig erachtet. Alles dies, aber besonders der Bisam, verbreitete einen heftigen Geruch im Hause, und da der Bisamgeruch vielen Personen unleidlich, ja schädlich ist, so suchte ein Fräulein, das die Wohnung neben uns hatte, sich eine andere, und verließ das Haus. Wir bedauerten die Ungelegenheit, welche ihr dies verursachen mußte, von Herzen; machten ihr auch unsere besten Entschuldigungen, freuten uns aber sehr, durch diesen Zufall ein Zimmer für die Mädchen und eine Küche im ersten Stock zu erhalten, weil unsere bisherige im Erdgeschoß, und daher bei zwei gefährlich Kranken höchst unbequem zu benützen war. Wenn Alles gesund ist, mag es in einem größern Haushalt sein Angenehmes mit sich bringen, die Küche etwas weiter von sich zu haben, in kleineren Familien aber, besonders bei Kranken, tritt die Unbequemlichkeit einer so gelegenen Küche gar sehr hervor, und wir hatten auch deßhalb gleich im Anfang von Pichler's Krankseín, eine Wärterin genommen, um die Dienstboten zu unterstützen.

Schon seitdem die Wärterin angenommen war, schlief ich nicht mehr in Pichler's Zimmer, sondern dicht daneben im Tafelsaale, und an der andern Seite hatten jetzt die beiden Mädchen ihr Schlafgemach. Pichler brauchte jede Nacht drei- bis viermal fremde Hülfe,

die sein Zustand unumgänglich nöthig machte, und ich durfte seit meiner letzten Krankheit im vorhergegangenen Winter nicht Nachts das Bett verlassen, wenn ich nicht völlig angekleidet war. Das machte nun meine Anwesenheit im Krankenzimmer überflüssig, ja hindernd, und Pichler fühlte sich erleichtert, wenn er sich bewußt war, seine alternde Lebensgefährtin nicht so oft im Schlafe stören zu müssen; zudem konnten wir uns auf die Wärterin vollkommen verlassen. Meine Nächte waren daher, bis auf die bangen Stunden, die meine Sorge für zwei geliebte Kranke mich wach erhielt, ziemlich ruhig.

In der Nacht jenes Samstags, an dem Pichler das unvergeßliche Gespräch mit mir geführt hatte, hörte ich ihn noch mit ganz natürlicher Stimme und klarer Besinnung mit seiner Wärterin und dem Bedienten sprechen und ihnen Befehle ertheilen, weil er am nächsten Sonntag einen Besuch aus Wien erwartete. Dann schlief er wieder ein, und ich ebenfalls. — Um halb 7 Uhr Morgens wurde heftig an meiner Thüre gepocht und ich hörte auch rufen. So schnell als möglich kleidete ich mich an, eilte in Pichler's Zimmer, und fand ihn, ohne Bewußtsein, vom Schlage gerührt, sterbend.

Wozu soll ich meine Empfindungen, die furchtbare Erschütterung erwähnen oder beschreiben, die dieser Anblick mir verursachte? Wer Gefühl für Leiden solcher Art hat, wird mich auch ohne Schilderung begrei-

fen und es ſich ſelbſt ſagen; wer dies Gefühl nicht in ſich trägt, dem kann es nicht begreiflich gemacht werden.

Um Arzt und Geiſtlichen wurde augenblicklich geſchickt. — Sie kamen zu ſpät. Er war verſchieden, und der Gefährte meines ganzen Lebens hatte mich verlaſſen! Alles, was ich damals deutlich empfand, war der heiße Wunſch: Er möchte mich mit ſich nehmen, er möchte mich nicht ohne ihn in dieſer Welt zurücklaſſen!

Gott hatte es anders beſchloſſen. Ich durfte nicht mit ihm zugleich die Reiſe nach jenen Auen des Friedens antreten, ich ſollte mich unter mannigfachen Sorgen, Trübſeligkeiten und viel drückendern Lebensbedingungen, der Vater im Himmel weiß wie lange? hier auf Erden herumtreiben, wo mir zwar in meiner Tochter und ihren drei Kindern viele Freuden erblühen, wo ich aber doch Pichler's Liebe, ſeinen Schutz, ſeinen Rath, ſeine nie fehlende Theilnahme, ſeine höchſtverſtändige, auf lange Erfahrung geſtützte und von dem mildeſten menſchenfreundlichſten Sinne geleitete Belehrung und Zurechtweiſung fürder aufs ſchmerzlichſte entbehren muß. Wohl kann ich ſeitdem den Vers auf mich anwenden, den ich ſpäterhin auf einem Kupferſtiche fand, wo eine Nonne im Kreuzgang ſtehend, über einen Gottesacker in eine blühende Landſchaft hinausblickend ſagt:

Alles knoſpt und treibt und blühet,
Aber meine Welt iſt todt.

Dieſe Worte ergriffen mich tief, wie ich ſie das erſtemal las, und ich kann wohl ſagen, daß ich ſie ſeitdem im Stillen zu meiner Deviſe gemacht. Und es war ja nicht Pichler allein, welcher aus meiner Welt geſchieden war. Die Leſer dieſer Blätter haben, beſonders in den letzten Jahren, ſo viele ſchnell auf einander folgende Todesfälle mir werther Perſonen in denſelben aufgezeichnet gefunden, daß ſie leicht zu der Überzeugung gelangt ſeyn werden, meine Welt, d. i. die Menſchen, die mit mir gelebt, die meine Jugend, mein reiferes Alter geſehen, die ſo manches ernſte, ſo manches trübe, ſo manches heitere Ereigniß mit mir erlebt, die einerlei oder wenigſtens eine ähnliche Geiſtesrichtung und Geiſtesbildung mit mir gehabt, die folglich meine Anſichten theilten, und mir gleichgeſtimmt in Leid und Freud, im Urtheil über Menſchen und Dinge, im Geſchmack an Literatur und Kunſt u. ſ. w. entgegenkamen, dieſe Menſchen waren nicht mehr da. Eine neue Welt hatte ſich, beſonders ſeit 1830, um uns herum geſtaltet, das kennt und fühlt Jedermann, und der gewaltige Umſchwung, den alle Lebensbedingungen genommen haben, wird in Rede und Schrift überall abgehandelt. Dieſe Umſtaltungen dringen bis ins Innerſte des Haushalts, wirken auf die Erziehung der Kinder, auf die Stellung der Ältern gegen dieſe, auf die Stellung der Herrſchaft gegen das Geſinde, verändern den Tageslauf und die Stundeneintheilung, kurz, ſehr betagte Menſchen ſollen gleichſam einen neuen Le-

benslauf lernen. Wohl hat schon vor 2000 Jahren der römische Dichter den Alten als laudator temporis acti, se puero, censor, castigatorque minorum geschildert, und ich will gern zugestehen, daß meine Jahre einigen Theil an diesem Fremdfühlen in der jetzigen Welt haben mögen; aber ich weiß doch recht gut, daß weder mein Vater, der im Jahre 1798 mit 68 Jahren, noch meine Mutter, welche 1815 mit 75 Jahren starben, einen andern wesentlichen Unterschied in der Lebensweise, in der Denkart ihrer Umgebungen gefunden haben, als den der nothwendige Gegensatz der Jugend und des Alters hervorbringt. Meine Mutter führte bis an ihren Tod ein ziemlich gleichförmiges Leben, und erlebte in dem Benehmen und den Gesinnungen der jüngern Welt nichts Befremdendes, nichts, was ihr sehr verschieden von ihrer eigenen Jugend vorkommen konnte. So war es nicht bei mir und bei allen Jenen, welche mit mir tief in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hineinlebten, das die Welt in politischen, literarischen und sociellen Begriffen ganz verwandelt hat.

In Bezug auf alle diese gewaltigen Veränderungen kann man es der damals beinahe 70jährigen Matrone wohl nicht verdenken, wenn sie nach dem Verlust des treuen geliebten Lebensgefährten, mit dem sie 41 Jahre Hand in Hand gewandelt, sich mehr als sonst eine Witwe in früherer Zeit, vereinsamt fühlte. Hierzu trat noch das Individuelle, Beschwerliche unserer häuslichen Lage. Nicht

an meinem gewöhnlichen Wohnort, nicht im Stande, mir alle Erleichterungen, Bedürfniſſe, Auskünfte u. ſ. w. zu verſchaffen, welche bei einer ſolchen Kataſtrophe jeder Familie unumgänglich nothwendig werden, mußten alle die vielen ſchmerzlichen und peinlichen Geſchäfte mit viel größerer Mühe gethan werden, und alle laſteten nun auf mir allein; denn meine Tochter durfte und wollte ich in dieſen Tagen nicht mit neuen Sorgen und Kümmerniſſen beladen. Ihres Sohnes Krankheit hatte ſich zwar ein wenig beſſer geſtaltet, dennoch ſchwebte der Tod mit breiten Flügeln noch über des Kindes Haupte, und die Mutter war unentbehrlich an ſeinem Krankenlager. Sie ſchlief durch viele Nächte beinahe gar nicht. — Wenn ſie in mein Zimmer kam, und einige Augenblicke ruhte, fielen ihr die Augen beinahe gewaltſam zu, ihre Erſchöpfung war ſichtbar. Ich mußte noch für ihre Geſundheit zittern, und ſo konnte und wollte ich keine Hülfe von ihr erwarten. Alle die anſtrengenden und innerlich aufregenden Beſorgungen, wie ſie bei geliebten Todten nöthig ſind, lagen daher mir allein ob. Wohl beſuchte uns Fräul. Louiſe v. Gärtner ſogleich, und übernahm gütig die Anſtalten für unſere Traueranzüge, B. Lago unterſtützte mich bei manchen ſchriftlichen Abfaſſungen, am meiſten aber leiſtete uns Freund Perger, der damals zu unſerm Glücke in Baden war, und der nicht diesmal allein, ſondern jederzeit, wenn es trüb am Horizonte unſers Hauſes oder eines andern ſeiner Freunde ausſah, ſogleich erſchien,

und Troſt, Rath, Hülfe brachte, ſo fern es in ſeiner Macht ſtand. Er beſuchte uns, er ſtand uns mit Rath und That bei, und ſuchte ſpäter ſo viel zu unſerer Aufheiterung beizutragen, als er konnte und wir zu empfangen fähig waren. Ich konnte es dieſem treuen Freunde, der ſeinem Kollegen leider nach einem halben Jahre in die Ewigkeit folgte, während ſeines Lebens nicht genug danken, was er bei frühern Gelegenheiten und namentlich in dieſer ſchweren Periode für mich und die Meinen gethan. Mein Dank und mein treues Andenken folgt ihm in jene beſſere Welt.

Am 19. September war die Beerdigung. Mehrere Freunde und Freundinnen, vor Allen viele Kollegen und durch Dienſtverhältniſſe Pichler'n befreundete Männer kamen aus Wien dazu heraus. Der Leichenzug war feierlich und anſehnlich, und die Theilnahme, welche die Bewohner Badens dem Verſtorbenen und auch uns zollten, bewies, daß ſie ſich dankbar des vielen Guten erinnerten, welches ihnen durch Pichler's Vermittlung zugefloſſen war; auch ſagte eine unſerer Bekannten, welche die Verdienſte kannte, die der Verklärte ſich um Baden erworben: er ſei in ſeinem Lande geſtorben.

Er war nun todt; ſeine Geſtalt aus unſerer Mitte, aus der Welt verſchwunden. Nirgends konnten wir ihr mehr begegnen, ſie nirgends finden, als in unſern Herzen. Seine liebevolle Sorge für uns, ſein Troſt, ſein verſtändiger Rath, die Beruhigung, die für mich

darin lag, mit jeder Angelegenheit, jedem Geſchäft zu ihm flüchten und einer redlichen verſtändigen Auskunft oder Belehrung aus ſeinem Munde ſicher ſeyn zu können; dieſes ſo wohlthätige Verhältniß hatte nun aufgehört, und wir fühlten uns ſehr verlaſſen; um ſo mehr, als Auguſt's Zuſtand noch immer bedenklich blieb, und der Arzt durchaus die Gefahr noch nicht für beſeitigt erklären wollte. Eine große Erleichterung war es uns in dieſer Epoche, daß er den Mädchen den freien Zutritt zu ihrem kranken Bruder erlaubte, nachdem ſie durch einige Wochen getrennt geweſen, und uns aus dieſer Trennung manche Beſchwerlichkeiten erwachſen waren. Aber nun trat eine neue Sorge ein. Die Mädchen wußten natürlicher Weiſe um den Tod des Großvaters, dem Knaben war er aus begreiflichen Urſachen verborgen geblieben, und es kam nun darauf an, ihn in dieſer für ihn heilſamen Unwiſſenheit zu laſſen. Die Dienſtboten waren verläßlich, wir konnten hoffen, daß ſie das Geheimniß vor dem Knaben bewahren würden. Aber die Schweſtern? Zwei Kinder von 10 und 6 Jahren, die eine Sache, welche ſie ſo nahe betraf, welche ſo zu ſagen in ihr ganzes kindliches und häusliches Leben verwebt war, mit keinem Worte berühren, ja wenn der Bruder die Rede auf den Großpapa bringen würde, ſich in Wort und That ſo geſchickt benehmen ſollten, daß der Kranke keinen Verdacht ſchöpfen konnte? Das war eine ſchwierige Aufgabe, die uns mit großer Angſt wegen des ſchädlichen Einfluſſes erfüllte, den Ein unvor-

ſichtiges Wort auf den noch ſehr ſchwachen Kranken, der ſeinen Großvater herzlich liebte, haben könnte. Wir ſelbſt beobachteten die Vorſicht, ſo oft wir ins Krankenzimmer traten, die Trauerkleider, welche wir außer dem Hauſe trugen, abzulegen.

Aber die guten herzlieben Kinder waren von ihrer Mutter ſo verſtändig erzogen, und hatten ſelbſt ſo viel Einſicht, daß es ihnen nicht ſchwer ward, Gewalt über ihre Zunge auszuüben, und während 4 — 5 Wochen, ſo lange nämlich unſer Aufenthalt in Baden Auguſt's wegen währte, der ſich nur langſam erholte und deſſen Krankheit allerlei wechſelnde Symptome zeigte, mit keinem Blick, keinem Worte zu verrathen, daß ſein Großvater, um den er ſo oft fragte, und ſich damit beſchäftigte, wie denn der noch ſtets kranke und ſo große ſchwere Papa in den Wagen und nach Wien geſchafft werden würde? nicht mehr lebte. Wenn man bedenkt, wie ſchwer es oft Erwachſenen fällt, ſich in ſolchen Fällen nie zu verrathen, ſo muß man die Kinder bewundern, welchen die Liebe zum Bruder und der Gehorſam gegen die Mutter eine ſolche Herrſchaft über ſich ſelbſt gab.

Nach und nach kehrten die wenigen Bekannten, welche den Aufenthalt in Baden noch mit uns theilten, nach Wien zurück, und es wurde immer ſtiller um uns. Nur unſer treuer Perger hielt bei uns aus und beſuchte uns täglich, brachte unter andern den Kindern

die „Flinserln“ von Seidl mit und veranlaßte ſie, Einiges davon auswendig zu lernen, was die Kinder allerliebſt recitirten, ſo z. B. Fanny: den Laundler. Auch hatte dieſe, die überhaupt Anlage zur Poeſie zeigte, eine Art kleiner Komödie geſchrieben, die Bezug auf ein unter ihnen gewöhnliches Spiel hatte, und die die beiden Mädchen ebenfalls mit Lebendigkeit und Sinn vortrugen. Das waren nun die einzigen lichten Punkte in unſerer trüben Einſamkeit, außer einigen freundlichen Beſuchen, die freilich im Oktober in dem menſchenleer gewordenen Baden immer ſeltener wurden. Bald war die Gräfin Cſaky, die ich vor einigen Jahren in Wien kennen gelernt und zuweilen beſucht hatte, die einzige Bekannte, welche für uns in Baden exiſtirte, und dieſe Frau, mit der ich früher keinen genaueren Umgang hatte, erwies uns nun in unſerer traurigen Lage manche Gefälligkeit, für die ich ihr ewig dankbar ſeyn werde. Sie beſuchte uns, ſie ſetzte ſich an Auguſt's Bette, brachte ihm Spielzeug, ſpielte mit ihm, verſorgte ihn mit Backwerk, das ſie für ihn von Wien kommen ließ, und zeigte dadurch, daß ſie in ihrem ſchönen Herzen durch eignes Unglück (ſie hatte von 4 oder 5 Kindern nur Einen Sohn übrig behalten) mit dem Anderer, wenn ſie auch nicht unter ihre nächſten Freunde gehörten, Theilnahme zu fühlen gelernt habe. Auch Dr. Habel, unſer Arzt, erwies ſich dem guten und geiſtvollen Knaben gefällig.

Er blieb oft lange an ſeinem Bette und unterhielt ſich mit ihm über deſſen Lieblingsfach, die Naturkunde.

Ganz beſonders traurig, ja ſchaurig möchte ich ſagen, war es meiner Tochter und mir Abends in dem großen Tafelzimmer, einer Art Saal, wo wir ſonſt in behaglicher Vereinigung mit den Unſrigen und einigen Freunden, nicht dies Jahr allein, ſondern auch in früheren ſo oft geſeſſen, und uns mit Plaudern, Spielen, Leſen unterhalten hatten. — Nun war das Haupt des Hauſes todt, der einzige Sohn meiner Tochter kaum noch dem Schrecken des Todes entronnen; die Schweſtern waren bei ihm, die Dienſtleute ebenfalls dort oder anderwärts beſchäftigt. Wenn wir beide Verlaſſene ſo in der Dämmerung das weite Gemach, das ein paar auf den Tiſch geſtellte Kerzen kaum zu erhellen vermochten, an den langen Herbſtabenden durchſchritten, o wie einſam, von aller Freude geſchieden dünkten wir uns! Es war eine ſehr trübe, vielleicht die trübſte Epoche meines langen Lebens.

Aber es geht auf dieſer Erde Alles vorüber, das Beſte wie das Schlimmſte. Nichts hat Halt, nichts Beſtand. So waren ein und vierzig glückliche Jahre, welchen es zwar an düſtern Stunden, Tagen, Wochen nicht gefehlt, vorübergegangen, ſo hatten wir die Schreckenstage von Pichler's Tode und Auguſt's großer Gefahr überſtanden, und ſo entſchwanden denn auch die düſtern Tage des Oktobermonats, und der

Zeitpunkt, daß wir den Schauplatz so vieler Leidensscenen verlassen und nach Wien zurückkehren sollten, war mit Ende dieses Monats gekommen.

Erst in Wien, wohin ihn an der Seite seiner Mutter sein Arzt und unser gütiger Freund Dr. Habel begleitete, erfuhr der Knabe, daß sein Großvater bereits seit sechs Wochen todt war. Es erschütterte ihn sehr; — aber die mildernde Kraft, die selbst in der bloßen Vorstellung dieses längeren Zwischenraumes lag, die Schwäche, welche des kaum Hergestellten Empfindungen und Gedanken noch gleichsam mit einem Schleier umhüllte, und endlich die jugendliche Beweglichkeit nahmen dem Eindruck, wie schmerzlich er auch war, seine schadenbringende Macht. Auch dieser gefürchtete Moment ging vorüber. August erholte sich allmälig; seine Jugendkraft, seine Gesundheit, seine geistige Thätigkeit erreichten nicht allein wieder den Grad, den sie vor der Krankheit hatten, sie entwickelten sich vermehrt, kräftiger, dauernder als zuvor. — Er ward vom Knaben zum hochaufschießenden blühenden Jünglinge, der sich durch seine Tüchtigkeit die Liebe seiner Kameraden, das Wohlwollen seiner Lehrer, die Achtung Aller erwirbt, die mit ihm genauer bekannt sind.

Er also und seine beiden Schwestern machten von nun an die einzige Freude und Erheiterung meines Lebens aus. Wir zogen uns von vielen frühern Bekannt-

schaften zurück, vermietheten, weil große Einschränkungen gebieterisch nothwendig gemacht worden waren, die Hälfte unserer Wohnung, dankten von fünf Dienstboten drei ab, und suchten nun unserm vereinsamten Leben durch die Kinder Gehalt und Zufriedenheit zu geben.

Gedichtet im eigentlichen Sinne habe ich nichts mehr. Herausgegeben aber einen Band: Zerstreute Blätter, nämlich kleine Aufsätze, Betrachtungen, Bemerkungen über allerlei Vorfälle des Tages, bei dem Verlust theurer Freunde u. s. w., welche längst geschrieben oder auch wohl hier und dort in Zeitschriften erschienen waren. Später wurde ich durch ein zufälliges Ereigniß auf die Idee der Zeitbilder gebracht. Wir erhielten nämlich zum Ansehen für die Kinder verschiedene neuere und ältere Kupferstiche, und unter den letzteren die einst wohlbekannten Cris de Vienne — Darstellungen von Personen aus den untern Ständen, welche allerlei auf den Gassen zum Verkauf ausrufen, oder ihre Thätigkeit öffentlich feilbieten. Der Anblick dieser Gestalten, dieser Trachten rief mir die Erinnerungen meiner Jugend zurück. Ich sprach darüber mit Herrn v. Graffen, dessen in diesen Blättern schon erwähnt wurde, und der sich gerade gegenwärtig befand. Er faßte den Gedanken auf, die Zeit, in der diese Blätter gezeichnet und herausgegeben wurden, im Gegensatze der jetzigen zu schildern. Er glaubte, ich

könnte dies wohl unternehmen, da ich mich jener Perioden noch lebhaft erinnere. Dieser Vorschlag gefiel mir; aber nicht so wollte ich ihn ausführen, wie ihn wohl Herr v. Graffen gemeint haben mochte, der eine Art von Memoiren dabei im Sinne hatte und vermuthlich glaubte, ich sollte in eigner Person erzählen, wie es damals gewesen, wie es in meiner Ältern, in meiner Freunde Haus zugegangen u. s. w. Das aber war den gegenwärtigen Blättern vorbehalten; ich zog es daher vor, eine Familiengeschichte zu fingiren, worin drei verschiedene Generationen nach und nach auftreten und als Repräsentanten der Sitten, Ansichten, Denk- und Handlungsweisen nicht bloß das Zeitalter der Kaiserin Maria Theresia, sondern auch die Periode von ihrem Tode bis zu Ende des ersten Jahrzehends dieses Jahrhunderts und endlich unsere jetzige Welt charakterisiren sollten. Dichtung kann ich dies Werk nicht nennen; es waren zusammengetragene Beobachtungen, Erinnerungen, Schilderungen wirklich erlebter Schicksale, persönlich gekannter Menschen. Die Zeiten und ihre Gestalt waren die Hauptsache, der Roman nur der Einkleidung wegen da, und es war mir stäts unlieb, wenn, falls die Rede auf dies letzte Erzeugniß meiner Feder kam, davon als von einem Roman gesprochen wurde. Aber Romane sind jetzt so entschieden die Lieblingslektüre aller halb- oder ganzmüssigen Menschen, daß dieser Charakter an einem Unterhaltungs-

buche zuerſt aufgeſucht und eifrig feſtgehalten wird. Er iſt auch leichter zu erfaſſen, da hingegen das Tiefercharakteriſtiſche, das Gepräge, welches Begebenheiten, Anſichten, die Kulturſtufe u. ſ. w. einer Zeitperiode und den in derſelben lebenden Menſchen aufdrücken, von den Meiſten gar nicht beachtet und daher auch nicht gewürdigt wird. Die Erzählung, das, was geſchieht, iſt ihnen die Hauptſache.

Dies alſo iſt und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach mein letztes Werk bleiben. Ich fühle ſehr beſtimmt die Abnahme geiſtiger Lebensfriſche und geiſtiger Kraft. Mein Gedächtniß, ſo getreu in Aufbewahrung alter Erinnerungen aus meiner Jugend, ja aus meiner Kindheit, verläßt mich jetzt zuweilen in Beziehungen auf die jüngſte Vergangenheit, und ich habe von hochbetagten Menſchen öfters dieſelbe Klage äußern gehört. Ein alter General, den ich kannte, nannte das ſein junges und altes Gedächtniß — und während ſich ihm das junge treu bewährte, wenn es ſich um Scenen aus ſeinem Jünglings- und Mannesalter handelte, konnte er ſich oft der Vorfälle der letzten Tage nicht entſinnen. Es iſt alſo dieſes eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung, eben ſo wie die Abnahme der Geſichtsſchärfe und des feinen Gehörs, und gehört ſo häufig mit zu den Beſchwerden der höhern Jahre, daß derjenige, der ſich darüber beklagen wollte, die Antwort verdiente, die ein alter aber noch ſehr lebensluſtiger

Mann einem gab, der ſich über die Unannehmlichkeiten des hohen Alters beklagte: „Wer nicht alt werden will, muß ſich jung erſchießen laſſen.“ In dieſer Überzeugung ertrage ich denn mit Gottes Hilfe ſo geduldig als ich kann, die Abnahme meines Gehörs, die mich ſchon ſeit vielen Jahren von einer meiner liebſten Unterhaltungen, dem Genuß des Theaters, und ſehr oft auch von aller Theilnahme am geſellſchaftlichen Geſpräch ausſchließt, wenn dies nicht unmittelbar an mich gerichtet und mit lauter Stimme geführt wird. Gar manche Entbehrung, gar manche trübe Stunde ſind die unausbleiblichen Folgen dieſer Altersgebrechen, ſind es um ſo mehr, als eben auch das Alter und die fortſchreitende Abnahme der körperlichen Kräfte mich an ſo Vielem hindert, was ich ſonſt und noch vor wenigen Jahren unternehmen konnte, wie an weiteren Spaziergängen, öfteren Beſuchen meiner Bekannten in der Stadt u. ſ. w. Dazu kommt noch die veränderte Richtung des geſelligen Tones, der Tagesordnung, und der Denk- und Lebensweiſe der jüngeren Generation überhaupt.

Genug! für mich geht aus dem Allen hervor, daß die jetzige Welt ſich auf eine ſolche Art aus der vorigen entwickelt hat, daß ſie nicht mehr für mich, oder ich eigentlich nicht mehr für ſie paſſe. Hinter ihrem raſchen Vorwärtseilen auf einer ganz neuen Bahn muß das langſame Alter zurückbleiben, und mit

unangenehmer Überraſchung gewahrt es nach dem Verlauf weniger Jahre den ungeheuern Abſtand zwiſchen Einſt und Jetzt, — wie Alles rings umher, vom Kleinſten bis zum Größten, ſich anders, ja meiſt ganz entgegengeſetzt geſtaltet hat, ſo daß keine frühere Angewöhnung, keine Anſicht von Leben und Literatur, keine Vorliebe oder Ungunſt, keine Geſchmacksrichtung von ehemals mehr in der Gegenwart rechte Geltung finden kann, und die letzten 10 bis 12 Jahre hierin einen größern Umſchwung erzeugt haben, als ſonſt 50 oder 60 Jahre nicht bewirkten. Jeder, der jetzt ſein 50. oder 60. Lebensjahr zurückgelegt hat, muß das einſehen und zugeſtehen. Wer redet jetzt noch von Wieland, Herder, Klopſtock? was iſt aus der hohen Verehrung geworden, die die gebildete Welt noch vor 20 Jahren für das klaſſiſche Alterthum hatte? was aus dem kindlichen Vertrauen in die Ausſprüche bewährter Autoritäten überhaupt und was erſetzt die Beruhigung, die man einſt daraus ſchöpfte? u. ſ. w. Nein, es iſt gewiß, das Vergangene, das, was vor 20 bis 30 und noch mehr was vor 50 bis 60 Jahren in Literatur, Lebensweiſe, Anſicht, Gewohnheit u. ſ. w. gegolten hatte, wird mit ſiegender Gewalt hinausgedrückt aus der Gegenwart, und eine neue Ära beginnt, deren Einfluß ſich vom Kleinſten bis zum Größten fühlbar machr.

So weiche denn das Vergangene, und was dieſer Vergangenheit angehört, dem Impuls, den die

Jetztzeit mit so entschiedener Macht gibt, ziehe sich von der fremdgewordenen Welt zurück; — und wohl! den altgewordenen Personen, die, so wie ich, durch Gottes Güte ein schönes beglückendes Asyl in ihrem Hause durch Kinder und Kindeskinder finden. Nur hier hören die unangenehmen Berührungen der *stiefgewordenen* Welt auf, und selbst hier muß das Alter sich bescheiden und zugeben lernen, da auch die es zunächst Umringenden ebenfalls dem Neuen, dem Fortschreitenden angehören und *angehören müssen*.

Nachwort.

Bis hieher reichen die autobiographischen „Denkwürdigkeiten“ der Verfasserin; was zur Vervollständigung derselben über ihre letzten Lebensjahre noch hinzugefügt werden muß, läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Vor allen verdient, erwähnt zu werden, daß sie, trotz der Bürde ihrer Jahre, mit wahrer Aufopferung den größten Theil ihrer Zeit der Erziehung ihrer Enkel widmete, ja selbst noch ihnen in Sprachen, Geschichte, Musik u. s. w. Unterricht ertheilte; und — was noch mehr als dies alles werth war — durch ihr eigenes Beispiel als Muster strenger Pflichterfüllung in jeder Hinsicht vorleuchtete.

Natürlich nahm in so vorgerücktem Alter ihre literarische Produktivität ab; doch schrieb — außer diesen „Denkwürdigkeiten,“ die großentheils erst nach dem Tode ihres Gatten niedergeschrieben wurden — und veröffentlichte sie noch selbst die unter dem Titel: „Zeitbilder“ erschienenen Wiener Sittengemälde, denen sie einige „kleine Aufsätze“ beifügte (Wien 1839—1841, 2 Bände), und übergab noch kurz vor ihrem Tode eine

„Neue Folge zerſtreuter Blätter“ (Wien 1843, 1 Bd.) dem Drucke.

Auch nahm ſie fortwährend an den neuen Erſcheinungen in der Literatur den lebhafteſten Antheil, ſo daß z. B. Dr. Frankl, der ſie vorzugsweiſe mit derlei Novitäten verſah, über hundert Briefe von ihrer Hand beſitzt, worin ſie ihm ihre Anſichten und Urtheile über die zugeſandte Lektüre mittheilt *).

Freilich konnte ſie, deren Bildung einer ganz anderen Richtung angehörte und die ſchon Mühe hatte, mit der ſogenannten romantiſchen Schule ſich zu verſtändigen, noch weniger in die moderne Denk- und Schreibweiſe ſich finden und mit der, auch in der geiſtigen Welt wie mit Dampfkraft vorſchreitenden Entwicklung, den Emancipations-Theorien, ſocialen Umgeſtaltungen und den alles wieder in Frage ſtellenden Spekulationen der jüngſten Philoſophie und Dialektik ſich befreunden. Mit dem Kontraſte und dem Mißverſtändniß wuchſen natürlich auch ihre Mißſtimmung und Abneigung gegen die umgeſtaltende Haſt der Jetztwelt, und ſie zog ſich immer mehr in den engen Kreis ihrer nächſten Umgebung, ihrer Familie und einiger treu gebliebenen Freunde zurück.

Dazu kam noch eine immer mehr zunehmende Kränklichkeit. Ihre Kräfte ſo wie ihre Geſundheit ſan-

*) Einige davon hat er bereits in ſeinen „Sonntags-Blättern“ bekannt gemacht.

ken leider mit jedem Jahre mehr, und nach manchen ängstenden Unterleibsleiden stellten sich sogar apoplektische Anfälle ein. Zwar gelang es mehrmals, diese augenblickliche Gefahr abzuwenden; aber eine gänzliche Erschöpfung, welche die Ärzte Altersschwäche nannten, verhinderte ihre Erholung und machte ihrem Leben am 9. Julius 1843 zum Schmerz ihrer Angehörigen und ihrer Freunde ein Ende. Sie starb, wie sie gelebt, mit der Ergebung und dem Vertrauen eines frommen gläubigen Gemüthes.

Ein einfaches, aber von der dankbaren Liebe ihrer Hinterlassenen geweihtes Grabdenkmal bezeichnet die Stelle, wo ihre sterbliche Hülle auf dem „großen Währinger Kirchhofe“ ruhet.

Was auch immer die unbestechliche Nachwelt für ein Endurtheil über Caroline Pichler als *Schriftstellerin* feststellen mag, das über ihren *rein menschlichen* Werth, wie es die ihr näher stehenden Zeitgenossen mit einstimmiger Anerkennung ausgesprochen haben, kann sie nur bestätigen.

Sie war im vollsten Sinne des Wortes: ein *deutsches Weib*; einfach-natürlich, tiefgemüthlich, klar und wahr, und stäts eingedenk, daß, wie die Bestimmung des Mannes in der Bildung und Entwicklung der gesellschaftlich-staatlichen Verhältnisse, die Lebensaufgabe des Weibes in der Erhaltung und Veredlung der Familienbande und der häuslich-geselligen Zustände besteht.

Kurz sie hatte — was den geistreich-blendenden, genial-überschwenglichen, den „großen begabten Naturen“ unserer Tage nur oft zu sehr fehlt — Gesinnungsreinheit, Willenskraft und Charakterstärke.

Daher hat sie sich auch in diesen „Denkwürdigkeiten“ nicht bloß in der sorgfältigen Toilette der Schriftstellerin, oder in dem Salonkostüme der berühmten Frau, sondern auch in dem schmucklosen Hauskleide der Familienmutter, ja selbst im Bußgewande der reuigen Christin zeigen wollen, und auch hier galt ihr, wie in ihrem ganzen Leben, dessen treues Spiegelbild diese „Denkwürdigkeiten“ eben nur seyn sollten, Wahrheit über alles.

Ferd. Wolf.

Bei A. Pichler's sel. Witwe,

Verlagsbuchhandlung in Wien, Stadt, Plankengasse Nr. 1061,

ſind auch erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erzählungen für meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

Zweite neu durchgeſehene Auflage.

Mit vier Abbildungen.

Wien. In zwei Bänden komplet. 12. 820 Druckſeiten ſtark. Alle 2 Bände in Umſchlag broſchirt 2 fl. C. M.

Daß die erſte Auflage dieſes Werkes, an 3000 Exemplare ſtark, ſo ſchnell vergriffen wurde, zeugt, wie der einſtimmige Beifall, welcher den aus dem wirklichen Leben, ja meiſt aus den Erfahrungen des Verfaſſers ſelbſt genommenen Erzählungen zu Theil geworden, von dem Nutzen und Werthe derſelben. Der Verfaſſer, welcher in dieſer Schrift ſeine eigenen Söhne vor Augen hatte, wollte in der freimüthigen Erzählung wirklicher Begebenheiten aus dem Leben und in ſcharf gezeichneten Darſtellungen der Menſchen, wie ſie jetzt ſind, Jünglingen einen Führer in der gefährlichſten Zeit, einen Freund an die Seite geben, der wirkſamen Einfluß auf ihr Herz, auf die Richtung ihrer Ein-

bildungskraft, auf ihre Lebensanſichten, ihre Thätigkeit — ja, auf ihre ganze künftige Stellung nimmt. Es iſt dieſes ſchöne Werk eine wahre Schule unſeres Lebens, und mag wohl von keinem jungen Manne noch durchleſen worden ſeyn, ohne ihn mit edlen Vorſätzen erfüllt, zum Handeln erkräftigt, und ſeinem wahren Glück gewonnen zu haben! Deßhalb darf die Anlage desſelben ganz originell genannt, und mit dem Beurtheiler der erſten Auflage in der Literatur-Zeitung wieder geſagt werden: „daß unter den bisherigen Bildungsſchriften dieſer Art noch keine gleich wohlthuend und wirkſam ins Leben gegriffen.“ — Offen werden darin die Gefahren aufgedeckt, wie ſie Jünglingen heut zu Tage ſo häufig drohen; die Stufenleiter der Leidenſchaften wird in den einzelnen Skizzen, vom kleinen Beginn bis zum düſteren Ende geſchildert; überall ſpricht — wie ein anderer Beurtheiler in der Zürcher Schulzeitung ſagte: „ein väterlicher Freund, ein edler Menſch zu der Jugend, der ſeine eigenen Lebensſchickſale und Irrthümer mit rührender Offenheit Preis gibt, um dadurch Andere zu nützen.“ — Alles hat in dieſem Buche eine praktiſche Richtung; der Leſer ſieht ſich gleichſam ſelbſt handelnd darin, und er findet am Ende, was ihm der väterliche Freund auf ſeinen Weg mitgegeben wünſchte: Muth in widrigen, die richtige Anſicht der Dinge in zweifelhaften, Ausdauer und Edelſinn in allen Lagen des Lebens. — Dieſe neue Auflage übertrifft die erſte an Schönheit und Cor-

rektheit; es sind hier vier Abbildungen beigegeben und ein ungemein billiger Preis in sicherer Erwartung der verdienten Theilnahme gestellt worden.

Inhalt beider Bände:

I. Guter That wird Gottes Segen. — Bist du klug, gewandt, bescheiden, kannst dir manchen Stoß vermeiden. — Der Hölle erste Gabe ist der Geiz. — Des Vaters Fluch, der Tochter Strafe. — So war Allen geholfen. — Die Stickerin auf dem Glacis. — Sein Elend sieh', und bess're dich. — Ein warnender Spiegel fürs Leben. — Herr, solche Güter wünsch' ich nicht. — Was Vertrauen gibt, sei heilig. — Gewinn im Verlust. — Ein übereiltes Wort hat ihn getödtet. — Bei großer Noth ist Hilfe nah'. — Kostbar ist die Zeit zur guten That. — Der erste Graf Szapary. — Zieh' dir die Blume deines Glücks. — Gut ist's: wissen, was du bist; schön ist's: denken, was du warst. — Habgier betriegt sich selber nur. — Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht. — Wer selbst gelitten, hilft den Armen gern. — Die Freunde auf der Probe. — Mehr als Alles liebe hiernieden, mit dir selbst und Andern den Frieden. — Die letzten Tage des Weltweisen Sokrates. — Gold und Erdengut vergeht, Tugend nur allein besteht. — Des Vaters vorsorgende Liebe. — Die einzig mögliche Cur. — Glück bessert schlechte Diener nicht. — Die Selbstsucht entgeht ihrer Strafe nicht. — Der Herr verläßt uns nie. — Der Literat und das Leben; oder: Friedrich Christian Raßmann. — Der Weise beherrscht sein Geschick. — Sogar den Schein des Bösen meide. — Laß' dich vom Versucher fassen, nimmer wird er von dir lassen. — Prahle nie

mit deinem Glück. — Beide übten eine schöne Pflicht. — Wie des Goldes, trügt des Glückes Schein.

II. Wie die Saat, wird auch die Ernte seyn. — Er hat Wort gehalten! — Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt. — Im Mißgeschick versinkt der Gute nicht. — Im edlen Herzen wohnt das Glück. — Der Haß zerstört, die Liebe bringt das Glück. — Zur Warnung dien' es Euch! — Die letzten Augenblicke einer Königin. — Auf ungerechtem Gute lastet Fluch. — Und ich baue auf Gott. — Was heute seyn kann, lasse nicht für Morgen. — So gewinnt man das Glück durch eigene Kraft: Valentin Duval. — Adrian VI. — Christian Gottlob Heyne. — Johann Rudolph Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn. — Johann Franz Marmontel. — Touſſaint l'Ouvertüre. — Johann Gottfried von Herder. — Joseph Hartl Edler von Luchsenstein. — Johann Friedrich Freiherr von Schröder. — Michael Nußbaumer. — Johann Ludwig Heim mit seinen fünf Söhnen. — Joseph von Vukassovich. — Das Verbrechen straft sich selbst. — Der Schlechte ist immer der Guten Feind. — Schutz dem Talente. — Der Sylvester-Abend. — Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn. — Der größte Schatz ist ein Freund. — Eines Trunkenbold's Leben und Ende. — Der Offizier und der Steinpflasterer. — Im Glücke mäßig, unverzagt im Leiden. — Sohnestreue bis zum Tode. — Der glücklich gewählte Beruf. — Ein Reiseabenteuer. — Für ihre Mutter mehr, als das Leben. — Lehren, die das Leben gibt: 1) Die Kur durch Übersättigung. — 2) Zuviel des Guten, nicht immer gut. — 3) Vorsicht, Vorsicht im Glücke! — 4) Zu langer Friede schadet der Kraft. — Vor allem sei gehorsam, jeder

Pflicht getreu. — Solch' eine Scene vergißt man nicht. — Sieg der Herzensgüte. — Schwäche und Thorheit strafen sich selbst. — Meine Lebensschicksale. — Skizzen zu meiner Lebensgeschichte: 1) Vater Meinrad und der arme Student. — 2) Es diente ihm zur guten Lehre. — 3) So bin ich reich geworden.

WIEN.
Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.
1844.